Gesammelte Werk: Isebies

Helene Böhlau

Helene Böhlau
Gesammelte Werke

Band 6

1915

Verlag Ullstein & Co, Berlin/Wien
und Egon Fleischel & Co, Berlin

Isebies

Die Geschichte eines Lebens

Gewidmet dem Werke:
„Das hohe Ziel der Erkenntnis"
von Omar al Raschid Bey,
welches meines Lebens Inhalt
und Kraft ist, war und sein wird.

Vorbetrachtung

Kennt ihr das Erschauern in einsamer Abendstunde, im stillen, lampenerhellten Zimmer? Der Regen fällt, der Wind weht, die Seele ist nicht kräftig wie in sonnendurchleuchteter Mittagsstunde. Schatten sind über sie gefallen. Ihr kennt die Wehmut dieser Stunden, die Sehnsucht dieser Stunden, die herzzerreißende Sehnsucht nach Vergangenheiten, das Rückwärtsschauen, das Rückwärtsleben — und das stille Bangen vor der Zukunft.

Die Vergangenheit hebt ihr Haupt und lächelt euch zu, wie nur die Vergangenheit lächeln kann. Ihr sehnt euch nach Tränen; aber dieses Lächeln wehrt jeder Träne, denn es ist schmerzlicher wie alle Tränen der Erde. Es ist ein Lächeln, das jeder Lebendige kennen lernt, an das er sich nie gewöhnt, das ihm immer von neuem das Herz beengt. Er weiß nicht, wie er sich dagegen wehren soll. Dies erstorbene Lächeln tut unsagbar weh; es zu schauen, zu empfinden ist eine der größten Seelenpeinen dieser schweren, dunkeln, geheimnisvollen Erde, auf der wir wohnen müssen. Die fröhlichsten, seligsten Dinge sind zu den wehesten geworden. Große vergangene Schmerzen aber legen ihre frommen Hände segnend auf das müde Herz.

Ach, welch ein Schauen, welch ein Fühlen in der stillen abendlichen Stunde.

Hör' nur, wie der Regen fällt,
Hör', wie Nachbars Hündchen bellt.

Uraltes Schlummerlied, zwischen deinen Zeilen fühl' ich ein Herz schlagen, das wehmutsvoll in dunkler einsamer Stunde an einer Wiege diese Worte fand.

Auch ich wurde als Kind mit diesem Liedchen eingesungen, wie seit Jahrhunderten so manches müde Kind. Ich entsinne mich, meine liebe Großmutter säuselte es mit murmelnder Stimme, und mir ist, als hätte sie ohne Worte in

die Melodie hineingewoben: „Ach, mein armes, kleines Kind, wenn du wüßtest, wenn du wüßtest," und es ist mir, als wäre ich unter dem Säuseln des Liedes bang eingeschlafen.

O diese stillen, erinnerungsschweren Stunden, diese Bilder und Gestalten, — wie sie kommen und gehen, auftauchen und verschwinden.

Lebendiges, köstliches Leben, das zum Schemen wurde.

Eingetaucht in ein wogendes Meer der Vergänglichkeit! Hin und her geworfen von Welle zu Welle. Und wir sollen standhaft sein, ruhigen Sinnes und voll geduldiger Kraft. Welch eine Anforderung! Welch ein Heldentum und wir sollen lachen und fröhlich sein. — Und wir lachen und sind fröhlich, und wir sind oft auch standhaft und voll geduldiger Kraft.

O unergründliche Natur, was hast du mit deinen Geschöpfen vor?

Du bist so wundervoll, man möchte dir vertrauen wie einer herrlichen, unergründlichen, weisen Mutter.

Auf tausend Fragen aber keine Antwort. Im bittersten Leid Stummheit.

Da war es einmal, ich schaute aus einem alten südtiroler Gasthaus auf den Marktplatz zum Fenster hinaus. Über die Dächer blinkten die sonnigen, herbstlichen Berge.

Im Sonnenglanz tummelte sich Mensch und Vieh im Jahrmarktstreiben. Buden waren aufgeschlagen, und gerade unter meinem Fenster hielten sie Pferdemarkt.

Bauern kamen mit alten Arbeitspferden, die auf den beschwerlichen Gebirgspfaden ihre armen letzten Kräfte von einem neuen Herrn verbrauchen lassen sollten. Die Tiere hatten etwas Geduldiges und Gütiges im Auge. Ja, etwas Gütiges, Überlegenes.

Sie waren ganz gelassen, und gelassen waren die Käufer und Verkäufer keineswegs.

Eine Stute mit einem Fohlen wurde vorgeführt. Sie beobachtete ihr neugieriges Kind mütterlich, ruhig, gewohnheitsmäßig. Nun aber hatten sie das Fohlen verkauft. Das freie, schöne Kind wurde von einer ganzen Rotte johlender Männer gebändigt, die ihm zum erstenmal ein Halfter anlegten.

Dann wurde es fortgeführt. Die verlassene Mutter schaute ihm nach, zuerst stumm, unbeweglich, dann fand ihr Schmerz Klagelaute. Die Kreatur erwachte zu schmerzvoller Geistigkeit. Ein Wandel vollzog sich mit ihr. Jede Sehne, jeder Muskel wurde von Verlangen und Sehnsucht gewaltig belebt. Geist und Empfinden gewannen die Oberhand. Die feste Körperlichkeit taute auf, löste sich in großem Schmerz und heißer Liebe.

Ehrfürchtig sah ich ihren Schmerz, ehrfürchtig begriff ich die heilige Geistwerdung des Tieres. Schreien und Klagen sah aus wie Erlösung von der toten, schläfrigen Masse des Körpers. Ein Gewitter der heiligen Geistwerdung.

Gegen die schachernden, roh packenden Händler und Käufer hatte die Stute in dieser Stunde das Aussehen einer gottbegeisterten, ekstatischen Kreatur. Und ich erschauerte im tiefsten Herzen, ein heiliges Geheimnis war mir verkündet.

Meine stumpfen Sinne hatten begriffen. Schmerzbeladene waren auf allen Wegen an mir vorübergewandelt. Schmerzen hatten mein eigenes Herz heiß bestürmt; aber die Geistwerdung der Kreatur durch das Weh dieser Welt hatte mir die schmerzzerrissene Tierseele offenbart.

Ich bin seit jener Stunde ein wenig geduldiger geworden, sträube mich vor der Geistwerdung nicht mehr ganz so losgelassen wie einst.

Auch die stillen, dämmerigen Abendstunden fliehe ich nicht mehr wie einst. Mögen sie kommen, mögen sie mir ans Herz rühren mit ihren gestorbenen Seligkeiten und Schmerzen. Meine liebe Großmutter sagte einst zu mir: „Ich kann dich

nur verstehen, wenn ich mir vorstelle, daß deine Seele noch nicht lang im Menschenreich ist. Du freust dich wie ein Tier, das nur den Augenblick kennt, und leidest wie ein Tier, das Hoffnung und Wiedersehen nicht kennt. — Gott sei dir gnädig. Ich glaube, du liebst uns alle auch wie ein armes Tier. Du schüttest deine Liebe aus, als müßtest du in einem Augenblick alle Liebe des Lebens geben."

So sagte meine Großmutter.

Und sie mag recht gehabt haben, denn ich sehe in den Bildern, die an stillen Abenden vor mir auftauchen, eine arme fremdartige Seele, eine junge, feurige, nie alternde Seele ihre schweren Wege gehen, bebend lieben, bebend ekstatisch leiden, Seligkeiten kostend und Schmerzen.

Ich sehe, wie sie fast kein „Ich" ist, dann aber, mit einem Male, nach Ichsein verschmachtet. Eine so suchende Seele, eine Welt, die sich mit heißestem Willen gestalten will, eine Seele, die alles Schöne, Heilige, Große, Fröhliche, Drollige, Wunderliche, Köstliche, Jammervolle auf Erden kannte, und schließlich sich von einem Pferde erleuchten läßt.

Das Haus der kindlichen Starken

Das war ein schönes, stattlich gefügtes Haus, von kräftigen Bäumen umgeben, das Wohnhaus. Diesem gegenüber das weitläufige Geschäftshaus. Mitten im Hof stand eine grüne Waldtanne, die in ihrer Kindheit von Sibylle Eigenbrodt, der zierlichen Mutter, am Christabend als Weihnachtsbaum für die Vögel aufgeputzt wurde und im großen, weiten, stillen Raum mit ihren Lichtern zum Sternenhimmel emporleuchtete, der zwischen den hohen Hausdächern zu ihr herabfunkelte.

Das war Sibylle Eigenbrodt, die so einen innigen Gedanken gehabt hatte, die Frau von Heinrich Eigenbrodt, der in dem altertümlichen, herrschaftlichen Geschäftshaus, einer Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, als Herr vorstand.

Aus diesem vielfenstrigen, breittreppigen alten Geschäftshaus strömte Lebenskraft über das Wohnhaus hin, in dem eine seelenruhige Familie wohl gedieh.

Wenn Heinrich Eigenbrodt, der große, schöne Mann mit den guten Augen, dem mächtigen Haupt, über seinen breiten Hof ging, dem rebenbewachsenen Wohnhaus zu, muß sein Empfinden oft ein gehobenes gewesen sein. Alles würdig, eines alteingesessenen, hochangesehenen Geschlechtes wert, alles in Blüte und Kraft, er selbst, sein Weib, seine Kinder; die Mutter der Frau, als sanfter Hausgeist bei ihnen wohnend, ein Haus des Friedens.

Heinrich und Sibylle Eigenbrodt sahen sich selbst und die Reihe ihrer Ahnen in drei Kindern neu erwachen. Wohlgemute Menschen lebten in diesem Hause, freuten sich im Garten, der auf der alten Stadtmauer lag, des Sommers, blickten hinunter in den schönen Hof und hinüber in das altherrschaftliche Haus, in dem das Geschäft mit Würde und Kraft betrieben wurde. In keiner Weise war dieses Geschäftshaus verbraucht oder unangenehm. Es barg für das Wohn-

haus ein fast geheimnisvolles, lautloses Leben, nur das Sausen der Schnellpressen war dumpf hörbar und das Pochen der großen Dampfmaschine. Der dicke Faktor ließ sich manchmal an einem Fenster sehen und schnappte etwas Luft.

Die fetten, glänzenden Walzen wurden in eine Kammer über den Hof getragen, in der es ganz sonderbar roch. In dieser Kammer zog man den Walzen ein dickes, glänzendes Gelee ab, das die Kinder gar zu gerne befühlt haben würden, wenn es nicht so lebendig gezittert hätte. Ganze Stöße weißen Papieres trugen Männer in braunen, langen Arbeitskutten über den Hof in die Feuchtkammer, die in einem Keller lag. Sie trugen die Stöße auf dem Kopf, und zu beiden Seiten hingen sie ihnen schwer über die Ohren. Immer gab es etwas im Hof zu sehen. Aber es ging dies alles seinen vornehmen, leisen Gang, nirgends Unordnung, nirgends Unschönheit, nirgends lautes Treiben.

Die Kinder sahen den Vater oft über den Hof in sein Geschäftshaus gehen, sie schauten ihm unbewußt nach. Er ging in eine Welt, die sie nicht recht kannten. Es war etwas Geheimnisvolles dabei. Der Vater sah schön und groß und mächtig aus. Sein schwarzer Anzug war tadellos, sein Haar so wohlgepflegt, sein Auge so hell. Sie hatten einen schönen Vater, und all die vielen Menschen drüben im Haus gehörten ihm, und die geheimnisvollen Geleewalzen und die Schnellpressen sausten und die Dampfmaschinen stampften, weil er es so wollte. Auch der dicke Faktor, vor dem die Kinder sich fürchteten, gehörte ihm und all die vielen hellen Lichter und erleuchteten Fenster abends.

Die Kinder hatten das Gefühl, einen reichen, mächtigen Vater zu haben. Auch sie gehörten ihm und auch die kleine Mutter gehörte ihm.

Gegen den Vater war sie unendlich klein und zierlich; aber sie ging mit festen, elastischen Schritten durchs Haus. Und wenn sie sich den blonden, langen Zopf flocht und ihn

im Schwung zurückwarf, ehe sie ihn sich um den Kopf legte, erschien auch sie den Kindern sehr mächtig. Es ging alles so flink, und der Zopf war schwer und glatt. Niemand sonst hatte solch einen Zopf. Und wenn er geflochten war, blieb immer auf dem Frisiertisch ein ganz kleines, winziges Löckchen zurück vom letzten Zopfende, um das die Mutter ein paar ausgegangene Härchen wickelte. Die kleine Locke nahm sie dann mit sich, um sie zu verbrennen, zum Leidwesen ihrer Töchter, die diese glänzenden, gleichmäßigen Dinger gern gesammelt hätten, um eine Puppenperücke daraus zu machen. Keins aber getraute sich, diesen Wunsch laut werden zu lassen, wahrscheinlich hielten sie ihn für eine Sünde.

Sibylle Eigenbrodt war die Tochter eines hervorragenden Mannes und einer Mutter, die an Lieblichkeit des Wesens auch im Alter nicht ihresgleichen fand.

Sie selbst hatte die Klugheit des Vaters, die Gesundheit und Güte der Mutter geerbt. In ihr Wesen aber war eine keusche Herbigkeit mit eingewoben, die sie oft schweigsamer und abwehrender erscheinen ließ, als sie eigentlich war. Eine fast asketische Seelenvornehmheit lag über ihr. Ihres Gatten Schönheitssinn, der sich im ganzen Hause in jedem Gegenstande aussprach, mochte ihr wohl etwas unnötig erscheinen, doch ordnete sie sich der starken Persönlichkeit des Mannes ohne Überlegen unter. In jedem Schritt der kleinen Frau, in jeder ihrer knappen Bewegungen lag Kraft, die Kraft der Zierlichkeit, etwas Unwiderstehliches. Sie brauchte im Hause nicht viel Worte zu machen. Ihr Wesen genügte, um ihr alles, was ihr untergeben war, ganz wie selbstverständlich unterzuordnen. Sie war eine geborene Herrin. Aber auch lachen konnte Frau Sibylle mit der ganzen starken Leidenschaftlichkeit ihrer wohlbewachten Natur; da brach es wie eine Quelle hervor. Und ihr Lachen gewann ihr aller Herzen. Im Lachen verband sie sich mit der Welt. Im Lachen schenkte sie sich ihren Kindern.

In seinen Grundbedingungen ging es in diesem Hause zu wie in jedem Hause dieser Erde, denn sie wußten nicht, von wannen sie kamen und wohin sie gingen. Sie schwebten mitten im Weltenraum unter ungeheuer leuchtenden Welten auf ihrer kleinen Kugel, die im großen, gewaltigen Tanz der Sterne sich dreht.

Sie fühlten sich heimisch und sicher mitten in grauenvoller Weltennacht, mitten im grauenvollen Weltentag. Sie hörten das Rauschen der Erden und Sonnen nicht. Sie wußten die Unermeßlichkeit, die unausdenkbare Ungeheuerlichkeit ihres Daseins nicht.

In ihrem steinernen Haus hatten sie sich verkrochen, zählten wichtig ihre Hemden und Strümpfe, damit ihnen nichts fehlte, kämpften wichtig um Ehre und Reichtum, zeugten ihre Kinder in die grauenvolle Weltennacht und den grauenvollen Weltentag hinein, in das bewunderungswürdige Nicht-Sehen und Erkennen, das allein alles Leben möglich macht. Nach dem blinden Lebenslauf werden ihre Leiber in die rastlos tanzende Erde gebettet, in der sie bald als zierliche Gerippchen liegen und unermeßliche Strecken im Weltenraume zurücklegen; und ihre ihnen selbst unbekannten Seelen sind Gott befohlen.

Unter diesen Verhältnissen lebten sie wie alle Sterblichen, zählten ihre Strümpfe und Hemden mitten in der Ungewißheit und Dunkelheit ihres Erdenlebens, und zwar wurde diese Angelegenheit sehr ordentlich betrieben. Wohlhabenheit und Ehre waren ihnen seit Generationen zugefallen.

Auch sie hörten, gottlob! das Rauschen der Welten nicht, wußten nicht, wie geheimnisvoll es um sie auf ihrer tanzenden Kugel stand. Sie fühlten sich so erdensicher, liebten einander und ließen es sich wohl sein. Ihre Kinder hatten sie in aller Unschuld und Seligkeit auf diese Welt gesetzt, ohne zu sorgen und zu grübeln, was ihnen wohl auch jedermann verdacht haben würde.

Ihrer Ahnen brauchten sie sich keineswegs zu schämen. Von beiden Seiten setzten sich uralte Patriziergeschlechter in den Kindern fort. Da gab es in den Familienüberlieferungen prächtige Leute, gutartig, gutrassig, ja außerordentlich. Liebliche Frauen, die ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bis ins Alter mit hinüberzunehmen nicht vergessen hatten, und energische, kluge Frauen. Es gab auch einen Mönch in der Familie des Vaters, einen Unruhstifter, der protestantisch geworden war. Von diesem Mönch existierten schweinslederne Bände voll Verse und Abhandlungen in einer Schrift, wie in Stahl gestochen. Von diesem Mönch gab es allerhand halbvergessene Geschichten. — O, dieser Mönch!

Die beiden jüngsten Töchter waren ein Zwillingspärchen. Die mächtigen, zwingenden Einflüsse der Eltern und Ahnen hatten aber beide verschieden geschaffen. Lieselotte, ein allerliebstes Persönchen, das alle Vornehmheit und kühle Gelassenheit der Frauen ihres Geschlechts aufgesogen zu haben schien und schon als Kind eine kleine zarte Dame von Welt war, und Biwi oder Rose, ein munteres, geschäftiges Weibchen von Kindesbeinen an, klug, hell, schlagfertig, mit viel Neigung zu Komik und Hanswurstereien, sehr energisch und etwas derb.

Beide blond, blauäugig und von glücklichster Mischung der Rassen. Isebies, die um zwei Jahre ältere Tochter, die nach der Mutter Maria Sibylle getauft war, aber Isebies genannt wurde, war dunkler in Haar und Hautfarbe, ihre Augen schimmerten unbestimmbar, und unbestimmbar war auch ihr Betragen. Von ihr konnte man nicht sagen, daß sie eine kleine Dame war, auch nicht eine kleine derbe Person.

Die Mutter meinte einst: sie ist ein ganzes Dorf voll ungezogener und braver Kinder.

Heute war sie still und andächtig, morgen streitsüchtig, bald fleißig und ehrbar, bald unzuverlässig wie ein Herchen, ein

Kind ohne Jahresunterschiede, mit sieben Jahren so kindisch wie mit drei, und mit drei Jahren so klug wie eine kleine Weise und schroff und überzärtlich. Es war kein Fertigwerden mit ihr, man war ungeduldig und bezaubert, versäumte zu strafen, denn auf nichts war man eingerichtet, glaubte man den kleinen Teufel endlich erwischt zu haben, verwandelte er sich unter den Händen in einen Engel und umgekehrt. Dazu war das Kind viel krank. Über den zarten Körper kam ein schweres Nervenfieber; bewußtlos lag sie wochenlang und wußte nichts von der angstvollen Pflege der Eltern. In einer Nacht erwachte das Kind mit klaren Sinnen und sah seinen guten Vater, wie er hungrig und müde vom Wachen nach einem Biskuit griff. „Du Meisterdiebchen", flüsterte das Kind zärtlich mit einer Stimme, die nicht mehr vom Fieber verhüllt war, und der große Mann sank vor dem Leidensbett in die Knie.

„Nun bist du wieder da!" sagte er bebend. — Und sie war wirklich wieder da und blieb da, ein wunderlicher Hausgeist, der viel zu schaffen machte und mit seiner Güte und unerziehbaren Natur die Herzen und Nerven bewegte.

Im Hause der kindlich Starken ging es wie in einer von kräftigem und doch sanftem Leben erfüllten, wunderhübschen Geschichte zu, an der jeder seine Freude haben konnte; im oberen Stock die Frau Mutter, mit den weichen, zarten Händen, die um die Gesichter der Kinder in einem zärtlichen Augenblick wie weiße weiche Schmetterlinge flattern konnten, so wie man sich Schmetterlinge vorstellen möchte, wenn man sie mit Händen vergleicht. Niemand auf Erden begrüßte so zärtlich, wie die Frau Mutter es konnte; das liebliche, alte Gesicht, die zwei großen Locken unter der zarten Spitzenhaube mit den grauen Bindebändern, das silbergraue Kleid der kleinen, alten Frau, alles war so liebenswürdig; die Stimme, die nie ein Zorn entstellte, so gütig, außer wenn irgendeine Haustante, deren es viele gab, gar zu ungeschickt beim Whist-

spiel war, da schlüpfte aus dem guten Munde der lieben Frau etwas, was sich anhörte, wie: „Ei, so 'ne Gans!" — Aber das war dahingeflogen, wie eine wirkliche Wildgans durch eine neblige, verschleierte Landschaft lautlos dahinzieht.

Die Frau Mutter wohnte in sonnigen Zimmern. Die Sonne aber war gemildert durch Blumen und große Blattpflanzen, die vor den Fenstern standen. In diesen Zimmern kam und ging es von Freunden und Bekannten, die es sich hier wohl sein lassen wollten in dieser Welt ohne Ecken und Kanten.

Das heitere Wesen der Frau Mutter, wie Heinrich Eigenbrodt die alte Frau nannte, gab dem ganzen Hause einen Charme, trotzdem der ernste Hausherr die Frau Mutter ein wenig leichtsinnig fand.

„Das Leben ist keine Zuckerlecke, Frau Mutter", sagte er hin und wieder. Als Entgegnung hatte die Frau Mutter nur ein zartes Lächeln. „Meinst du, Herr Sohn?"

Wenn im Hause, in der Familie, in der Stadt sich etwas ereignete und jeder dabei seine Meinung äußern wollte, hatte sie eine kleine, vorsichtige Handbewegung: „Nur erst beschweigen, mit dem Beschwätzen hat's Zeit."

Die süße Heiterkeit ihres Wesens wuchs unmittelbar aus diesem Beschweigen der Dinge heraus.

Die zweite, große Kunst der Frau Mutter war die heiterste, anmutigste Ichüberwindung. Doch mußte das bei ihr nicht wie durch eine Operation geschehen sein, deren Folgen oft Verzerrungen allerart sind, wohl aber durch liebevolles Aufgehen ihrer Person in andere und ein seliges Überfließen in ihre Umgebung. Sie selbst ahnte das große Wunder nicht, das mit ihr vorgegangen. Kühle Asketen und Mystiker würgen an diesem Geheimnis, welches das liebende Herz der kleinen Frau beim Atemholen löste.

Die Eigenbrodts hatten ein Licht im Haus, das ihnen leuchtete, ohne daß jemand gewahr wurde, woher es eigent-

lich kam, und während Heinrich Eigenbrodt die liebe Frau Mutter wegen ihres heiteren Lebenswandels etwas aufzog, lebte er unter der Macht ihres Geistes und der Heiterkeit ihres Wesens und gedieh wie alle unter ihrem Schutz und Einfluß.

Frau Mutter war wie eine gute, reine Luft überall wohltätig zu spüren, ja bis in die Hauswirtschaft der Eigenbrodts hinein ergoß sich die Wohltat dieser süßen, starken Seele, die die Heldentaten des Lebens lächelnd getan hatte und nun ruhend über den Dingen dieser Welt schwebte.

Wenn die Frau Mutter jahraus, jahrein am Mittwoch und Samstag zum Markt ging, um für sich und den Haushalt der Tochter das herbeizuholen, was dem täglichen Leben seinen Reiz verleiht, und was ein Dienstbote zu wählen nie versteht, da brachte sie das köstlichste Obst heim, das ausgesuchteste Wildbret, das zarteste Gemüse und die frischesten Blumen. Jede von den Bauernweibern, von denen die Frau Mutter etwas kaufte, gab ihr das Beste, was sie hatte, da war keine, die sich nicht gefreut hätte, die Frau Legationsrätin zu sehen, mit ihr einiges zu schwätzen.

„Frau Rät'n!" rief es auf dem alten, ehrwürdigen Marktplatz, wenn sie durch die Reihen ging. „Da hätt' ich Erbschen für Sie!" — Da hatte eine andere Rebhühner, die sie unter einem Extratuch hervorzog.

„Frau Rät'n, da gibt's heute ein Häschen."

„Frau Rät'n, da gibt's was für Sie!" — So versuchten die Verkäuferinnen sie zu locken. Und lebhaft klangen die Stimmen. Die Marktweiber brachten ihre freundlichsten Laute hervor, und die Frau Mutter kam wie ein beschenktes Kind nach Haus voll Überraschungen und hatte alles billiger und besser wie andere Leute und wußte Geschichten über Geschichten. Die Kinder standen schon bereit, um sie und die große Ledertasche, die alle Herrlichkeiten barg, auf der Treppe zu empfangen. Welch ein Jubel, welch ein Erwarten! Nach

dem gewaltigen Marktkorb der Köchin schaute niemand; das waren gewöhnliche Speisevorräte, von denen die lustigen Mädel herablassend eine Handvoll Kirschen oder eine Weintraube langten; aber gegen die schwarze Ledertasche der lieben, kleinen Frau war ein Märchenbuch mit allem Zauber der Vorwelt nichts.

Die Mahlzeiten wurden zu merkwürdigen Ereignissen in diesem Hause, denn oft war etwas Geheimnisvolles, noch nie Dagewesenes dabei. — Ein Nähtag, der in jeder Familie eine Sorge ist, unter dessen Last alles Weibliche stöhnt, war hier ein Fest.

Die Umwandlung der Eigenbrodtschen Weiblein in Frühjahrs-, Sommer- und Wintergeschöpfe geschah mit allem Frohsinn, und wenn's irgend anging, wurde im Garten geschafft. Die Frau Mutter saß an der Nähmaschine und schmetterte, wie sie es nannte. Anprobiert wurde hinter einem alten Holunderbusch, und die Nachbarn wußten schon lange vordem, ob die Sonntagskleider der Eigenbrodtschen blau, grün, rosa oder grau waren. Sibylle, die Mutter, hätte die Kinder am liebsten in sanfte, anspruchslose Spatzenfarbe gekleidet, die Frau Mutter aber fand, daß sie im traurigen Winter leuchten sollten, und im Sommer, sagte sie, sind auch wir und ihr mit den Blumen um die Wette angezogen gewesen; und sie wußte auch jedem der Mädchen eine Extratasche, irgendein Schwänzchen oder Schleifchen, wonach gerade das Herz stand, anzubringen.

Das alles setzte sie lächelnd durch, auch ihrer eignen Tochter verstand sie den sanften Ernst zu mildern, wußte ihr für die Augen der Welt manchen Reiz zu geben, den Sibylle in ihrer stolzen Herbigkeit verachtete. Die Personen im Eigenbrodtschen Hause milderten einander, statt sich gegenseitig zu steigern, und so entstand ein schöner, stetiger Familienfriede, bei dem alle gediehen. Die Jungen konnten sanft und ungehindert aufwachsen, und die Alten entwickelten sich friedlich

und genossen ihre Reise. Man konnte ohne Hast und Erregung leben.

An einem Winterabend saß Sibylle Eigenbrodt, Frau Mutter und die beiden Mädchen in dem Arbeits- und Kinderzimmer, dessen Fenster zum weiten Hof hinausblickten. Die Schnellpressen im alten Geschäftshaus, aus dem mancherlei Geräusche herüberdrangen, sausten, ohne beachtet zu werden. Und doch gehörte ihr Geräusch zum Behagen, denn Sonntags, wenn es wegfiel, vermißten alle gewissermaßen einen Rhythmus bei ihren Beschäftigungen und ihren Spielen. Es war auch angenehm zu denken, daß so viel hellerleuchtete Fenster in den großen Hof auf die schöne junge Tanne blickten, so viel wachsame, freundliche Augen. Zu dieser Abendstunde wurde die Zeitung in den großen Maschinensälen fertiggestellt und gefalzt, und in der weiten Torfahrt stand eine ganze Rotte alter und junger Frauen, Kinder trugen mächtige Taschen, und alle warteten darauf, die Zeitung auszutragen. Einen Tag wie den andern war es so. Immer hatte die Phantasie der drei Eigenbrodts etwas zu tun. Nie war es langweilig da drüben. Die Zeitungsmädchen, die die leeren Druckbogen den Schnellpressen in den Rachen schoben, spielten eine große Rolle, so gut wie der dicke Faktor und die Herren im Kontor mit den vielen Siegellackstangen und Federkasten, in denen die Federn wie neugeprägtes Silber in Menge lagen; und auch die Rotstifte und Blaustifte und die hohen Drehstühle hatten ihre ernste Bedeutung und die tiefe Würde der Herren und deren herablassendes Lächeln.

Auch heute war alles im schönsten Gang, kein Geräusch fehlte. Wenn die Kinder hinüberdachten, war alles in Ordnung. Sie selbst arbeiteten Weihnachtsarbeiten und sangen „Stille Nacht, heilige Nacht“ mit der Mutter; aber sie wußten, daß sie vor dem Abendessen noch ein wenig bei dem Zeitungsfalzen drüben zuschauen durften oder vor dem Hause Schlitten fahren konnten. Sie hatten die Wahl. Beides war verlockend.

„Isebies," sagte die Mutter, „du bist nicht bei der Sache, was machst du für abscheuliche Stiche. Du siehst gar nicht hin. Du nähst ja unter dem Tisch!"

„Ei der Tausend," meinte die Frau Mutter, „das ist ja ganz meschant, was du da machst! Lange Faden, faule Maden." Die Frau Mutter trennte Isebiesens Näherei wieder auf, die schaute ihr dabei traumverloren zu, und als sie die Näherei, die gewissermaßen vom Können und Wissen der alten Frau durchdrungen und lebendig erwärmt war, wieder in ihre dünnen, gedankenlosen Finger bekam, ging's eine Weile, bis die Lebenswärme der Frau Mutter aus dem leblosen Stückchen Leinen verflogen war.

Als die Frau Mutter sich erhob, um sich fürs Theater zurecht zu machen, denn es war heute ihr Abonnement, bekamen auch die Kinder ihre Freiheit.

Das Kinderzimmer lag bald ruhig im Scheine der Hängelampe, die Arbeiten waren unter den Augen der Mutter verpackt, die Stühle unter den Tisch gerückt. Eine geordnete Feierabendstimmung lag über dem Raum.

Sibylle Eigenbrodt ging, nachdem um sie her Frieden geworden, in das Wohnzimmer, zündete sich die beiden Lichter am Flügel an und spielte.

Welches Leben in dem eigentümlichen, klugen Gesicht der Frau. Sie spielte mit einem weichen, perlenden Anschlag der zarten, festen Finger, ihre eignen Gefühle in Töne übertragend, eine seltene Gabe bei Frauen. Und was sie spielte war klar, melodiös, voll süßer Poesie durchdrungen. Wunderlicherweise lag Wehmut und Sehnsucht in allen Weisen, die ihr durch die Seele gingen, und etwas feierlich Volkstümliches, etwas künstlerisch Vollkommenes war das einsame Spiel der pflichttreuen, zierlichen Hausfrau. Daß sie so einsam spielte, daß sie dieses wunderschöne Können nicht Mann und Kinder mitgenießen ließ! Isebies war manch-

mal ihre Zuhörerin und hockte dann ganz versunken in einer Zimmerecke.

Sibylle war dabei einmal durch Isebies erschreckt: als sie sich beim Spiel umwandte, kniete das Kind hinter ihrem Stuhl und küßte das Kleid der Mutter unter Tränen auf eine leidenschaftliche, ungezügelte Weise. Sibylle hätte gern ihr Kind in die Arme geschlossen und geküßt, aber das Herbe, Gefühlskeusche, Scheue in ihr ließ diese Überwallung des Herzens nicht zu. Sie sagte damals halb verlegen, halb unwillig: „Aber Isebies", worauf Isebies sie mit einem traurigen, fremden Blick angeschaut hatte.

Die Frau Mutter ging an diesem Abend wohlgemut und voller Behagen dem alten, gemütlichen Theater zu, in dem sie von Kindesbeinen an alle schönen Eindrücke ihres Lebens genossen hatte. Es war für die alte Frau überhaupt kein Theater, sondern die Quelle des Lebens, eines erhöhten Lebens, etwa eine zweite Kirche, in der man aber behaglich auf seinem Balkon sitzen konnte, bequem zurückgelehnt, alten Bekannten zunickend, die auf dem tiefroten Seidendamast der Wandverkleidung sich vorteilhaft und erfreulich abhoben. Frau Mutter teilte dieses Gefühl wohl mit jedem alten gebildeten Weimaraner.

Die Schauspieler waren von ihnen allen geachtet wie die Pfarrer in der Stadt- und Hofkirche. Nur hatten die Weimaraner mehr teil an ihnen wie an den Pfarrern. Sie gehörten ihnen gewissermaßen wie nahe Verwandte an. Sie freuten sich über den vortrefflichen Ruf und die tadellose Lebensführung der hochangesehenen, tief in das Leben der Stadt eingewurzelten Künstler, die so bürgerlich wie die besten Bürger waren und ihre Sache so gut verstanden, ohne deshalb leichtsinnig und übermütig zu sein.

Es war also kein gewöhnliches kaltes, herzloses Theater,

dem die Frau Mutter zustrebte, sondern eine Heimat, eine Ofenecke, eine Spinnstube, in der es Köstliches zu hören gab, ein Heimgarten. Die alten Weimaraner hätten darin sitzen und vor Wohlergehen wie die Katzen schnurren können. Es war ihnen einfach erdenwohl, wenn die Logentüren sich hinter ihnen geschlossen hatten. Alles Unbehagen, alle Sorgen blieben dann draußen.

Frau Mutter liebte auch den Weg zum Theater. Man war doch eigentlich ganz jung. Was wollten denn die Leute mit dem Alter? Wie gern man doch so am Abend seinem Ziele zuging, immer gleich gern, von erster Jugend an. Etwas würdiger wohl, und ach! — die guten Kameraden fehlten. Viele waren schlafen gegangen, die trautesten gerade, die herrlichsten; aber ihre lieben Bilder, ihre geistigen Naturen waren nicht abgehalten, die liebe Frau zu begleiten; — so ging sie nie allein.

Am Wielandschen Garten kam sie an einer kleinen Gestalt vorüber, die, ein Schaltuch über dem Kopf, vermummt an die Mauer gedrängt stand.

Ein Bettelmädchen in Weimar, das wäre —! dachte Frau Mutter, das kann nicht sein! Sie wendete sich deshalb nach dem kleinen Wesen um, — und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie in die erschreckten und verwirrten Augen ihrer eignen Enkelin Isebies blickte. „Ja, du meine Güte, wo kommst du denn her, was willst du denn hier? Machst du, daß du nach Hause kommst! Und weshalb hast du dir denn Reginen ihr Umschlagetuch um den Kopf gesteckt wie ein Bettelmädchen?"

Soviel Frau Mutter auch fragen mochte, sie erhielt keine Antwort. Mit geschlossenen Lippen und großen Augen, mit zarten, festen Zügen im weichen Gesicht stand Isebies vor ihr, schweigsam und unnahbar wie ein kleiner gefangener Sioux-indianer. Frau Mutter wurde etwas ungeduldig, denn zu spät kommen und alle inkommodieren, bis sie glücklich an

ihrem lieben Platz angelangt war, das wollte sie nicht, das hielt sie für eine der größten Rücksichtslosigkeiten; die Enkelin auf der Straße stehen lassen, ging aber ebensowenig. So war Frau Mutter in großen Schwulitäten und Isebies hatte den Bock. Sie stand wie ein Pfahl, und keine Miene veränderte sich.

„Sei nicht so meschant, Isebies!"

Frau Mutter wurde etwas heftig, aber mehr bittend wie heftig. „Ich komm' ja zu spät!" Keine Änderung in Isebiesens Betragen. „Ei du liebe Güte!" Frau Mutters Seele rüstete sich, ein Opfer zu bringen. Sie kannte Isebies. Isebies hatte etwas „pexiert" und hatte nun Reue und irgendeinen Seelenkampf, der sie zwang, die Lippen fest aufeinander zu drücken. Endlich gelang es Frau Mutter, das Kind weiter zu bringen. Mit der ersten Bewegung aber rannen auch die Tränen herab, eine ganze Sintflut, und die zarte Gestalt bebte vor Schluchzen.

Ach, du lieber Gott! dachte Frau Mutter. Nun ist's aus.

Und es war auch aus. Sie ging nicht ins Theater, schob Billett und Zettel in ihre Tasche und nahm das zitternde, kalte Händchen der Enkelin in ihre warme, weiche und ging mit ihr über den Theaterplatz der Schillerstraße zu, denn nach Hause konnte sie Isebies jetzt nicht wohl bringen; erst mußte der Sturm sich legen.

„Was hast du denn da in der Hand?" fragte Frau Mutter.

„Ein Paketchen", schluchzte es.

„Was willste denn damit?"

Schweigen.

„Na, sei nicht so dumm!"

„Ich hab' so Paketchen gelegt."

Die kleine Stimme war ganz zermalmt und bebend.

„Paketchen hast du gelegt?" Frau Mutter wußte nicht recht, was sie davon halten sollte.

„I, wieso denn, meine Alte?"

Isebies gab in einer Aufwallung völliger Hingebung ihr Paketchen der Großmutter, die es bescheiden ohne jedes Zeichen der Genugtuung an sich nahm.

„Was ist denn drin?" fragte sie.

Sie standen gerade unter einer Laterne. Isebies griff nach dem Paketchen, nahm es der Frau Mutter aus der Hand, knüpfte das rosa Leinenbändchen auf, tat das weiße Papier auseinander. Und es fand sich, daß auf dem Papier ein Häufchen Asche lag und ein langer Zettel.

Isebies hielt der kleinen alten Frau die ganze Bescherung auf der flachen Hand hin, ohne ein Wort zu sagen. Diese schob ihre Brille, die sie sonst immer trug, auf die Stirne, denn sie war kurzsichtig, beschaute die ganze Angelegenheit aufmerksam und sagte, den Blick auf das Kind gerichtet, verwundert: „Asche und ein Zettelchen." Das Zettelchen nahm sie, führte es nah an die Augen unter dem vollen Licht der Laterne und las: „Du läsesd sie dahin farn wie einen Stromm und sind wie ein Schlaff; gleich wie ein Graß, das doch bald welg werd.

Das da früe blühd und bald welg werd, und das Abents abgehaun werd und vertohrret.

Lehre uns bedengen, das wir sterm müßen, auf das wir klug werten."

„Was soll denn dieser traurige Psalm — und diese Fehler, Isebies?"

„Ich habe so Paketchen gelegt", wiederholte das Kind leise und beschämt.

„Wieso denn?"

„Ich habe so eins auf die Straße gelegt," sagte das Kind leise, „und gewartet, bis es wer fand. Dann hab' ich mir gedacht, wie er's aufmachen wird! Es war auch noch eins mit einer toten Maus."

„Pfui Tausend", sagte Frau Mutter und schüttelte den Kopf,

schüttete die Asche aus dem weißen Papierbogen und faltete diesen sorglich zusammen.

Isebies griff in ihre Tasche und gab der Frau Mutter eine ganze Handvoll Zettelchen, an denen krumme Stecknadeln steckten.

„Was soll nun das?"

Isebiesens Stimme zitterte wieder. „Solche habe ich den Leuten an die Mäntel gesteckt."

Frau Mutter nahm eins und las. Da stand ganz einfach „Esel" darauf; wieder auf einem: „Du's Maul nich auf, denn was du sprichsd is dumm." Und wieder auf einem: „Gott hat mich nich allein gemachd, da muß noch was Andres dabei gewesen sein." Dann fand die Großmutter noch eins und las es mit der Brille auf der Stirn. „Du mußt nicht liben, was Beine hat. Alles läufd fort."

„Nu sag' mir nur, Isebies, wie du auf all das Zeug kommst?"

Frau Mutter hielt jetzt wieder die Hand der Enkelin in der ihrigen. Sie standen gerade vor einem Konditorladen. Ohne ein Wort zu sagen, ging die liebe Frau hinein, ließ Isebies draußen warten und kaufte einiges ein. Das Kind blieb diesen Abend oben bei der Großmutter. Regine, die alte Köchin, holte die Erlaubnis dazu.

Isebies durfte die Tüte vom Konditor auspacken, durfte den Tisch decken, das Teemaschinchen anstecken, und dann, nachdem es herrlich geschmeckt hatte, spielte das große Mädchen Katze, schmiegte sich an die liebe Frau fest an, spielte dann mit den Füßen der Frau Mutter, die in schneeweißen Strümpfen steckten und kleinwinzig waren und weiße Mäuse vorzustellen hatten. Dann schnurrte und spann Isebies, daß es eine Art hatte.

„Solche Zettel solltest du den Leuten nicht mehr anstecken", meinte die liebe Frau mitten in das Spiel hinein. „Ich finde das nicht schön. Was stellst du dir denn dabei vor?"

„Mir gefallen die Menschen nicht!" sagte Isebies. „Einem Tier würde ich nie einen Zettel anstecken."

„Weil du weißt, daß ein Tier ihn nicht lesen kann."

„Nein, deshalb nicht", sagte das Kind kurz. „Weil ein Tier viel solider und lieber ist."

„Ach was, das ist dummes Zeug. Ein Tier geht uns gar nichts an."

„Sehr viel", meinte Isebies.

„Du versprichst mir, daß du keine Zettel mehr ansteckst und keine Paketchen legst. Mach' gar keine Geschichten, versprich es mir ganz einfach. Ich weiß, weshalb ich es von dir verlange."

„Ich verspreche es dir", sagte Isebies.

„Aber auch halten."

„Auch halten. — Weißt du, Großmutter, ich kann die würdigen, dicken Leute nicht leiden. Ich denke immer, daß sie was tot treten, wenn sie gehen."

„Was denn?"

„Ameisen."

„Geh, Isebies, du bist eine kleine Gans. Schlaf wohl."

Isebies küßte die Frau Mutter, und die feinen, weichen Hände flatterten zärtlich wie Schmetterlinge um die Wangen des wunderlichen Kindes.

Am anderen Tag erzählte Frau Mutter ihre Begegnung mit der Enkelin der Tochter, nahm ihr aber das Versprechen ab, gegen Isebies nichts zu erwähnen. Sie zeigte ihr auch die Zettelchen.

Als Sibylle las: „Gott hat mich nicht allein gemacht", fuhr sie mit beiden Händen sich an den Kopf und sagte heftig: „Das schreckliche Kind! Und diese Fehler, Herr, du meine Seele."

„,Schrecklich', das ist zuviel gesagt," meinte die Frau Mutter, „aber seltsam. Ich weiß nicht, mir kommt es eigentlich nicht passend vor, Kindern so traurige Psalmverse

lernen zu lassen. Isebies muß man sehr behüten, besonders seit ihrer Krankheit. Es macht alles so großen Eindruck auf sie. Ich habe sie mir gestern gezähmt wie ein kleines wildes Tier. Man muß sehr still und sanft mit ihr sein, um sie an sich zu gewöhnen, herzugewöhnen und zahm zu machen. Sag's auch Heinrich nicht. Der macht sich ganz unnötige Sorgen und würde es, Gott weiß, für seine Pflicht halten, Isebies anzudonnern. Wir hätten sie dann vielleicht für immer scheu gemacht."

„Ich bin soviel einfacher wie du", meinte Sibylle. „Ich würde ihr's ordentlich sagen, Mutterchen, du hast uns auch viel mehr über einen Kamm geschoren. Mit deinen Enkeln bist du bedenklicher."

„Da magst du recht haben. Man wacht sehr langsam auf. Du wirst auch wohl erst aufwachen, wenn du Enkel hast."

„Vielleicht aber ist das über einen Kamm scheren ganz gut. Mit vierunddreißig Jahren hoffe ich doch endlich aufgewacht zu sein."

„I bewahre. Ich hab' aber ja auch mit Heinrich unrecht gehabt. Weißt du noch?"

„Mit Heinrich?"

„Vor Jahren. Ich sagte doch immer, daß Heinrich zu den Romantikern gehört!"

„Ich weiß auch, was ich dir antwortete: Heinrich ist einzig in seiner Art, und zu den Romantikern gehört er gewiß nicht. Wie sollte er denn, er, der alles Überschwengliche so haßt. Ich weiß genau, du sagtest mir oft, daß ich mich zu langweilig anziehe. Wenn Heinrichs Treue und Liebe an einer rosa Schleife hinge, würde ich dafür danken. Was heilig ist, ist heilig."

Die Frau Mutter aber dachte die sonderbaren Worte: Es gibt nichts, was es nicht gibt, und sagte: „Er liebt Eau

de Cologne und verbraucht mehr als Goethe und Liszt zusammengenommen; und mich hat's immer gewundert, daß er von Karoline Schlegels Briefwechsel gar so viel hält."

„Du ziehst dich auch viel zu langweilig an. Du bist noch eine junge Frau, und man ist lange genug alt. Man ist überhaupt nie so alt, um sich langweilig anzuziehen, und solange mir Gott das Leben läßt, werd' ich's auch bei dir nicht leiden. Aber angenommen, Heinrich wäre doch ein Romantiker, der nicht ausgekrochen ist, so paßt mir nur hübsch auf Isebies auf."

Die Geschichte mit dem Paketchenlegen blieb also Geheimnis zwischen der Frau Mutter und Isebies und verband Großmutter und Enkelin auf das innigste. Das kleine wilde Tier Isebies war der alten Frau auf ihre scheue Weise ganz untertänig. „Meine Alte", sagte Frau Mutter oft zärtlich zu ihr, und das Kind streichelte dann behutsam die zarte, welke Hand und flüsterte kaum hörbar: „Meine Junge", aber so leidenschaftlich, daß ein Überschwall von Gefühl zutage trat, der Schmerz, daß die liebe Frau alt war.

Isebies war eins der armen Kinder, die wissend aufwachsen. Sie wußte Dinge, die sie niemand gelehrt hatte. Die alte Kinderfrau hatte Isebies das weise Kind genannt. Trotz all ihrer Dummheit wußte das Kind vom Tod, vom Alter, von Trennung, daß zwischen Mann und Weib Geheimnisse bestanden. Sie stand der Natur innigst nah und war anders wie die andern, voll wissenden Mitleids. Immer fürchtete sie den Verlust derer, die sie liebte. Als kleines Kind bangte ihr vor allem vor der Sintflut; wenn die Mutter ausgegangen war, stand sie am Fenster und blickte nach den Wolken mit ängstlich pochendem Herzen. Fiel irgendwo ein hartes Wort im Haus, bebte die arme, kleine Seele. Rügte Marie Sibylle die Dienstboten, verlangte das Kind, daß die Mutter die Gescholtenen danach küssen sollte.

„Denke, daß du eine Mama bist", sagte sie dann schluchzend, wenn es nicht geschah.

Sie konnte nicht das Wort Alter hören, nicht Tod, nicht Armut, ohne sich ängstlich anzuschmiegen. Sie war aber auch das einzige Kind, das gewagt hatte, die Hand gegen Marie Sibylle zu erheben, wenn sie Schelte bekam.

So aus Weichheit und Auflehnungstrieb zusammengesetzt, war Isebies für Marie Sibylle, die ihr Leben von jeher in strenger Selbstzucht gelebt hatte, ein harter Brocken. Rettung in diesem Zwiespalt fand sie nur in der gleichmäßigen Gerechtigkeit gegen ihre drei Kinder. Oft aber wäre Isebiesens Strafregister durch deren schrankenlose, ungezogene Güte und Unart zu lang geworden, so daß Marie Sibylle manche Nummern zu Isebiesens Gunsten in Ratlosigkeit überging, denn es schien ihr eine Ungerechtigkeit an sich, daß sie an Isebies so viel bemerken mußte, was nicht in Ordnung war.

Hätten die Zwillinge die Nachbarskinder eines schönen Abends von der Straße in die Speisekammer geführt und sie gebeten, zu nehmen, was ihnen gefiele, wären beide sicher gehörig durchgewichst worden. Aber als Isebies mit einer ganzen Rotte in die Speisekammer gedrungen war und mit einer großen Gebärde gesagt hatte: „Nehmt nur, was euch gefällt, auch von den Einmachbüchsen", und ihnen dann wie eine Heilige nachgeschaut hatte in Geberwonne, das trug ihr keine Schläge ein, die Mutter strich ihr über das Haar, als sie ihr Kind so antraf, und ließ den Zug der Seligbeladenen passieren. Isebies aber wurde dunkelrot und sagte: „War das vielleicht gestohlen?"

Marie Sibylle legte sich oft auch bei klareren Vorfällen die Frage vor: Weiß Isebies nicht, was gut und bös ist? Sie selbst hatte es immer gewußt, auch die Zwillinge, und alle, die sie kannte ...

In der Schule ging's miserabel. Sie wird dumm sein, dachte Marie Sibylle. Gottlob, daß sie kein Bub ist. Aber

dann wieder zweifelte sie an Isebiesens Dummheit. Mit der Helligkeit der Zwillinge war sie freilich nicht zu vergleichen, die waren wie von einem sanften Licht durchschienen, von süßer, gleichmäßiger Heiterkeit, besonders die kleine Weltdame machte nicht die leiseste Mühe und Not. Sie gedieh in voller Grazie. „Das Kind ohne Schattenseiten" nannte Heinrich Eigenbrodt seinen Liebling. Sie gewann aller Herzen.

Zu dem Eigenbrodtschen Hause gehörte eine große Zahl Tanten; auch Onkels, aber Tanten waren in der Mehrzahl. In Weimar sind von jeher, das heißt, solange man von Weimar etwas weiß, die Frauen ganz besonders gut gediehen. Schon Madame de Staël machte diese Bemerkung. Sie schreibt irgendwo, daß Goethe sich unerträglich in Weimar hätte langweilen müssen, wenn diese merkwürdig intelligenten und liebenswürdigen Frauen nicht gewesen wären. Und so mag es geblieben sein. Es war an weiblichen starken Persönlichkeiten kein Mangel. Tanten gab es, auf die sich das ganze Haus freute, jung und alt. Die Zeitgenossinnen der Frau Mutter sprachen wie geheimnisvolle Priesterinnen einer großen Vergangenheit, als hätten sie Gralsschüsseln, gefüllt mit Erinnerung, zu hüten.

Sie sprachen, wie keine anderen Menschen auf Erden, von Goethe mit gedämpfter Stimme, als läge er aufgebahrt im Nebenzimmer. Zu jener Zeit war man noch entfernt davon, in Goethes Vergangenheit so zu wühlen, wie man es jetzt tut. Die lieben, prächtigen, alten Frauen, die ins Eigenbrodtsche Haus kamen, breiteten zarte Schleier über alles, Gutes und Böses. So konnte man freilich keine Literaturgeschichten schreiben und Literarhistoriker ernähren. Aber diese verschwiegenen Priesterinnen woben einen Gottesdienst aus ihren Erinnerungen. Frau Mutters Schwester, eine zarte, vornehme, alte Dame, einst eine vollendete Schönheit, hatte in

ihrer ersten Jugend Dichter und Fürsten jener Weimarer Zeit als alte Leute persönlich noch gekannt. Sie war keineswegs literarisch, wußte aber Vergangenheit so zu Gegenwart zu verwandeln, daß die beiden anmutigen Alten alles um sich her vergaßen. Auch Isebies, die ihnen oft gespannt lauschte, hörte das sanfte, geheimnisvolle Geplauder mit an. Sie hörte auf solche Art Geschichte. Zwei ganz entrückte Seelen sprachen von berühmten, herrlichen Menschen, flüsterten von deren Torheiten und Liebenswürdigkeiten, lächelten darüber weihevoll, erinnerten sich an Begegnungen, an Worte und Scherze, die längst vergessen waren, sprachen von Feierkleidern, die längst vermodert waren, sprachen davon, wie Christiane Goethe gar so wild und unsinnig als dicke Trutschel getanzt, und was sie angehabt hatte, waren nicht einig darüber, ob Goethe an seinem blauen Mantel drei oder vier Kragen übereinander hatte; wußten genau, was er gesprochen an diesem oder jenem seiner Hausabende, bei denen die eine oder die andere von ihnen mit zugegen gewesen, wußten von seinen Ärgern und Freuden. Sie hatten Napoleon gesehen, hatten Kreuz und Not erlebt, flüsterten leise über die Goetheschen Nachkommen mit einem geheimnisvollen, schwermütigen Ton. Frau Mutters Schwester brachte einmal ein Gedicht mit und las es bekümmert vor. Das Gedicht war von Walter Goethe, Goethes Enkel. Sie las es mit Tränen in der Stimme.

Isebies fühlte, daß es sich um ein schweres, dunkles Schicksal handelte. Sie behielt die Worte in ihrem Gedächtnis und empfand ein Schauergefühl, wenn sie jener Worte gedachte.

Die beiden sanften alten Frauen sprachen von Alma, Goethes Enkelin, die in Frau Mutters Haus wie ein eigenes Kind daheim gewesen war. Isebies hörte da zum erstenmal, was für wundervolle Geschöpfe Menschen sein können. Sie horchte auf.

„Ja," sagte Frau Mutter, „die hatte wirklich Goethes Glutaugen, wie die Enkelin muß er in seiner Kindheit gewesen sein, ein Götterkind, natürlich und lebendig, — und unausstehlich war sie auch. Was für einen Willen hatte sie, und lachen konnte sie, daß das Haus schebberte. Die hätte als Frau werden müssen, was ihr Großvater als Mann war. Da uns Frauen das Höchste versagt ist, mußte sie wohl sterben."

Isebies sagte zärtlich und verwundert: „Gomelchen" (so nannte Isebies die Frau Mutter), „weshalb dürfen die Frauen das Höchste nicht erleben?"

Da schaute Frau Mutter betroffen auf. Sie hatte im Eifer ihre Enkelin vergessen, die ihr mit brennenden Augen zuhörte.

Frau Mutters Schwester sagte: „Daß auch der kleine Balg immer da ist."

Frau Mutter aber meinte: „Die ist nun einmal so eine Art Katze, die immer hockt, wo's gemütlich ist." — „Die Frauen", sagte sie dann zu Isebies, „haben das Höchste in der Liebe zu erleben, haben viel zu leiden und haben auch das Leid ihres Mannes, das Leid der Kinder und Kindeskinder und ihr eigenes zu tragen. Und wer Leid zu tragen hat, hat genug zu tun mit Trösten und Helfen."

„Und die Freuden?" fragte Isebies.

„Sie müssen auch die Freuden der andern mittragen. Sie haben immer für andere zu leben. Aber Alma wäre das nicht genug gewesen, mit solchen Goetheaugen. Ja, und ich glaube, daß sie deshalb sterben mußte. Gott hat sie behütet, daß sie nicht wie ihr Bruder dichten mußte. An der wäre jede Vermummung verbrannt, wie Leinwand an einer Flamme zu Zunder wird."

Wenn die Frau Mutter auf Alma Goethe zu sprechen kam, wurde sie ganz beredt, und Isebies lernte so Goethe an seiner Enkelin kennen und liebte den jungen, ganz jungen Goethe.

Frau Mutters Schwester aber sagte, als Isebies damals hinunter zum Tee gerufen worden war: „Schick' doch den kleinen Balg fort, wenn wir reden. Wenn meine Enkel so zuhörten wie Isebies, bekämen sie einfach eine Tachtel. Überhaupt, ich halte viel darauf, auf eine Tachtel hin und wieder. Soviel ich weiß, hattest du mit deinen Mädchens doch auch eine leichte Hand in dieser Beziehung. Mit Isebies macht ihr's nicht richtig."

„Na, was hat sie denn getan?" fragte Frau Mutter etwas ungeduldig.

„Eben nichts hat sie getan als zugeguckt und gelauscht."

„Na, höre mal," meinte Frau Mutter, „den ganzen Tag kann sie nicht stricken und Aufgaben machen. Ich wenigstens bedanke mich dafür, sie immer angebunden zu halten. Und hast du denn ganz vergessen, wie wir's getrieben haben?"

Das hatte sie auch nicht vergessen, die Schwester. „Aber so zugehört haben wir nicht", meinte sie.

„Natürlich nicht, weil's bei uns nicht viel zu hören gab. Damals, so kam mir's vor, lebten die Leute noch gar nicht recht. Kannst du dir vorstellen, daß die Mutter so geschwätzt hätte wie wir?"

„Die Arme", sagte die Frau Schwester leise. „Ja, aber so recht von Herzen schwätzen tut sich's auch erst in unserem Alter, wenn man sieht, wie ein jeder, den man so kannte, seinen Lebensstrumpf zu Ende gestrickt hat. Aber mit Isebies macht ihr's nicht recht. Sie soll ja in der Schule auch gar so schlecht sein. Ihr Lehrer hat gesagt, ein wahrer Skandal wär's. Weißt du, Röschen, kannst du denn gar nichts dabei tun?"

„Du lieber Gott," meinte Frau Mutter, „wo nimmst du nur den Mut her, so was zu sagen? Bist du etwa in deinen alten Tagen noch einmal in die Schule gegangen? Ich wüßte nicht wann. Ich gewiß nicht. Ich weiß, Gott sei's geklagt,

auch nur, was wir zu unserer Zeit nicht gelernt haben. Auch Isebies wird Gott gnädig sein."

„Meinetwegen, wenn ihr's nicht schwer nehmt," meinte die Frau Schwester, „gebt ihr nur manchmal 'ne Tachtel, das ist für alles gut." Mit diesen Worten hob sie das Plauderstündchen auf.

Ja, manchmal eine Tachtel wäre gar nicht schlecht, dachte Frau Mutter.

Marie Sibylle fackelte, gottlob! nicht zu lange damit.

Im Eigenbrodtschen Hause war eine ganz eigene Atmosphäre, die Kinder lebten nach allen Seiten hin frei und doch behütet. Ihre Spiele abends vor der Tür unter den hohen Bäumen mit den Nachbarskindern, ihr freundschaftlicher Verkehr mit diesen und in den Häuslichkeiten der kleinbürgerlichen Nachbarsfamilien, ihr Ein und Aus im Geschäftshaus des Vaters und dazu die vornehm würdigen Verwandten und Bekannten der Eltern. Sie sahen das Leben nicht einseitig. Von früh an wußten sie auch ihre Unterschiede im Verkehr der drei Erwachsenen im Hause zu machen. Wenn bei der Frau Mutter Gäste waren, hörten sie durch die Decke allerlei Geräusche, und wie die Stühle um die Spieltische gerückt wurden, das hatte etwas sehr Feierliches und Gehaltenes; nach einem gedämpften Rauschen der Stimmen trat dann Stille ein, nur manchmal von sonderbaren Ausrufen unterbrochen. Von aller Geselligkeit waren für sie nur die Geräusche da und ein wenig nachgebliebene Süßigkeiten.

Wenn die Freundinnen der Mutter beieinander waren, klang es wie heiteres, lebhaftes Vogelgekreisch. Es klang so hell und lustig wie im Herbst, wenn die großen Vogelschwärme über die Stadt ziehen. Verschiedene sehr schöne Arten Lachen klangen auf. Dies Lachen liebten die Kinder ganz besonders; so lachten Tante Maria und Tante Anna, beide verstanden es, die Kinder zu beschenken. Der derbe

Zwilling meinte zwar, „der Mutter ihre schwätzten wie eine Gänseherde." Das wurde aber von dem feinen Zwilling und von Isebies für eine Abscheulichkeit erklärt. Ganz anders klangen die großen Gesellschaften der Eltern. Das war etwas Ungeheures, da blieben die Kinder gern so lange als möglich wach, um das unbeschreibliche Stimmengewirr zu hören. Da schien es ihnen, als wären alle Tiere der Erde und alle Winde und alles Wasser hinter der Tür beieinander und Kirchenglocken und kleine Glocken und Vogelgezwitscher, alles auf einmal. Wie mußten sie lustig da hinter den Türen sein. Die Dienstmädchen schritten majestätisch ein und aus mit Teebrettern und Schüsseln. Vaters alter Diener hatte weiße Handschuhe an und einen Frack. Manchmal klang eine sehr sanfte Männerstimme, und wenn die erklang, trat Ruhe ein. Das war die Stimme von Frau Mutters Schwager, dem Herrn Staatsminister. Den Kindern erschien diese Stimme wie die Stimme vom lieben Gott im Paradies, wenn Adam und Eva mit allen ihren Tieren spielten und lustig waren und der liebe Gott ihnen etwas zu sagen hatte. Es waren mancherlei großwürdige Herren da und auch ein oder zwei Pastoren, die Isebies nicht leiden konnte. Wenn einer von ihnen sprach, hielt sie sich die Ohren zu. Die Frauen waren immer besonders hell vergnügt. Ihr Lachen durchschnitt alle tiefen Stimmen. Auf diese Abende freuten sich die Kinder jedesmal. Der zarte Zwilling, die kleine Weltdame, meinte, nur die jungen Stimmen sind hübsch. Es war da ein Herr, der der kleinen Weltdame gefiel, wenn der sprach, sagte sie: „Jetzt seid alle miteinander still! Da würden sogar die Hunde wedeln, so eine schöne Stimme hat er, und immer als lachte er leise zwischen jedem Wort. Er sieht auch wundervoll aus." Der derbe Zwilling liebte die komischen Stimmen, schnitt Grimassen, streckte die Zunge heraus und sagte: „Jawohl, mein liebes Madamchen, jawohl, mein dickes Männchen, grunz' nur so weiter und piep. Aber ich

weiß schon, was du sagen willst. Du möchtest etwas zu essen, jawohl, jawohl. Wart' nur, gleich kommt was! Laß mir ja was übrig!"

So plauderten die Kinder vor der verschlossenen Tür halb ausgezogen im Kinderzimmer. Wenn die Gäste dann aus dem Wohnzimmer ins Speisezimmer gingen, wurde das Stimmengewirr viel dumpfer und schläferte ein wie Wasserrauschen.

Ihr Haus kam ihnen dann außerordentlich wichtig vor. Es war zu merkwürdig, daß all die würdigen, vornehmen Herren und Damen so einen Spektakel machten, jedenfalls doch um Vater und Mutter zu erfreuen.

Ich glaube, Heinrich, es hat Ihnen gefallen, Sie haben sich unterhalten," meinte die Mutter dann morgens beim Kaffee, „und ich dächte, es wäre auch alles recht anständig gewesen."

„Aber den Crème," sagte dann eins von den Kindern enttäuscht, „hatten sie ganz aufgegessen."

An solchen Morgen wurden dann die Mädchen immer gelobt, und alle fühlten sich gehobener Stimmung, als wäre eine Schlacht gewonnen worden. Und wer weiß, ob ein Vorpostengefecht nicht leichter zu dirigieren ist als für die Hausfrau so eine Gesellschaft, in der alle würdigen Bekannten und Verwandten der Familie bewirtet und unterhalten werden und des Herrn Staatsministers Stimme klingt, als spräche der liebe Gott im Paradiese zu Adam und Eva mit ihren Tieren.

Die Kinder wußten nicht, in was für eine gute „Assiette", wie die liebe Frau Mutter sich altmodisch ausgedrückt haben würde, der liebe Gott sie gesetzt hatte. Sie saßen wirklich in einer guten Assiette.

Wohlhabenheit im Hause, tadellose Eltern, Verwandte in großer Stellung, in der Verwandtschaft angenehme, liebenswürdige Frauen.

Wie Kristall war das Leben aller, hell und durchsichtig, keine Menschen, die Verstecken zu spielen brauchten, keine unglücklichen Ehen, keine mißratenen Kinder, und war irgendwo irgend so etwas, so wurde darüber geschwiegen wie über Goethes interne Angelegenheiten. Noch etwas, was in der damaligen Gegenwart der Familie wohl niemanden bewußt wurde, war das Ineinandergreifen der verschiedenen Zeitperioden. Frau Mutter war Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geboren und wurde weit über achtzig Jahre alt. Sie trug den Zauber, die Leichtlebigkeit, das Gartenleben, die Naivität und Lebensruhe der gesegneten Empiremenschen ins Haus, und alle alten Verwandten lebten und sprachen noch Empire.

Marie Sibylle und Heinrich Eigenbrodt waren die Tüchtigen und Braven, deren erste Kindheit am Ausgang der Zeit lag, die man später Biedermeierzeit nannte, die Biederen, Freien und Vornehmen, die in die moderne Zeit hineingewachsen waren, die große Entwickelungen und Umwandlungen in erster Jugend gesehen hatten, und deren Kinder moderne Menschen wurden, die alles, was das Erstaunen ihrer Großeltern und Eltern hervorgerufen hatte, als Selbstverständliches vorfanden. Frau Mutter wußte sich der Zeit zu erinnern, wo die erste regelrechte Landstraße in Weimar Aufsehen erregt hatte. Die Briefe ihrer Jugend waren auf die abenteuerlichste Weise in ihre Hand gekommen. Durch den Fuhrmann wurden die Postsachen befördert oder nicht befördert. Es war immer eine große Sache gewesen, wenn so ein fester rauher Brief wirklich da ankam, wo er ankommen sollte, und die Leute damals hatten sich gewundert, wie herrlich weit sie es gebracht, daß dies wirklich möglich geworden war und so unendlich oft ordentlich geschah,

denn die Menschen der großen inhaltsreichen Briefwechsel haben nicht in der Zeit des großartig organisierten Postverkehrs gelebt, ihre Briefe kamen unter blauen Fuhrmannskitteln verborgen aus nah und fern, übernachteten mit ihrem braven Träger auf Stroh in elenden Unterkünften, ruhten auf seinem von Liebe, Schnaps und Bier berauschten Herzen und erlebten mit ihm Abenteuer über Abenteuer, Stürme und Regen, Hitze und allerlei Streiche von Natur, Mensch und Vieh.

Wie stark Frau Mutters Empireeinfluß im Hause auf die Kinder gewirkt hatte, zeigte sich 1870. Keins der Kinder, und besonders Isebies nicht, wollten diesen Krieg als einen ordentlichen, echten Krieg gelten lassen. Er hatte auch kein Opfer in der nächsten Familie gefordert, hatte in den Familienfrieden nicht eingegriffen. Sie kannten die Freiheitskriege aus Großmutters Erzählungen, sie hatten die wundervollen Lieder mit Frau Mutter gesungen:

„Wo kommst du her in dem roten Kleid?
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?"
„Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so rot."

„Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo Ihr schlugt die Schlacht?"
„Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Tränen macht.
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt."

Oder:

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld;
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Sie dürsten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Waffen in Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß.

So grüßt der tapfere, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will,
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Das war Feuer und Glut gewesen, Napoleon, der Ungeheure, war vor Isebies' Augen wie ein gewaltiger, umwölkter, blitzender Berg aufgestiegen. Die Kämpfe der Deutschen waren heilige Kämpfe gewesen, die Lieder dunkle, geheimnisvolle Schlacht- und Todesrufe, wie Donner und Hochgewitter. Ihr eigner Großvater hatte unter Lützow als zwanzigjähriger Jüngling gekämpft.

Frau Mutter hatte durch ihr Erzählen gar keinen Platz gelassen für Neues. Die Wacht am Rhein fand Isebies sehr ledern und schwer auswendig zu lernen, ein häßliches Lied und gar nicht schaurig. Der Napoleon, um den es sich jetzt handelte, sah den Kindern aus wie ein Hampelmann, den die Zwillinge einmal zu Weihnachten bekommen hatten, und der Glöckchen an dem gewichsten Schnurrbart trug.

Der 18. Oktober, der Gedenktag der Leipziger Schlacht mit seinem großen Gedenkfeuer und dem tiefen, herrlichen Geläut der Schloßkirchglocken, die nur zu den höchsten Festtagen geläutet wurden, war den Kindern von ihrer ersten

Bewußtheit an immer als etwas überaus Heiliges ausgedeutet worden. Und als dieser Tag von der „langweiligen Sedanfeier", wie die Kinder sagten, verdrängt wurde, war große Trauer bei ihnen.

In der Schwesterstadt Eisenach lebten Frau Mutters und des Staatsministers nächste Verwandte, seine Geschwister und er selbst wohnte dort in den Sommermonaten. Drei altertümliche Häuser standen in einem wundervollen Garten, der jetzt vom Erdboden verschwunden ist, eine ganze Welt von einem Garten, unendlich groß und doch Garten, nicht Park, aber Blumen und Wiesen, Beeren- und Früchtegarten, so heiter und köstlich, wie jetzt kein Mensch ein solches Paradies auch nur zu träumen imstande ist.

Jedes der drei Geschwister lebte in einem der alten Häuser. Das Haus der Schwester rosenfarben mit hellgrünen Läden, das Rosa der Zentifolie und die grünen Blätter der Zentifolie. Vor dem Hause eine herrliche Kastanie, die die Zweige auf der Erde schleppte und eine hohe smaragdgrüne Laube bildete, in deren grünem Licht der Kaffeetisch stand, der Tisch, auf dem an schönen Tagen die zarten Tassen, das alte herrliche Silber und der duftende Obstkuchen prangte, der nur bei den Geschwistern so vollkommen köstlich gebacken wurde: auf knusprigen Teig in einem Vanillerahmcrème das zarte Obst gebettet. Daß dieser Obstkuchen vor den Persönlichkeiten, vor den Schicksalen und Eigenheiten der drei Geschwister erwähnt wird, hat seinen guten Grund, denn dieser Obstkuchen war durchaus kein gewöhnlicher Kuchen. Er war das Wahrzeichen der Familie. Keine Bohèmefrau würde so etwas zu backen verstehen — unmöglich! Dieser Kuchen war gewissermaßen aus lauter köstlichen Traditionen gebacken, das Glaubensbekenntnis einer alten Familie. Wer ihn zu backen verstand, war rein, stark, unschuldig, von eiserner Pflichttreue, klug, schweigsam und geduldig. Das alles war des Staatsministers Schwester Lenore, eine kleine, zierliche

Dame, klein wie ein Kind mit einem bedeutenden Gesicht, traurigen guten Augen, eine der Tanten, die den Kindern des Eigenbrodtschen Hauses der Inbegriff aller Herrlichkeiten der Erde war. Von ihr kamen die schönsten Geschenke, ihr Reich war Sommerfreude an sich, ihr zentifolienfarbenes Haus, ihr freundliches Hausgesinde, sie selbst war mit Märchenzauber umgeben, und die traurigen, stillen Augen in dem alten Gesicht sah die liebe Jugend nicht. Sie war fast keine Person, es strömte aber von ihr Gutes und Wohltätiges aus, ihre Umgebung sprach für sie, ihr rosa Haus schmeichelte den Gästen, die herrlichen Blumen und Früchte lachten für sie, ihr wohlbesetzter Gästetisch erzählte von Lebensfreude, ihre Weine, von denen sie keinen Tropfen trank, erhöhten die Stimmung. Die Herrlichkeit um sie her war sie selbst, trotz der traurigen Augen, die Kirschen und Erdbeeren und die Reineclauden im Garten und der reiche Blumenflor.

In einem andern Haus mit hohem Dach und kleinen Räumen und einem alten Familiensaal wohnte Bruder Karl, der im Jahre achtundvierzig seinen Ministerposten niedergelegt und sich in den Paradiesgarten, in den die Wartburg sieghaft hinabschaute, zurückgezogen hatte. Auch er hielt, wie Schwester Lenore, reichliche Dienerschaft, eine alte Haushälterin führte die Wirtschaft, und ein Gärtner kultivierte den Anteil des Gartens, der Onkel Karl zugefallen war. Tante Lenores Gärtner, der von Bruder Karl und der von Bruder Beatus schufen und arbeiteten an diesem köstlichen Stückchen Erde, hielten Frieden untereinander, wie es die drei Geschwister auch taten. Es war ein Wettbewerb an Blumen und Obstbäumen, Melonen, Gemüsen und Früchten allerart, der dem Garten zugute kam.

Wenn die Geschwister sich gegenseitig am Morgen etwas feierlich ihren Besuch machten, hatte jedes dem andern gar manchmal irgendein köstliches Erzeugnis auf den Tisch zu legen. Tante Leonores Edwin baute unübertrefflichen

Spargel, Onkel Beatus' Franz zog allerhand ausländische Dinge, die der Herr Staatsrat von seinen weiten Reisen mitgebracht und zu kultivieren versuchte, amerikanischen großblättrigen Spinat und Tomaten, die damals noch sehr bewundert wurden, Speisekürbisse und dunkelblaue Früchte des Nachtschattens, die für alle ein fürchterliches Aussehen hatten, und die nur Onkel Beatus mit Vorliebe in Öl gebraten furchtlos verzehrte. Onkel Beatus' Gärtner hatte sich auch besonders auf Champignons verlegt, die er in großer Pracht zu ziehen verstand. Sie hatten das leuchtende rosige Fleisch gepflegter Kinderkörper.

Im Exzellenzengarten wohnten Menschen, die ihresgleichen suchten an Gaben, Charakteren und Erfolgen, und alle hatten es verstanden, sich beizeiten vornehm von der Welt zurückzuziehen in ihren Gartenfrieden. Diese Weisheit hatten sie von ihrer Mutter ererbt, die als vornehme Frau abends spät ihre Laterne anzünden ließ, wenn ihr der Familien- und Geselligkeitstrubel zu lärmend wurde, und bloßfüßig, gefolgt von ihrem alten Diener, in ein stilles, ganz entlegenes Waldhaus, das sie sich gekauft hatte, ging, um dort zu schlafen und in der Frühe die Stille zu genießen.

Alle Kinder dieser Mutter hatten es im Leben weit gebracht, nur Schwester Lenore nicht. Die Eigenbrodtschen Kinder hörten unzusammenhängende Dinge von dieser Tante im rosenroten Haus. Tante Lenores Mann soll sich zwei Tage nach der Hochzeit ertränkt haben, und als man ihn gefunden und die Nachricht brachte, habe die Familie beim Kaffeetrinken in der smaragdgrünen Laube unter dem blühenden Kastanienbaum gesessen, der seine Zweige auf der Erde schleppen ließ. Whist hatten sie gerade gespielt, und die Gäste hatten aus den zarten Tassen getrunken, die glänzenden Kannen hatten geschimmert und der herrliche Obstkuchen geduftet.

Die Nachricht war dem Vater des Hauses zugeflüstert

worden. Er hatte das Gespräch der Gäste nicht unterbrechen lassen, keine Miene hatte sich bei ihm verzogen. Zerstörung durfte hier nicht sein. Fassungslosigkeit war verpönt. Die Gäste konnten nicht formlos entlassen werden. Schweigen wurde über diesen Todesfall gebreitet. Und dies furchtbare Schweigenmüssen und -können war noch zur Zeit, als die Kinder Lenore als altes Weiblein kennen lernten, in den traurigen Augen, die niemand bemerkte, zu lesen.

Die Brüder aber kannten und ehrten Lenores stille Augen. Sie dienten ihr, sie vergaßen ihr nicht ihr tapfer getragenes Leid, ihre tapfer getragene Glücklosigkeit, ihre tapfere Ergebung.

Ein ganz wunderliches, stilles Verhältnis war zwischen den Brüdern und der Schwester. Nach fünfzig Jahren war alles Vorgefallene wie unvergessen. Sie verstanden schwerstes Unglück, ohne eine Miene zu verziehen, schweigend auf sich zu nehmen, aber sie vergaßen nicht, und ihr Mitleid und Mitwissen war fast unsterblich.

Das war der Exzellenzengarten, der zum Hause der Eigenbrodts mit gehörte. Er war das Paradies ihrer Kindheit.

Die Mädchen im Eigenbrodtschen Hause lebten eine reiche Kindheit, weil sie in der Vergangenheit der Frau Mutter mitlebten, besonders Isebies. Jedes Sich-versenken in den andern bringt doppeltes Leben. Es können es auch nur die, denen die Gabe des Hellsehens verliehen ist, denn wir leben auf dieser Erde als einsame Welten. Keiner sieht den andern, fühlt nur sich, und fühlt einer den andern, fühlt mit ihm, schaut in ihn hinein, so ist ein großes Wunder geschehen. Ja, auf dieser traurigen, strengen Erde geschehen Wunder. Isebies liebte die längst verstorbenen jungen Kameraden aus Frau Mutters Jugendzeit, erlebte längst vergangene Kindertage, sah Goethe im Geist im alten Weimar in seinem

Heim, in dem zu jener Eigenbrodtschen Zeit eine Nichte der Frau Mutter mit ihrem Gatten wohnte. Ein englischer Goetheverehrer, dem es eine Lebenserhöhung erschien, in den geheiligten Räumen sein Dasein zu führen.

Frau Mutter mußte Isebies erzählen, an welchen Stellen in Weimar sie Goethe gesprochen, an welchen Stellen sie ihm begegnet. Das Wesen seiner Persönlichkeit hatte das Kind ganz gefangen genommen.

Der Onkel im Goethehaus, der eine wunderbare Würde und geheimnisvolle Geistigkeit besaß, nahm oft in des Kindes Seele die Rolle Goethes an, wenn er im uralten Garten am Frauenplan auf und nieder wandelte und Isebies und die Frau Mutter mit der Frau des Onkels ihren Tee unter der schönen Blutbuche des Goethegartens tranken. Der englische Onkel war ein ganz außergewöhnlicher Mensch, er gehörte zu den schweigsamen Gütigen, die ihr Wesen von sich ausströmen lassen, ohne viel Worte zu machen. Auf Menschen, die ihn nicht näher kannten, machte er einen geheimnisvollen Eindruck. Auf Isebies ganz besonders, wohl weil er sich in ihren Phantasien zu einem andern wandeln konnte. Sie errötete immer tief, wenn er sie ansprach. Trotzdem er zu den Nächsten des Eigenbrodtschen Hauses gehörte, erschien er ihr wie aus einer andern Welt, und sie fand es sehr schön, daß des Onkels Frau ihn wie ein höheres Wesen behandelte.

Sein Händedruck war so außerordentlich kräftig, daß Isebies sich erst ein Herz fassen mußte, ihm die Hand zu geben; aber auch diese kraftvolle Art zu begrüßen war geheimnisvoll und merkwürdig und stammte nicht aus Isebies Eigenbrodts Welt.

In Weimar war für das Kind Vergangenes und Gegenwärtiges sagenhaft lebendig. Wie mächtige Wolkenschatten zogen die vergangenen großen Persönlichkeiten über ihre Seele hin, wie große wundervolle Heiligenbilder und rätselhafte Königsbilder. Auch in der Gegenwart sah sie Men-

schen an sich vorübergehen, die mit den längst vergangenen Ähnlichkeit hatten, die zu den rätselhaften Königsbildern und Heiligenbildern und Wolkenschatten gehörten, die über den Himmel ihrer Kindheit zogen. Niemand in Weimar ist dem alten Liszt begegnet, ohne ihn fürs Leben im Gedächtnis festgehalten zu haben.

Er ging durch die Straßen wie eine Erscheinung. Jeder sah ihm gegenüber alltäglich aus. Mutter Natur hatte die Weimaraner nach gutem, bewährtem Rezept gebraut, und man durfte sich durchaus nicht besonders darüber beklagen. Liszt aber war wie ein Kunstwerk, das ein großer Künstler geschaffen, um mächtige Ideen darzustellen. Seine Linien waren einfacher und größer als bei anderen Sterblichen. Sie wirkten ungeheuer einfach und waren ganz durchdrungen von außerordentlichen Kräften des Geistes und der Seele. Er trug in seiner äußeren Erscheinung das Wesen der Musik ausgeprägt in jedem seiner Züge; sah auch nicht aus wie ein guter Mensch, sondern trug die Güte, das Wesen der Güte in seinen Bewegungen, seinem Lächeln. Rätselhaft und erstaunlich war sein Anblick. Die ihn liebten, sahen ihn vielleicht nicht in seiner ganzen Fremdartigkeit. Die ihn nicht verstanden, wollten es nicht sehen. Die ihn verstanden, maßen ihn nach ihren eigenen Kräften; aber das träumerische Kind aus dem Hause Eigenbrodt sah ihn an sich vorüberziehen wie eine übermenschliche Erscheinung und ahnte Dinge, die es nicht nennen konnte, aber den Wert dieser Dinge wußte es in seinem wissenden Herzen. Das Kind sah ihn, wie er, in seinem Brevier lesend, im schwarzen geistlichen Kleid der katholischen Kirche zuging. Es hätte einmal ein protestantischer Weimaraner so vertieft in sein Gesangbuch auf der Straße gehen sollen wie Liszt, so weltversunken. Die Straßenbuben wären diesem unsinnigen Menschen nachgelaufen, hätten ihn mit Steinen geworfen, man würde ihn zur Polizei geschleppt haben, ins Irrenhaus, ins Kranken-

haus, Gott weiß wohin — nur fort! Liszt aber ging, als wäre er allein auf Erden.

Sie sah auch, wie Liszt in einem Kirchenkonzert von seinen Schülern, Verehrern und Schülerinnen begrüßt wurde, wie sie ihn verehrten wie ein höheres Wesen, wie sie ihm die Hände küßten in einer Ekstase der Anbetung, und wie vornehm er diese Anbetungen entgegennahm. Sie sah ihn mit ungewöhnlich eleganten Frauen im Park auf- und niederwandeln, mit Frauen, die wie Königinnen aussahen, fremdartig und außerordentlich. Sie sah, wie seine Schüler ihm nachahmten in Gang und Haartracht, und wie es keinem gelang, ihm auch nur annähernd nahe zu kommen. In Weimar gingen Märchen und Wunder auf allen Wegen, vergangene und gegenwärtige Märchen.

An einem Maiabend hörte sie Liszt Klavier spielen. Sie kam aus dem Hause des alten Landschaftsmalers Friedrich Preller und ging mit ihrem Laternchen heim, da hörte sie aus einem Hause in der Belvedere-Allee wundervolle Musik. Sie wußte nicht, wo Liszt wohnte, und wußte nicht, daß Liszt es war, der spielte, aber sie blies ihr Laternchen aus und hörte aus dem Dunkel der Maienbüsche des dichten, duftenden Laubes zum ersten Male große Kunst, war davon ganz erschüttert und vergaß das Heimgehen.

Sie erzählte daheim von wundervoller Musik und erfuhr, daß es Liszt war, den sie gehört hatte.

Und sie vergaß auch nie, wie sie ihr Laternchen ausgeblasen hatte, ihm zuzuhören, und vergaß nie die Worte ihres Vaters: „Geh an solchen Dingen vorüber, wenn wir Freunde bleiben wollen, mein Kind! Das ist nichts für dich. Elende Existenzen laufen genug hier in Weimar umher. Ich will, daß meine Kinder glücklich werden."

Als Isebies im Bett lag und die Mutter zu ihren drei kleinen Mädchen kam, fragte Isebies leise: „Was meinte denn Väterchen?"

„Der meinte wohl," sagte Marie Sibylle, „daß diese Dinge für dich nichts sind. Er hat Liszt gut gekannt, aber er wollte früher auch nicht, daß ich Liszt hören sollte. In jener Zeit hat er wohl viel unglückliche Menschen, denk' ich mir, gesehen." Das Kind konnte sich auch bei den Worten der Mutter nichts vorstellen. Isebies meinte nur: „Komisch, Väterchen liebt alles Schöne, weshalb liebt er Liszt nicht?"

Im Eigenbrodtschen Hause verkehrten wenig Künstler. Heinrich Eigenbrodt wünschte es nicht, trotzdem er ein Liebhaber der Kunst war. An den Wänden der Wohnräume hingen wertvolle Gemälde. Jeder Gebrauchsgegenstand im Hause zeugte von der Schönheitsliebe des Hausherrn.

Er stand auch dem Adel sehr kühl und abwehrend gegenüber wie dem Judentum. „Mein Haus steht einem feinen Juden, wie Freund Herz einer ist, jederzeit offen, einem vertrauenswürdigen Künstler, wie Preller und Wislicenus einem wahrhaft gebildeten Adeligen, wie Freund Helmut von Gerstung." Das vornehme Bürgertum war ihm aber der Inbegriff des Normalzustandes der Menschheit, nicht zu leicht und nicht zu schwer war es dieser Kaste gemacht, in guter Kultur zu leben, Großes zu leisten und Gutes.

Heinrich Eigenbrodt hatte allen Grund, an dieser Erkenntnis festzuhalten, wenn er der Entwicklung seiner Familie und der Familie seiner Frau gedachte.

Magelone von Geldern aber war eine der wenigen adeligen Frauen in Weimar, bei der Heinrich Eigenbrodt eine Ausnahme in seiner Auffassung der Dinge machte. Er hatte Freude an ihr, wie er an einem Kunstwerk Freude hatte. Traf er Magelone von Geldern im Theater oder auf einem Spaziergang im Park, versäumte er nicht, von dieser Begegnung daheim lebhaft zu erzählen.

„Wenn ich nun wie Magelone würde?" sagte Marie Sibylle einst lächelnd bei Tisch, als ihr Gatte wieder einmal

mit Lebhaftigkeit von dieser Frau nach einer Begegnung mit ihr sprach.

„Wie Magelone von Geldern wird man nicht, sie ist von jeher das gewesen, was sie ist."

„Ich meine es auch nicht so feierlich", sagte Sibylle.

Issebies wurde eines Tages zu Magelone von Geldern geschickt, um ihr eine Einladung zu überbringen. Sie war nicht gern gegangen, denn Magelone war so groß und trug sich anders wie andere Frauen, ging nicht nach der Mode gekleidet und hatte etwas von einer stolzen Äbtissin an sich. Es war, als wollte sie sagen: ich bin, wie ich bin. Die Kleidung faltig, verhüllend im großen Stil, nichts Kleinliches war an der ganzen Person zu bemerken, ihr Gesicht ein wenig flach, sehr weiß, und Augen und Mund von lebhafter Eigenart, etwas kalt und doch urlebendig. Für ein kleines träumerisches Mädchen, das halb wildes, kleines Tier, halb gutes Kind war, mochte Magelone von Geldern das haben, was zu großer Verlegenheit auffordert.

Als Issebies an der Glastür des kleinen Hauses am Park klingelte, welches Magelone bewohnte, wurde sie von der Kammerjungfer gemeldet und in das Zimmer geführt, dessen Fenster hinaus auf hohe Bäume und Wiesen gingen. Dies Zimmer aber war eine ganze Welt. Wer da eintrat, trat in das ganze Leben einer sehr merkwürdigen Frau ein.

Issebies fühlte sich außerordentlich befangen, als ihr Magelone von Geldern entgegenkam in einem dunkel goldfarbenen Hausgewand aus feiner Wolle, das in weichen Falten sie einhüllte. Auf dem blonden Kopf mit dem schlichten Haar trug sie einen leichten schwarzen Schleier. Ihre Person sah mächtig und eigentümlich anziehend aus. Die auffallend schönen und gepflegten Hände taten das ihre zu diesem Eindruck. Es waren ruhige, starke und doch zarte Hände. Issebies dachte an die Schmetterlingshände der Frau Mutter; das

waren wieder ganz andere Hände, aber die von Magelone von Geldern schienen ihr unergründlich weich zu sein und doch fest — fest. Das Kind fühlte sich unbeschreiblich zu dieser Frau hingezogen und war doch voll Scheu. Sie richtete ihren Auftrag aus, und Magelone sprach mit ihr. Isebies aber sah währenddem alles, was sich im Zimmer befand.

Bilder, Bilder, Familienporträts aus der Goetheschen Zeit. Dann Kupferstiche und Photographien, und diese Photographien stellten Männer und Frauen dar, hauptsächlich Männer, mit denen Magelone befreundet war, oder die zu ihrer nächsten Familie gehörten. Magelone zeigte dem Kinde das Bild ihrer Mutter und sagte: „Das war eine herrliche Frau."

„Und alle die?" fragte Isebies leise und zeigte auf die Photographien, die ungerahmt auf langen Wandbrettern standen, von Blumen und allerlei interessantem Durcheinander unterbrochen. „Das sind lauter Menschen, die mir lieb sind, du wirst viele dem Namen nach schon kennen."

Es waren Männer und Frauen mit berühmten Namen. Ja, Isebies kannte manche Namen — und Liszt — da war auch Liszt. Isebies schien das Zimmer unaussprechlich behaglich. Die Lehnstühle und Sofas standen so, als hätten hier schon viele Menschen gemütlich geplaudert — und was für Menschen! Kein neues Möbel war im Zimmer, alle sahen unscheinbar vornehm aus und ganz durchlebt. Soviel weiche Kissen hatte Isebies noch nie beieinander gesehen. Überall konnte man sich einmuscheln, und das Licht war durch die vielen großen Blattpflanzen so mild. Unendlich gern hätte sie sich alles recht genau betrachtet, und wenn sie den Mut gehabt hätte, würde sie auch sehr viel gefragt haben. Aber das war hier ausgeschlossen.

Sie dachte: Ich verstehe ganz gut, daß sie viele Freunde hat, auch so berühmte Freunde. Jeder kann sich hier mit soviel Sofakissen, wie er mag, ein Nest bauen. Sie wird das

sicher erlauben. Für Magelones Hände hatte das Kind ein geradezu zärtliches Empfinden. Weint ein Mensch, oder ist er krank, oder hat man ihm etwas getan, ist es gewiß sehr gut, sich daran festzuhalten, dachte sie. Sie hätte sich gefreut, wenn Magelone von Geldern sie gestreichelt hätte.

Draußen schellte es. Die Tür ging nach einer Weile leise auf, eine Hand, eine ganz merkwürdige Hand reichte durch die Türspalte Rosen herein.

Magelone sah lächelnd auf dieses Phänomen. „Das kann nur, — das kann nur einer sein, der heute wieder angekommen ist!" rief Magelone liebenswürdig und froh lachend.

Liszt trat ein.

Isebies bekam solch einen Schreck, als wäre der steinerne Gast ins Zimmer geritten.

„Ja, heut früh wiedergekommen", sagte Liszt.

Isebies klang die Stimme sehr fremdartig. Gerade in ihrer Einfachheit so außergewöhnlich. Magelone von Geldern fragte den fabelhaften Mann herzlich und teilnehmend und fragte auch, ob er seine Sachen alle wieder hübsch mitgebracht hätte.

Da lächelte er: „O, wir werden sehen."

„Das fürcht' ich auch, daß wir das sehen werden", sagte Magelone scherzhaft und etwas derb und machte ihrem Freund wirklich ein Nest mit den weichsten Sofakissen zurecht. Drei bis vier schob sie ihm bequem hin, und er küßte die guten, sorgsamen, schönen Hände.

Magelone gab Isebies die Rosen, damit die Jungfer sie ins Wasser stecken sollte. Als sie wieder eintrat, sagte Magelone: „Das ist die Tochter von Heinrich Eigenbrodt."

Liszt blickte das Kind gütig an und sagte: „Ich habe deinen Vater oft gesehen, wir waren gute Freunde, bring' ihm meine Grüße." Zu Magelone gewendet, sprach er französisch: „Ein kleines Sphinxgesicht. Man sagt, das deutet auf eine lange Jugend."

„Na," meinte Magelone von Geldern kühl und ruhig, aber immer mit einem Unterton von Humor, „das möchte ich nicht ohne weiteres als Glück unterschreiben. Gewöhnlich häufen sich dann die Dummheiten erst recht, denn der Mensch ist nicht auf lange Jugend eingerichtet. Es ist nicht einmal bon genre."

„O", sagte Liszt. „Un aphorisme de Magelone de Geldern."

Isebies ging auf dem Heimweg mit beflügelten Schritten. Ganz verstanden hatte sie nicht, was Liszt gesagt hatte. Schade, daß sie im Französischen so niederträchtig schlecht war. Jetzt sollten sie aber eine Erzieherin bekommen. Gott sei Dank noch nicht gleich. Aber dann mußte alles besser werden.

Inzwischen aber lebten sie ihr heiteres, wohl behütetes und doch freies Leben seelenruhig weiter.

Das Haus der kindlich Starken mit allem Darin und Darum war ein Haus voll Gutheit, Behagen, stolzer Abgeschlossenheit, Wohlhabenheit und Unschuld. Sie lebten gute Tage in Liebe zueinander. Die Mädchen wuchsen auf, ohne daß sich jemand Sorge darüber machte.

Drüben im Geschäftshaus trieben hauptächlich Biwi und Lieselotte ihr Wesen. Isebies aber fand das Falzen der Zeitungen oft langweilig. Sie konnte auch die Herren im Kontor nicht recht leiden. So angebundene Mannsbilder, die nicht fort konnten, mochte sie nicht. Die Zeitungsmädchen waren ihr zu dreckig. Die Zeitungskinder hatten immer etwas zu tun. So spielte sie mehr noch wie die andern draußen vor der Tür unter den hohen Bäumen mit den Nachbarsjungen und -mädchen.

Drei brave, wohlerzogene jüdische Kinder standen bei ihr in großer Gunst, trotzdem diese Kinder ihr im Grunde überlegen waren in allem, was Vernunft betraf. Isebies hatte

sich oft vor ihnen schämen müssen, aber sie hatten etwas, was Isebies anzog. Die Eltern führten einen kleinen Laden mit Leinenzeug in der Nachbarschaft und betrieben außerdem allerhand Geschäfte, borgten auf Pfänder und vermittelten Käufe und Verkäufe. Was Isebies anzog, mochte sein, daß sie eben Juden waren. Isebies kannte nur Protestanten. Sie hatte auch keinen Katholiken gesehen außer Liszt und Frau Mutters alter Köchin Regine.

Und die alte Regine war auch für Isebies mit Geheimnissen umflossen. Bei ihr in der Dachkammer hatte sie zum erstenmal ein Kruzifix geschaut, und das war nicht der Herr Jesus Christus gewesen, von dem sie in der Religionsstunde hörte, der sanfte Mann, der gesagt hatte: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und den sich Isebies mit glattgescheiteltem blonden Haar in einem schönen Gewand mit Falten vorstellte, die es nur auf sehr geduldigen Bildern geben konnte.

Das war ein ganz andrer, geheimnisvoller Christus, der katholische am Kreuz.

Mit tiefem Schauern hatte Isebies einmal seine durchbohrten Füße ganz sanft berührt, und da waren Tränen in ihre Augen gekommen, als hätte sie eine wirkliche Wunde berührt.

Und die alte Regine hatte ihr gesagt: „Das hat schon bei neun Sterbenden gelegen."

Bei neun Sterbenden, war es Isebies durch die Seele gerauscht, — und sie hatte in ihren Beinen ein Gefühl des Zusammenbrechens gespürt. Dunkle ferne Geheimnisse waren über sie hingegangen wie Wogen. Uralte Worte, uralte Schmerzen hatte sie unbewußt empfunden.

Die katholische Regine war ihr von da an wie ein Fremdling im Haus erschienen, die ein Geheimnis behütet, von dem niemand weiß.

Ähnlich war es Isebies bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den drei Judenkindern ergangen.

„Das sind Judenkinder," hatten die anderen ihr zugewispert.

Isebies aber dachte, als sie mit ihnen Fangemann spielte: Das sind Verwandte von Adam und Eva, von Noah, von Abraham und Isaak, Christus und Judas Ischariot. Was in ihrem leichtsinnigen Hirn hängen geblieben war, begann zu leben. Urweltliche Gestalten stiegen auf. Im Abenddunkel, beim Huschen und Laufen unter den alten Bäumen belebten sich geheimnisvolle Bilder in ihrer Seele, und sie sprach mit den Kindern in befangener Scheu. Wie Königskinder aus einem alten Märchen erschienen sie ihr, ganz unwirklich und von großem Zauber umgeben. Vielleicht, dachte Isebies, haben sie die Augen von Eva und schauen einen so an, wie die schaute, oder die Augen von Rebekka oder Abraham, wer weiß, wer schon so geguckt hat.

An einem stürmischen Herbstvorabend zwischen Licht und Dämmern sah sie die Kinder in der Nähe des Hauses stehen, lief zu ihnen hinab und rief ihnen zu: „Ihr steht ja so, als hätten die Hühner euch das Brot genommen? Was ist denn los? Ihr seht ja so fein aus."

Ja, und sie sahen fein aus. Der Bub stand in einem feierlichen, schwarzen Rock und die Mädchen in hellblauen Wollkleidern und hatten dreieckige Tücher, mit Rosenkanten eingewebt, um die Schultern.

„Was habt ihr? Wohin geht ihr denn?"

Das älteste Mädchen sagte: „Uns ist der Goj ausgeblieben. Wir wollen die alte Müllern holen, daß sie uns die Lichter anzündet."

„Na, könnt ihr denn keine Lichter anzünden?"

„Am Freitagabend dürfen wir das nicht."

„Kann ich sie euch anzünden?" fragte Isebies schüchtern.

„Ja, wenn du willst."

„Aber", sagte der Bub, „du darfst nicht lachen."

„Nein“, sagte Isebies.

So nahmen sie das Kind mit sich.

„Wieso dürft ihr keine Lichter am Freitagabend anzünden?“

„Da soll niemand etwas tun.“

„Das ist bei euch so? Was ist denn ein Goj?“

Die Kinder liefen im Trab durch die schmalen Gassen. Der Wind wehte kräftig. Es roch nach Herbst, nach fallendem Laub, nach fernem Rauch; draußen auf den Feldern brannten Kartoffelfeuer.

Isebies rief im Laufen: „Riecht einmal, — und was ist ein Goj?“

„Der Goj muß das Licht anzünden.“

„Bin ich ein Goj? Weshalb lauft ihr denn so?“

„Weil's bald dunkel wird.“

Isebies war schon einmal bei Lewins gewesen, im Laden hatte es modrig gerochen, nach allen möglichen Dingen und auch nach starker, guter Leinwand. Die Mutter Lewin war damals dabei gewesen, die Stiege zu putzen. Der Vater Lewin war mit einem Karren heimgekommen, auf dem er einen altmodischen Schreibsekretär abgeholt hatte. Er handelte auch mit Altertümern. Der Rock des Mannes hatte geglänzt und gespiegelt vor Abnutzung. Oben im Wohnzimmer war damals alles sehr einfach gewesen, der Tisch schon zu Mittag gedeckt, Tassen hatten darauf gestanden. Es gab zu Mittag Kaffee und Kartoffeln in der Schale. Isebies war so lange geblieben, daß sie das Herrichten zum Essen noch gesehen hatte. Man aß meistens so zu Mittag in den kleinen weimarischen Gassen. Isebies kannte das Menü all ihrer guten Freunde ganz genau. Bei Lewins war es zugegangen wie überall. Isebies hatte gemeint, noch ärmlicher. Die dunklen, feuchten, großen Augen der Kinder paßten ihr nicht zu der weimarischen Spießbürgerei. Vielleicht, dachte Isebies, stammen sie gar vom König David ab, oder von Jesus, von Joseph von Ägypten, wer kann das

wissen? Heute aber, schon beim Eintreten in das Haus, kam ihr eine ganz andere Luft entgegen: Königsrauch, vermischt mit Bratenduft und allerlei geröstetem Köstlichen. Isebies sog den Duft neugierig und sachverständig ein. Die Treppe glänzte vor Sauberkeit und war mit Wacholderzweiglein und frischem Sand bestreut und auch der Hausflur.

Leise gingen die Kinder die Treppe hinauf, und Isebies sah, daß an den Pfosten der Wohnungstür ein winziges Röllchen aus gelblichem, starkem Pergament befestigt war. Das hatte sie noch nicht bemerkt. Jedes der Kinder berührte das Röllchen mit den Lippen dreimal. Isebies sah zu und fragte den Buben leise: „Weshalb tut ihr das?"

„Das muß so sein", sagte der.

„Steht da was drin in dem Röllchen?"

„Höre, Israel," sagte der Bub, „der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig."

„Na, das ist ja wahr", sagte Isebies.

„Weshalb soll's nicht wahr sein?"

Isebies war dunkelrot geworden.

Als die Kinder in das Zimmer traten, wußte Isebies nicht, wohin die Augen wenden. Das war das öde Wohnzimmer nicht mehr. Große Sträuße von Georginen und Astern standen überall, und ein langer Tisch in der Mitte des Zimmers war gedeckt, und reich gedeckt, eine Pracht. Die Teller hatten bunte Ränder, und ein alter silberner Brotkorb stand auf dem Tisch, und ein siebenarmiger Leuchter und noch zwei Leuchter und ein großer Becher aus Kristall, der golden vom Wein leuchtete, der ihn erfüllte. Frau Lewin saß an der Tafel mit einem müden, feierlichen Ausdruck. Schwer hatte sie geschafft, um diese Herrlichkeiten zustande zu bringen, dies Paradies auf Erden.

Sie hielt eine geschnitzte Büchse in der Hand, die sie eben aus dem Schrank genommen. Das war die alte jüdische Gewürzbüchse, die auf keinem Tisch bei frommen Juden

am Sabbatvorabend fehlen durfte, die Büchse, aus der der Duft des Paradieses strömte, das Jehova den Seinen schon hier auf Erden verheißen hatte. Der Duft der glückseligen Erde, nach der die Sehnsucht aller Kreaturen steht, die gebückt und müde unter der Last des Lebens dahinziehen. —

Glückselige, fromme Juden, die ihr in einer Büchse den Duft der Erdenwonnen eingefangen habt und an eurem festlichen Vorsabbattische ihn reihum euch andächtig zuführen dürft!

Mit blendend weißen Tüchern bedeckt standen weiße Brote vor dem Platz des Hausherrn.

Aus dem Nebenzimmer klang schon, als die Kinder eingetreten waren, eine schöne, singende, weiche Männerstimme fremdartig in Wort und Melodie. Herr Lewin sang hebräisch, und Frau Lewin hörte andächtig zu, etwa wie eine Amsel auf dem Neste, wenn das Männchen singt. Sie hatte auch den Kindern mit einer kleinen Geste Schweigen geboten, als sie eingetreten waren, ohne aufzustehen: so war Isebies gar nicht bemerkt worden.

Herr Lewin sang König Salomos „Lob der Frau". Er sang es hebräisch, fremd dem Ohre seiner Hausfrau, denn welcher Ehemann würde es seiner Amsel verständlich am Sabbatvorabend vorsingen wollen? Er sang aber:

„Wem ein tugendsam Weib beschert ist, die ist viel edler wie die köstlichen Perlen.

Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie tut ihm Liebes und kein Leides ihr Leben lang.

Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt.

Sie denkt an einen Acker und kauft ihn und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände.

Sie gürtet ihre Lenden fest und stärket ihre Arme.

Sie tuet ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig; ihr Mann lobt sie."

Herr Lewin sang das ganze Lob zu Ende. Die rundliche Frau aber wußte wohl, was er sang, und saß da wie zu ihrer Ehrenstunde.

Ja, Herr Lewin mußte das tun, wenn er ein frommer Jude war.

Die Kinder wußten es auch, daß er jetzt gerade daran war, das Loblied zu singen, und sie lächelten der Mutter zu und tuschelten mit Isebies: „Jetzt lobt er die Mutter", und sie lächelten verschämt und glücklich.

Ach, schön war es bei ihnen, und Isebies schaute nur so. Welches Volk auf Erden hat solch ein Loblied auf das Weib und läßt es den Ehemann singen?

„Das haste nicht gemeint", sagte der Junge leise und stolz. „Und so ist's alle acht Tag."

„Schau," sagte jetzt Frau Lewin zu Isebies, „da haste gesehen einen jüdischen Tisch gedeckt, und da haste gehört einen jüdischen Mann singen. Hat der's gefallen?"

Isebies nickte.

Die Kinder sagten, daß sie Isebies mitgebracht hätten zum Anbrennen der Leuchter.

„Biste gekommen zum Anbrennen der Lichter, so sollste es auch tun. Gebt ihr die Schwefelhölzer! Wird se noch nie getan haben, was se jetzt tut."

Die Frau lächelte, und Isebies zündete den siebenarmigen Leuchter an, und in seiner wunderlichen Gestalt erschien er ihr wie ein großes Geheimnis. Die Lichter begannen zu strahlen, und die sieben Flammen bewegten sich wie zarte leuchtende Zungen.

Frau Lewin erschien ihr wie eine Königin, trotzdem sie einen schwarzen falschen Scheitel trug, und die großen Augen

der Kinder leuchteten wie aus einer anderen sonnigeren Welt.

Herr Lewin begann im Nebenzimmer einen neuen freudigen Psalmen fremdartig und schauererregend zu singen.

„Das ist der Becher für den Propheten Elias," sagte der Junge leise und wies auf den Kristallbecher mit dem leuchtenden goldenen Wein, „und die Tür dort bleibt angelehnt, damit der Messias eintreten kann."

Isebiesens Herz klopfte — O welche Fremdheit! Welch ein Erlebnis! Die Tafel erschien ihr wie für Könige aus einer anderen Zeit gedeckt, und der siebenarmige alte Judenleuchter war alles Zaubers voll, und die ehrwürdigen heiligen Seelen und Könige standen im Dämmer draußen um das Haus in der Gasse und warteten, um einzutreten.

Und wenn Isebies gewußt hätte, welch rührender Gottesdienst diese festliche Tafel war, wie sie in Wahrheit die Paradiesesfreuden dieser Erde darstellen sollte, den Trost im harten Leben, die heilige Messiassehnsucht; das versprochene Reich Gottes auf Erden, das nie hier erscheinen wird.

„Ja," sagte Frau Lewin, und ihre lebendigen Augen leuchteten, „als ihr noch auf allen vieren krocht und habt Eicheln gegessen im Walde, da sind wir schon Könige gewesen und haben gesessen in aller Herrlichkeit auf Erden!"

Isebies gab schüchtern die Hand, um zu gehen. Frau Lewin dankte ihr, und Isebies sah noch, als sie die Treppe hinabging, wie Frau Lewin aus der kleinen Küche einen duftenden Gänsebraten brachte, und zugleich strömte frischer Königsrauchgeruch aus der Tür. Die weiche, fremdartig singende Stimme Herrn Lewins verstummte, und Isebies sah ihre jüdischen Freunde im Geiste um den golden leuchtenden Becher des Propheten Elias sitzen, alle beschienen vom siebenarmigen Leuchter mit den sieben zarten Feuerzungen, und die wundervollen weißen Brote, die Frau Lewin selbst gebacken und halb verhüllt hatte mit schneeweißen Tüchern;

und der heilige Gänsebraten und die geheimnisvolle Gewürzbüchse, und was ihr feines Näschen sonst noch alles Gute gerochen hatte, erschien ihr so märchenhaft, daß sie auf der dunkeln, engen Gasse, an das Haus gelehnt, eine ganze Weile stehen mußte, um ihr Gleichgewicht wiederzufinden. Sie empfand ganz genau: das war nicht nur so eine einfache Geschichte. Alles so außerordentlich geheimnisvoll, wahrhaft überquellend von Bedeutungen und uralten Herrlichkeiten.

Und daß Herr Lewin so fremd und weich singen konnte, so gütig hatte die Stimme geklungen.

Er hatte gewiß seinen spiegelblanken Rock dabei nicht angehabt.

Und sie selbst, — was war sie? — Ein Goj! Was würde Gomelchen sagen? Es war ihr, als wenn ihre Kleider dufteten, als wäre sie in einem fremden, uralten Lande gewesen und hätte den Duft dieses Landes in ihren Kleidern mitgebracht. Und wie kam es nur, daß ihr Herz noch immer klopfte?

Ihr Herz mußte so tief sein wie ein Brunnen. Ehe da etwas bis auf den Grund kam. Ob alle Menschen solche Herzen haben? Wie groß und wie tief ist eigentlich ein Herz? Wie groß ist eine Seele?

Ach du mein Gott! Und wie mag sie aussehen? So dummes Zeug dachte Jsebies, als sie heimlief.

„Gomelchen," sagte sie, „wenn du wüßtest! Denk' dir — — Ach, das kann man gar nicht erzählen! — Denk' dir, — ich bin ein Goj!"

„Was bist du?"

„Ich darf den Juden das Licht anzünden."

„Dummes Zeug."

Und nun kam alles. Jsebies sagte dann: „Heilig ist auch alles, was die Juden glauben. Heilig ist auch, was Regine glaubt. Gomelchen, ich glaube: Recht hat niemand."

„Das ist auch ganz gleich," sagte Gomelchen, „wenn sie nur gut und gütig sind."

„Aber wunderschön ist der Sabbatvorabend bei den Juden, feierlich und geheimnisvoll; aber was die Frau Lewin alle Woche für eine Arbeit hat, alles so herzurichten und so zu kochen, daß es so duftet."

„Weißt du," sagte Gomelchen, „die Juden glauben, daß Gott ihnen versprochen hat, auf Erden das Paradies zu schaffen. Du hast das Paradies gesehen, an das sie glauben. Gott, glauben sie, liebt den am meisten, dem er die meiste Freude schenkt, und die Christen glauben, Gott liebt den am meisten, dem er das meiste Leid schenkt."

„Beides ist schön", sagte Isebies. „Aber schöner noch ist der Trost, daß das Leid die größte Liebe ist."

„Ja, mein Kind", sagte Gomelchen. „Das hat Tausende von armen Herzen getröstet."

„Ach, es ist beides schön", sagte Isebies innig. „Es wird so sein: Gott liebt die, denen er Freude gibt, und liebt die, denen er Leid gibt. Ich möchte immer von Gott geliebt sein!"

Isebies war von da an, wenn es irgend anging, der Lichtanzünder beim Sabbatvorabend und erlebte wundervolle Dinge bei ihren jüdischen Freunden.

Vor einem großen jüdischen Feste ging sie mit ihnen hinunter an die Ilm und schüttelte Kleider und Taschen in den guten kleinen Fluß, das heißt: alle Sünden des vergangenen Jahres aus allen Falten und Schlupfwinkeln, jedes Brosämchen, jedes Fäserchen. Sie sah zu, wie die Kinder von der Mutter Lewin gebenscht, gesegnet wurden, und wie sie einen Hahn über ihren Köpfen schwenkte, der alles Leid und alle Not von den Kindern nehmen sollte. Eine ganze fremde Welt tat sich ihr auf, und sie sah soviel Schönheit, soviel Innigkeit und Wärme, soviel Zueinandergehörigkeit eines unsagbar leidensstarken Volkes und dessen ganze Freuden- und Messias-Glückseligkeitssehnsucht.

Von keinem Weimaraner dachte Jsebies, daß er Königsaugen habe; aber die drei jüdischen ärmlichen Kinder sahen sie immer wieder mit den geheimnisvollen Augen König Salomos an. Sie wußte es jetzt, so hatte König Salomo geschaut in aller seiner Herrlichkeit und niemand sonst.

Die Eigenbrodtschen Kinder hatten eine lebendige Kindheit, eine Kindheit, aus der sie Kraft fürs Leben holen konnten. Marie Sibylle und Heinrich Eigenbrodt waren Menschen von strengster Selbstzucht. Sie gaben beide den Kindern ein so unumstößliches Beispiel guten, tadellosen Betragens, daß es ein Kunststück gewesen wäre, aus dem Stil des Hauses zu fallen. Das ausgeglichene Wesen der Frau Mutter tat das seine dazu; so waren die Mädchen bei aller Freiheit, die sie genossen, in die guten, reinen Formen ihrer Umgebung gebannt. Alle erregten und nervös sensibeln Erziehungsversuche und Künste sind kraftlos und müde gegen das ehrliche, am eigenen Leibe vorgelebte wortlose Beispiel. Für Jsebies und die Zwillinge war das Leben der Eltern einer heiligen Handlung vergleichbar; sie standen ihren Eltern fern, wie man heiligen Personen fernsteht. Sie dachten nie über sie nach. Solch ein Nachdenken wäre ihnen schon als ein großes Unrecht erschienen, ja sie sprachen auch nicht untereinander von den Eltern; sogar das wäre ihnen als ein Unrecht erschienen. Sie hatten auch kein wirkliches Bild von ihnen, aber ein Gefühl des unerschütterlich Guten. Niemand glich ihnen, und sie selbst gehörten zu ihnen. Sie waren alle miteinander „die Eigenbrodts“, und alle anderen erschienen ihnen nicht so recht geheuer. Das war alles unbewußt; aber stark und voll Liebe und Stolz, und fesselte sie an ihr Vaterhaus.

Jsebies dachte einmal dunkel, ob sie und die Schwestern wohl hübsch wären oder irgend so etwas, — konnte sein,

konnte aber auch nicht sein. Dann sah sie im Geiste eine kleine Wendeltreppe, die von den Wirtschaftsräumen hinauf in die Wohnräume führte. Wenn man diese Treppe hinaufging, bemerkte man, daß über jeder Stufe in das Holz Sterne eingeschnitten waren. Isebies meinte „wunderschöne Sterne“, und wenn im Raum, der sich unter der Treppe befand, Licht brannte, leuchteten diese Sterne. Man stieg über helle Sterne in die Höhe. Niemand sonst hatte so eine Treppe. Sie dachte darauf über ihre Frage nicht weiter nach und war beruhigt. Und sie erlebten auch so schöne Dinge. Davon war sie überzeugt, daß keine Kinder in ganz Weimar soviel Merkwürdiges kannten wie sie, die Eigenbrodts. Wer hatte solch eine Druckerei, in der es so unendlich viel zu sehen gab, wer durfte abends nach Herzenslust unter den Bäumen vor der Tür spielen und bei den Nachbarsleuten ein- und ausgehen? Wer hatte ein Gomelchen? Wer hatte einen Exzellenzengarten? Wer war ein Goj und durfte den Juden am Sabbat das Licht anzünden? Und wer war bei Rauchfußens daheim? Bei Rauchfußens oben auf dem Ettersberg?

Rauchfußens gehörten gewissermaßen erb- und eigentüm lich der Frau Mutter an. Ihre Freundin Beate leb heute noch und war eine alte sanfte Frau, von der Fra Mutter oft sagte, Gott möge sie erhalten, der armen Kinde wegen.

Isebies wußte, daß die alte Frau oben bei Rauchfußens in ihrer Jugend „Badewännchen“ genannt worden war. Frau Mutter wußte viel vom Gutshof auf dem Ettersberg zu erzählen, von der einstigen Schönheit der alten Frau, von einem wunderlichen Soldatenvater und der einsamen Kindheit des schönen Mädchens neben dem alten Griesgram, von Herrn Kosch, dem gestrengen Sonderling, von den Tänzen und Spielen im Garten abends mit den lieben Kameraden und Freunden, die Isebies alle kannte, so genau fast wie die Frau Mutter selbst sie kannte. Die alten Stuben waren noch dieselben wie zu Frau Mutters Jugend, ja der Garten war noch fast unverändert. Der große Muskateller-Birnbaum trug heute noch so reichlich wie zu Frau Mutters Zeiten, die Linde, unter der sich so viel begeben hatte, blühte noch Jahr für Jahr, als wäre ein goldenes schimmerndes Netz ihr über die Zweige geworfen. Ja, der Name Rauchfuß war wieder derselbe, durch einen eingeheirateten Vetter Rauchfuß.

Und wieder wuchs da oben ein mutterloses Kind auf, dessen Haar rot leuchtete, Lilly Rauchfuß. Doch war ihr Besseres beschieden wie der einstigen jungen Beate Rauchfuß, denn sie hatte einen Bruder, und die alte Beate wachte über die junge zarte Lilly. Die Dinge wiederholten sich droben auf eine wunderliche Weise.

Frau Mutter sagte, daß sie das junge Badewännchen nie ohne Bewegung ihrer Seele anschauen könnte, denn selten geschehe es, daß man einen Menschen zum zweiten Male auf Erden erscheinen sehe. Isebies konnte sich freilich

nicht vorstellen, daß die alte Frau der Enkelin geglichen habe, aber Frau Mutter sagte es. Für Isebies war die junge Lilly oben im alten Gutshof die zweite Isebies, der Liebling unter den Menschen. Sie liebte sie über alles, wie sich selbst.

Lillys um zwei Jahre älterer Bruder hieß Ottomar. Ottomar hatte das Grüblerische, Versonnene der Rauchfußens und die Schönheit seiner Mutter und deren Güte. Seine dunkeln Augen hatten etwas Weites, Tiefes. Wenn man hineinblickte, kam man an kein Ende. Wo mag seine Kraft liegen, diese endlose, die aus den Augen spricht, dies Uferlose? Die alte Frau dachte oft, wenn sie sich in den Anblick ihres Enkels vertiefte: Ich wünsche dir, daß diese Kraft Güte und Wärme ist. Ich wünsche dir nicht uferlosen Geist, deine Augen würden mich erschrecken, wenn sie das bedeuteten, du würdest leiden und Leiden bringen. Um dieser Enkel willen war sie im Haus geblieben, trotzdem ihr Schwiegersohn sich bald wieder verheiratet hatte. Sie mußte das Herz ihrer verstorbenen Tochter hier vertreten.

Mit ihrem Schwiegersohn war das so eine Sache. Es gab keinen redlicheren, braveren Mann, das wußte die alte Frau; aber auch keinen schwerfälligeren. Cäsar Rauchfuß dachte und fühlte und ging in einer geraden Linie, die über alles hinwegführte, was sie kreuzte. Ihre Tochter war an dieser geraden Linie eine müde Seele geworden noch in ihren Jugendjahren.

„Es ist das unbewegliche Geschlecht," hatte die alte Frau sie oft getröstet, „du mußt nichts Unmögliches von ihm verlangen." Sie kannte nur unbewegliche Männer, ihren Vater, ihren Gatten, ihren Sohn, und ihre bewegte biegsame Tochter hatte wieder, wie die Mutter, nach dem Unbeweglichen, das die Frauen oft für Kraft und Größe halten, Verlangen getragen und war daran zu Tode müde geworden.

Cäsar Rauchfuß hatte sich ein Jahr nach dem Tode seiner Frau in die neue Wirtschafterin auf seinem Gute verliebt, in eine derbe, flotte Person.

„Weil's mir zu ruhig um mich herum ist," hatte er der Mutter seiner ersten Frau gesagt, „und weil die Gertraud der Seligen so gleicht."

„Wieso denn gleicht?" hatte die arme Mutter betroffen gefragt.

„Sie hat auch so ihre Flausen im Kopf, wie ein Frauenzimmer sie nun einmal haben muß, und daß sie so auf ihre Art auch ein bißchen so 'ne Gefühlswurscht ist, ist gerade recht. Ich brauch' das. Es muß was um mich herum sein."

„Gewiß", hatte die Mutter gemeint.

Der Mann war entschlossen, das hatte sie gefühlt, so entschlossen wie damals, als er um ihr liebes, schönes Kind warb. Ein stattlicher Mann, ein Ehrenmann, ein Pflichtgetreuer, ein Fels im Meer, ein heiterer Mann, ein Halt der Frau. Man hatte ihn, wie man in Weimar sagt: über den Schellenkönig gelobt. Wortlos und treuherzig, ein deutscher Mann, so nennt man so einen Menschen. Das Gut gedieh unter seinen Händen wie noch nie. Er arbeitete von früh bis in die Nacht hinein; aber er sah und hörte so wenig wie eine Lokomotive. Er ging wie auf Geleisen, und wenn man sich an ihn hing und mit ihm fuhr, kam man gewiß an Ort und Stelle und hatte ihn auf der Fahrt lachen und schnaufen hören. „Hoho, das haben wir gleich!"

Das leichte phantastische Gefährt aus dem Hause Rauchfuß war an ihm zerschmettert, und nun versuchte er es mit einem derberen, und so war die Wirtschaftsmamsell Herrin auf dem alten Rauchfußschen Gutshof auf dem Ettersberg geworden, eine ganz andere Art Herrin, als sie bis dahin droben üblich war. Sie brachte auch eine andere Art Kinder zur Welt, als sie bis dahin droben im alten Hof zu Hause gewesen, brachte auch andere Sitten, einen andern Schritt der Dinge. Die schwermütigen, tapfern, träumerischen, stillen Frauen der Familie Rauchfuß waren verdrängt.

Die alte, echte Beate Rauchfuß wachte über die Enkel-

Kinder der alten Rasse. Aber die neue Frau Rauchfuß brachte Leben ins Haus. Vollbusig und drall, braunäugig, lachte sie mit ihrem Riesen um die Wette. Er hatte nun etwas um sich herum. Sie vertrug auch einen gehörigen Puff. Sie war die rechte Frau für ihn, zwar keine „Gefühlswurscht", wie er sagte, aber doch das Herz auf dem rechten Fleck. „Das Gefühl war ihr nur so angekommen, anfangs", meinte er. Geschmalzen ging ihr alles von den Händen: die Arbeit, die Vergnügungen, das Kinderkriegen, das Schneidern, das Kirchengehen. Es war eine wahre Freude. Sie verstand das Weibsein ganz vorzüglich, wie er das Mannsein. So hausten sie gut beieinander.

Sie war eine weitläufige Verwandte von Goethes Christiane, und Frau Mutter sagte, daß sie dieser ausnehmend gleiche.

Nur konnte Frau Rauchfuß sich bei weitem besser ausleben als die arme Christiane, die gewiß neben ihrem Geheimrat gar oft in ihrer unbezwinglichen Natur sich gedemütigt und beeinträchtigt gefühlt hatte und gewiß manche Taktlosigkeit würde unterlassen haben, wenn sie frei hätte ausschreiten können; aber wie eine Quelle doppelt sprudelt, wenn man sie erst zurückgestaut hat, so war es gewiß der armen Christiane ergangen.

Frau Rauchfußens Lebensgeister waren hingegen vollkommen ungehemmt: ihre bösen und guten Eigenschaften hatten keinen Grund sich aufzubäumen. Alles ging in gesundem Trab.

Der heitere Riese war zufrieden. Er brauchte so etwas. Er war zu unbeweglich, um im eigenen Sinne selbst leben zu können, das heißt sein Inneres von den Geschehnissen bewegen zu lassen. Er hatte seine Arbeit. Wenn er aber feierte, wollte er ein bißchen Theater haben. Das Hoftheater unten in Weimar langweilte ihn. Da war ihm die „schnackische" Frau, die immer etwas vorhatte, ganz das Richtige.

Die Fremdenzimmer wurden nie leer von Leuten, die mit Frau Rauchfuß bekannt waren und sie bewunderten; da war ihr jeder recht, Männlein und Weiblein. Sie mußten nur mittun, jung und alt. Die Lehrer und Lehrerinnen der Kinder, Schauspieler und arme Maler; auch die beiden alten Schwestern von Cäsar Rauchfuß, zwei alte, schmächtige Jungfrauen, denen der Riesenbruder scheinbar alles weggenommen hatte, Fleisch und Knochen, Kraft und Wärme, die kamen alljährlich auf ein paar Monate herauf in einer alten Mietkutsche, mit ihren beiden alten Kofferchen und konnten sich gar nicht genug tun in Bewunderung der Frau, der Kinder, der Wirtschaft, des Bruders, des Essens und Trinkens, der Ordnung, der Milch, der Butter, des Viehs, des Wetters. Und diese Bewunderung gab ihnen die Berechtigung zu existieren. Cäsar Rauchfuß lachte immer, wenn sie kamen, fand kein Wort zur Begrüßung, reichte jeder seine große Tatze, lachte nur. Es war aber ganz klar, was das bedeuten sollte. Da kommt nur, ihr Vogelscheuchen! Habt wieder kein Fett angesetzt. Macht's euch bequem. Langt zu! Wir haben's. Die Geschwister verstanden sich aber, gottlob! auch wortlos.

Die beiden mageren Wesen waren kaum angelangt, so stimmten sie auch ihre Lobeshymnen an. Um einige Töne drückten sie den Lobgesang herab, wenn es sich um Ottomar und die kleine Lilly handelte. Die pausbackigen Schwarzköpfe aber aus zweiter Ehe brachten einen enormen Sturm von Lobgesängen bei den beiden magern Jungfrauen hervor — fast so stark, wie sie zu Ehren des Jungviehs sangen, das unter Gertrauds Oberhoheit stand. Die fortgesetzten Hymnen mochten aber das überzarte Schwesternpaar anstrengen, denn man hörte sie nie miteinander reden. Sie ruhten, wenn sie allein waren, von der Strapaze aus. „Du d'r à Duch um" („Tu dir ein Tuch um"), sagten sie zueinander auf gut Weimarisch, wenn sie sich im Garten begegneten,

denn sie froren immer und hatten Mitgefühl füreinander. Sie wußten, was jede leisten mußte, um sich hier oben einzuloben.

Cäsar Rauchfuß mochte es auch, wenn die Gäste bewundernd auf seine Frau schauten; an ihrer Treue zweifelte er nicht, denn Dankbarkeit gibt es noch auf Erden. Wer hatte den Mut, die Mamsell zu heiraten, ohne alles Drum und Dran, in jetzigen Zeiten, einfach „die Mamsell". Sie war ihm auch treu. Was waren die hungrigen Maler und kleinen Schauspieler gegen ihn, die Lehrer und Pfarrer der Umgegend gegen ihn, den Riesen, mit dem köstlichen Lachen, den schneeweißen Zähnen, den kleinen, festen Locken, der stummen, gewaltigen Lebenskraft, der elementaren Liebeskraft, der sie so ganz gewachsen war. Wer hätte so mit ihr spielen können und sie mit ihm? Sie liebten sich wie zwei wilde, starke, große Katzen mitten zwischen Haustieren. Es war gar kein Grund zur Untreue vorhanden, gar keine Möglichkeit. Sie wußten genau, was sie aneinander hatten, oder sie wußten es auch nicht. Sie dachten beide nicht und lebten ihr Liebesleben, wie sie eine gute starke Luft einatmeten, fast unbewußt. Die Kinder, die sie ihm schenkte, waren ganz das, was er von Kindern erwartete. Sie gefielen ihm außerordentlich. Es waren seine wirklichen Kinder, ganz einfache, hübsche, rotbackige „Bälger".

Keine Kinder mit uferlosen Augen. Diesen Ausdruck hätte er freilich nie gebrauchen können, denn er lag ihm weltenfern; aber er spürte so etwas Fremdes in den Augen seiner beiden Ältesten, etwas, das nicht zu ihm gehörte, nicht zu ihm wollte, etwas Unheimliches, etwas Rauchfußsches von der anderen Linie.

Die andere Linie lebte träumerisch inmitten des satten Treibens des Hauses, auch die alte Frau war auf ihre Art träumerisch. Sie sah allzuviel Vergangenes, nach dem niemand mehr fragte.

Die vergessene Mutter der beiden ältesten Kinder des Hauses aber hatte mitten im neuen Familienglück zwei leidenschaftliche stumme Verehrer gefunden, zwei glutvolle Anhänger. Sie war zur Heiligen geworden für zwei sehnsüchtige Herzen.

Lilly und Ottomar schlichen ihrer Spur nach, die schon ganz vom Leben verwischt war. Mitten im lärmenden frohen Durcheinander des Hauses sahen sich die Kinder zuweilen bedeutungsvoll an, und eines oder das andere flüsterte: „Vergiß sie nicht."

An den Weihnachtsabenden hatten sie eine stille Sitte eingeführt. Sie bauten in einem Winkel des Gartens im Schnee einen kleinen Altar für die verstorbene Mutter, zu dem sie sich nach der Bescherung schlichen. Dort beteten sie und legten der Mutter ihre Zeugnisse stumm nieder und feierten eine ekstatische Weihnachtsfeier tief verborgen, brachten der Toten ihre Liebe, flüsterten ihren Namen und sagten: „Liebe, gute Mutter."

Diese stummen Feiern verbanden sie auf das engste miteinander. Niemand ahnte etwas davon, selbst die Großmutter nicht.

Ottomar konnte jedesmal ein glänzendes Zeugnis auf den kleinen Altar niederlegen. „Sei nicht böse", sagte er, „und auch nicht traurig, der Lilly ist's wieder nicht recht geglückt; aber das nächstemal." Dabei faßte er Lilly an der Hand, wie um ihr beizustehen, und er hatte feste Hände mit einem starken Griff. „Liebe Mutter," sagte er, „wie es auch wird, ängstige dich um Lilly nicht, ich bin bei ihr, ich lasse ihr nichts geschehen, auch wenn es mit dem Lernen nicht besser werden sollte; — aber es wird besser." Dies sprach er zu Lilly; dann wendete er sich wieder zur Mutter: „Und wenn sie dich alle vergessen, wir vergessen dich nicht." Das war so fest und unerschütterlich gesprochen, so grundehrlich. Jedes Jahr waren es ungefähr dieselben Worte. Zwei rote Lichtchen brannten

und flackerten. Damit niemand den Schein gewahr werden sollte, beugten sie sich tief. Lilly hielt ihre Hände vor, da wurden die zarten Hände durchscheinend und erglühten rosig.

„Deine Augen," sagte Lilly nach einer solchen Feier zu ihrem Bruder, „wenn man hineinguckt, sind wie das Meer."

„Wann hast du denn das Meer gesehen, dumme Gans?" sagte er. „Pfui, wer redet von Augen. Kein Bub sagt so was."

Lilly wurde ganz kleinlaut. Einen geheimnisvollen Schreck hatte sie vor den Augen ihres Bruders empfunden. Wer war er denn, daß er so schaute? Ganz anders wie sie selbst. Sommer und Winter ging er seinen Weg in aller Herrgottsfrühe hinunter ins Gymnasium, im Winter mit einer Stalllaterne. Niemanden machte er Not; aber es bekam auch niemand außer Lilly und der Großmutter ein herzliches Wort von ihm. „Die Babies" nannte er die Geschwister und behandelte sie immer etwas scheu von oben herab, besonders die ganz kleinen mit viel Zartheit. Am liebsten wich er ihnen aber aus. „Dummes Volk," sagte er zu Lilly, „so, so — ich weiß nicht — zu dumm. Und man denkt immer, man tut ihnen was, wenn man sie angereift. Daß der Vater sie so wie Bälle in die Luft wirft und auffängt!"

Sehr gern hatte er Isebies Eigenbrodt, die öfters zu ihnen kam, und er nannte die beiden Mädchen: „Die Isebiese."

Es machte sich alles so ganz wie von selbst zwischen ihnen dreien. Die Zwillinge paßten nicht in den Ton, den sie miteinander anschlugen.

Über Tiere wurde geredet, über alles mögliche Viehzeug, das war ihnen am interessantesten. Menschen gehörten nicht in das Reich ihrer Unterhaltungen; und dann liebten sie, in der Erde zu graben. Sie gruben einfach Löcher und gruben und gruben. Und Ottomar sagte zu den Isebiesen:

„Ich weiß nicht, ein Mensch, der nicht gern gräbt, ist für mich gar kein Mensch. Ich bin ein Erdarbeiter mit Verstand. Ich grabe natürlich nicht wie ein Unsinniger. Ihr werdet es gesehen haben, bei mir geht's immer ganz vernünftig zu, nicht wie bei euch. Ich weiß die Form des Loches immer im voraus, und ich weiß auch immer, weshalb ich grabe. In der Erde kann alles mögliche sein. Es ist der einzige Ort, wo wirklich etwas sein kann. Die Dinge liegen natürlich nicht auf der Erde umher, alles in der Erde, was man finden kann: Rüstungen und Schätze, Knochen, wundervolle Statuen. Und was in der Erde liegt, hat keinen Herrn." So gruben die drei Schatzgräber im Schweiße ihres Angesichts und waren voller Erregung und hofften auf Geheimnisvolles. Sie wurden der Arbeit nicht müde.

Lilly sagte einmal zu Isebies während des Grabens: „Unsere Mutter liegt auch in der Erde."

Etwas Traurigeres hatte Isebies nie gehört. Mit vor Mitleid glühender Seele fiel sie zuerst Lilly, dann Ottomar um den Hals, küßte beide leidenschaftlich und schluchzte: „Sag' das nicht, da müßt ihr ja sofort sterben, wenn ihr das sagt."

Beide Kinder konnten Isebies nicht sogleich wieder beruhigen. „In dieser schweren Erde", sagte Isebies traurig und wog mit einer rührenden Gebärde ihrer mageren Hände die Schwere der Erde vor ihren Augen gleichsam ab.

Sie gruben aber nicht weiter und gingen planlos miteinander auf dem Gutshof umher, durch die Ställe, und blieben schließlich bei ihren Karnickeln hängen.

„Wir müssen noch ein Weibchen haben", meinte Lilly. „Wann ist der nächste Viehmarkt?"

Sie fragten den Knecht, der im Stall beschäftigt war. Zum nächsten Viehmarkt, der in ein paar Tagen fiel, holten sie Isebies von daheim ab, und Ottomar führte sie über den Rollplatz, an den Reihen von Kühen, Ochsen, Stieren und

Kälbern vorüber, durch all den Dunst und Dampf der mächtigen Tierleiber, bis sie an den Stand kamen, auf dem das kleine Vieh feilgeboten wurde, Ziegen, Schweine, Ferkel und Karnickel. Da war auch großes Treiben, und mit Mühe würgten sie sich mit dem Korb, den Lilly trug, durch.

„Jetzt paßt aber auf,“ sagte Ottomar, „damit wir nichts Dummes erwischen!“ Lilly mit dem Korbe war die wichtigste und eifrigste Person. Sie hob die Deckel von den Kisten und schaute hinein, wie die Hasen geduckt und breit im Stroh saßen. „Was wollt ihr denn?“ wurden sie gefragt.

„Wir wollen eine gute Häsin“, antwortete Lilly.

„Das ist eine gute Häsin“, sagte ein Verkäufer und hob ein graues, zappelndes Tier an den Ohren in die Höhe.

„Nein, nein,“ sagte Lilly, „das ist nichts, sie soll eine Lapinhäsin sein.“

„So, so“, rief ein anderer Verkäufer und hob eine weiße Lapinhäsin in die Höhe.

„Die wollen wir keinesfalls, die zieht Ratten an,“ meinte Ottomar, „dann bekommen wir langgeschwänzte Junge, meint Jochem.“

„Jawohl“, rief der Verkäufer höhnisch. „Dummer Schnack. Sie ist schon trächtig und nicht von Ratten.“

„Wir wollen sie aber nicht“, sagte Ottomar kurz.

Isebies aber meinte: „Du, wenn sie schon trächtig ist, sollten wir sie doch nehmen.“

„Nein, nein, da verlass' ich mich auf Jochem.“

Mittlerweile hatte Lilly eine Häsin gefunden, die ihr auch gefiel. Sie hob sie selbst an den Ohren aus dem Stroh und fragte mit voller Andacht und Gewissenhaftigkeit: „Wie oft hatte sie schon Junge? War ihre Milch gut? Gediehen die Kinder? Biß sie noch keinen? War sie eine gute Mutter? Darauf kommt uns alles an. Wir wollen eine gute Mutter.“

Die Bauern, die um die Kinder her standen, und die Verkäufer fingen an zu lachen und machten ihre Bemerkungen, sahen auf das hübsche Mädchen, das die Häsin hoch in die Höhe hielt und auf niemanden achtete. „Ist es auch bestimmt eine Häsin? Bei Hasen ist das gar nicht leicht zu sagen. Betrügen Sie uns auch nicht?"

Das Lachen wurde immer stärker, die Leute drängten sich um die Kinder.

Isebies sagte laut, stolz und bös: „Da ist gar nichts zu lachen. Weshalb lachen die Leute?"

„Wir wollen die Häsin nehmen", meinte Ottomar, der vor Zorn dunkelrot war, kurz.

„Laß", sagte Isebies. „Da wird nichts übereilt. Schließlich haben wir die Bescherung." Und sie handelte und fragte weiter, bis endlich eine schöne, braune, schon trächtige Lapinhäsin ihr im Korbe saß und von ihr und Lilly mit Zärtlichkeit überschüttet wurde.

Ottomar und Lilly trugen miteinander den Henkelkorb. Isebies wollte helfen.

„Nein, laß," sagte Ottomar, „da kommen Jungens aus meiner Schule."

„Mädchenschlunz! Mädchenschlanz!" rief es hinter ihnen drein.

„Wart," sagte Ottomar, „laßt die Häsin nicht fallen." Fort war er und über die Jungen her wie der Teufel, so schien es Isebies, und sie hörte ihn rufen: „Wart, ich werd' euch beschlunzen und beschlanzen." Er trat und hieb und rüttelte und schüttelte, daß es eine Art hatte, und zwickte und puffte wie eine Maschine, die die Jungens in die Mache bekommen hatte. Er stieß mit seinem braunen Buschelkopf nach ihnen wie ein Bock und war mit den beiden Burschen bald fertig, die ihn mit einem Ausdruck verblüffter Hochachtung gehen ließen, eine Weile ihm nachblickten und dann verschwanden. Das war ein ganz überraschender Ottomar

für Isebies, ein Kerl, ein böses Stück Natur, das ihr fern war, das fremd sich von ihr getrennt hatte, eine andere Welt. Sie war stumm, als er wieder zurückkam, und sagte nach einer Weile: „Du bist aber einer."

„Freilich, du meinst wohl, ein Bub hätte nicht die Augen offen zu haben!"

„Seid ihr alle so?" fragte Isebies.

„Alle", sagte Ottomar.

„Wie die Viecher", meinte Lilly.

„Nein, wie Männer", antwortete Ottomar schroff.

„Aber die anderen waren nicht gerade wie Männer", meinte Lilly wieder.

„Sie haben die Kräfte noch nicht."

„Du hast sie aber?" fragte Isebies.

„Das wollt' ich meinen. Ich bin der Stärkste in meiner Klasse."

Isebies aber fühlte sich ihrem Kameraden für einen Augenblick ganz unverständlich fern gerückt.

Bei Rauchfußens war eine andere Luft wie unten bei Eigenbrodts, eine Luft, in der Isebies gern atmete. Es war so etwas Urkräftiges da oben. Der Regen peitschte ganz anders, wenn er an den kahlen Flanken des Ettersbergs dahinfuhr und über den freiliegenden Gutshof zog, als unten in der Stadt zwischen den Häusern; und der Wind, — da machte man sich unten in Weimar keinen Begriff davon, was der eigentlich konnte. Um das Gutshaus fuhr er im Herbst und Frühling, als wenn ein Eilzug nach dem andern daran vorüber donnerte, dicht an den Fenstern hin und ununterbrochen, und heulen konnte er mit unglaublichen Stimmen, an den Fensterläden rüttelte er so unverschämt, wie er sich das in Weimar nie erlaubt hätte. Der Schnee fiel so dicht und tief, der Sturm wühlte und spielte darin, die Rabenzüge schrien so wild und seltsam, und im Frühjahr und

Herbst flogen die Starenschwärme auf mit rauschendem, donnerndem Getöse, wie man sich so etwas von Staren in Weimar nicht ausdenken konnte. Die Sonne brannte anders wie in der Stadt, und die Düfte und Gerüche waren soviel stärker. Nach einem Frühlingsregen dampfte und roch die Erde ganz berauschend. Ganze Wolken von Duft stiegen auf, und die Kornfelder rochen, daß es sich einem schwer auf die, Brust legte. Ganze Lasten von Geruch und Wachstum waren in der Luft und immer etwas anderes und immer etwas Ungewöhnliches. Es war, als ob in Weimar alles verwässert ankäme.

Und es schien auch so etwas mit den Menschen da oben zu sein.

Bei Eigenbrodts war man doch auch lustig und lachte oft; aber man lachte, wie man es in Weimar tut. Marie Sibylle konnte oft lachen, daß ihr die Tränen in den Augen standen, und da mußten alle mitlachen, der Vater, die Frau Mutter, die Kinder, und wenn eins der wohlerzogenen Dienstmädchen durchs Zimmer ging, blieb diesem gar nichts übrig, als sich in die Lippen zu beißen.

Aber oben bei Rauchfußens war oft ein Spektakel, daß kein Mensch sein eignes Wort hören konnte. Wenn Cäsar Rauchfuß gut aufgelegt war, und das war er sehr oft, da gab es etwas zu hören. Der konnte wiehern, grunzen, quieken vor Lachen, und seine Frau stemmte dann die Arme in die Seiten und half ihm nach ihrer Art, und die war nicht schlecht, und die Kinder fielen ein, daß man hätte des Kuckucks werden können.

„Warum auch nicht", so etwas Ähnliches würde Cäsar Rauchfuß gesagt haben, wenn man ihn gefragt hätte. „Wir haben niemand über uns und niemand unter uns und niemand neben uns. Weshalb sollen wir uns genieren?"

Und weshalb sie lachten? Das war gar nicht zu sagen, um was für dummes Zeug, kein Mensch in Weimar hätte da gelacht.

Sie spielten manchmal abends mit ihren Gästen. Da wurden Rätsel geraten. Der kleine, dürre Lehrer, der so oft bei ihnen zu Besuch war, mußte sich unter den Tisch kauern, und der dicke Verwalter mußte sich auf den Tisch legen und tun, als wenn er schwämme, und das sollte heißen: das Fett schwimmt oben. Über solche und ähnliche Sachen freuten sie sich ganz unbändig.

Einer mußte den Mund aufreißen, und einem waren die Augen verbunden, und der mußte mit ausgestrecktem Finger vorwärts gehen. Natürlich fuhr er mit dem Finger dem andern in den Mund. Da konnte man sich freilich vorstellen, daß dem harmlosen Riesen das Hoftheater nicht besonders gefiel.

Wenn Jsebies der Frau Mutter von dieser Art Zeitvertreib bei Rauchfußens erzählte, sagte diese: „Das muß in den Wänden stecken geblieben sein. So haben sie es da oben immer getrieben. Deshalb hat auch Beate Rauchfuß damals den verrückten Menschen geheiratet, nur weil er anders war. Und was macht die alte Frau dabei?"

„Die ist gewöhnlich oben in ihrer Stube", sagte Jsebies. „Die kommt fast nie herunter, wenn abends alle beieinander sind."

„Die ist dann bei ihren Heimgegangenen", meinte die Frau Mutter. „Da sind wir alten Leute am liebsten."

„Sie ist wie eine heilige Frau," sprach Jsebies, „und könnte auf einem Altar stehen. Man möchte ihr die Hände küssen, wenn das nicht dumm wäre."

„Das macht," sagte die Frau Mutter, „sie ist niemals glücklich gewesen, soviel ich weiß, und diese Frauen bekommen alle ein bißchen etwas, als wären sie nicht daheim auf Erden."

„Aber du warst glücklich, mein Gomelchen?"

„Ja, das war ich, Gott sei's gedankt."

„Gott sei Dank", sagte Isebies und küßte die Frau Mutter stürmisch und freude sich heute noch ganz gewaltig über das längst vergangene Glück ihrer lieben Frau Mutter.

„Weißt du, die Dienstleute oben, wenn ich da an unsere denke!" sagte Isebies zu Frau Mutter. „Wie Exzellenzen und Minister sind die unsern mit ihren weißen Schürzen und Häubchen und den Gesichtern, als wären sie eben aus dem Ei gekrochen, aus dem die ganz braven Dienstmädchen kriechen, so, als stünde auf ihrer Stirn geschrieben: Wir haben nie genascht, wir haben nie geklatscht, wir haben keinen Schatz, wir sind die bravsten, brav, brav, brav.

Oben kommt die Bomberl, so nennt die junge Frau Rauchfuß die Mötschen, die mit Mann und Kindern auf dem Hof wohnt und Aushilfsköchin ist und alles mögliche natürlich noch, — die Bomberl kommt ins Zimmer mit bloßen Füßen und fast ohne Zähne, nur zum Kauen so'n paar; patsch, patsch, patsch kommt sie herein wie'n Frosch und bringt die heißen Plinsen zum Kaffee, und mit einer Gabel nimmt sie sie raus aus der Pfanne und klatsch, klatsch, klatsch, patsch, patsch, patsch fällt jedem so ein rundes Ding neben die Kaffeetasse und macht einen runden Fettfleck. Das scheuert die Bomberl am andern Tag wieder fort, ganz blank ist's dann wieder. Das macht nix. Und dabei wollen sie jetzt eine Kochlernerin, wie Frau Rauchfuß sagt, nehmen.

Unsern Vater möcht' ich mal oben sehen! Aber schmecken tut's! Solche Plinsen könnten wir gar nicht machen; auch wenn wir wollten. Bei uns würden es zahme Plinsen. Weißt du, es gibt zahme Gänse und wilde Gänse und zahme Plinsen und wilde Plinsen, und so ist alles. Da oben sind's Wildgänse mit wilden, feurigen Augen, und wir sind zahme Gänse, ganz einfach."

„Du bist gut!" sagte Frau Mutter. „Und wie ist denn Herr Rauchfuß, wie kommt denn der dir vor?"

„Wie'n feuerspeiender Berg."

„Und Frau Rauchfuß?"

„Wie 'ne Feuerkugel."

„Na, und was machen sie denn immer, daß sie so speien und feuerkugeln?" fragte die Frau Mutter wohlgelaunt.

„Was sie machen? Sie arbeiten furchtbar, und dann, wenn's damit zu Ende ist, geht eine großartige Lustigkeit los.

Denk' dir, neulich war Frau Rauchfuß auf dem Brocken ohne Herrn Rauchfuß, mit dem Lehrer und seiner Frau. Dort hat sie die Sonne aufgehen sehen und Gott weiß was, und Frau Rauchfuß ist furchtbar gestiegen und hat alles herrlich gefunden und hat alles mögliche erlebt, und hat erzählt und erzählt und erzählt, hat in ihrer Freude und Aufregung Kuchen gebacken, Kuchen über Kuchen, Grießkuchen, den ich aber nicht mag, und Apfelkuchen und Napfkuchen und Kaffee gekocht, und draußen auf der Veranda, an der die Straße vorüberführt, ist sie dann gestanden und hat gebügelt, und wer vorübergekommen ist, den hat sie hereingewunken, gewunken, sagt Frau Rauchfuß, den Lehrer, den Pfarrer, die alte Wirtschafterin vom Nachbargut, die Frau Kleinerten von der Marienhöhe, und dann ist jedesmal das Kuchenessen losgegangen und das Kaffeetrinken und das Erzählen, und für den Herrn Pfarrer gab's Apfelmost, und ich glaube für den Herrn Lehrer auch, und der Herr Rauchfuß ist gekommen und hat gesagt: ‚Du ausgelassenes Fett', und hat sie in die Backe gekniffen, daß die dunkelrot geworden ist. Und immer, wenn wer Neues gekommen ist, hat sie gemacht, als wenn die Sonne auf dem Brocken aufgehen will.

Sie haben immer Späße da oben. Und wenn irgend was ist, was Frau Rauchfuß nicht gleich versteht, sagt sie ganz einfach: ‚Unnatürlich!' Ganz besonders sagt sie das oft zu Ottomar. Ich glaube, den mag sie nicht sehr, und auch zu Lilly sagt sie oft: ‚Unnatürlich!'"

„Und wie sind nun eigentlich Ottomar und Lilly?"

„Das sind Kerle aus Gold und Edelsteinen!" rief Isebies und fiel ihrer Großmutter leidenschaftlich um den Hals.

„Und du wirst mir da oben wohl auch eine Wildgans?"

„Ich bin schon eine!" sagte Isebies. „Weiß du denn das nicht?"

Sie schüttete der Frau Mutter von Zeit zu Zeit vollkommen ihr Herz aus, und das war gut.

„Aber Bomberls Kinder, da machst du dir keine Idee, Gomelchen", fuhr sie fort. „Im Herrenhaus ist Bomberl sauber, da gibt's nix! Vom Plinsenfleck auf dem runden, weißen Tisch ist am andern Tag kaum mehr ein Schättchen da, und so alles. Hinter der Kinderfrau ist Bomberl her wie der Teufel, wenn da was nicht ganz sauber ist, macht Bomberl ein Mordsgeschrei. ‚Die Drecklíese' heißt's dann gleich. Aber ihre eigenen Kinder! Herr du meine Güte! Ich glaube, die hat sie nur so aus Versehen gekriegt. Gar keinen Sinn hat sie dafür. Sie nennt sie Krampen — Krampen! Immer hört man sie daheim bei sich so etwas rufen wie: ‚Einen Deifel muß es nich geben, sonst hätt' er schon lang' so etliche Hünd geholt, so Hünd, so ganz damische, so ganz damische.' — Weißt du, Herz haben sie da oben nicht. Die Bomberl hat bei Rauchfußens viel zu viel zu tun. Das dürften die Rauchfußens nicht erlauben, daß sie alles daheim so verschlampen läßt. Sie stammt aus dem Heimatsdorf von Frau Rauchfuß in Franken.

Die Großmutter grämt sich auch oft darüber und lehrt die kleinen Rotznasen stricken und schaut öfters nach, aber die Rauchfußens haben kein Einsehen. Ottomar ist oft ganz wütend darüber. Bei dem käme so etwas nicht vor.

Ottomar könnte Gottes Sohn sein," schloß Isebies, „so gut ist er."

„Ach geh," erwiderte Frau Mutter, „red' nicht so abgeschmackt!"

„Na," sagte Isebies, „wenn der Herr Jesus so anständig

mit vierzehn Jahren war wie Ottomar, da konnte Maria sehr zufrieden sein. Ins Gymnasium ist Jesus nicht gegangen, seine rechte Mutter hat er gehabt, da war's nicht schwer. Er hätte sich gehörig umgeschaut, wenn Gott ihm die Maria genommen und die Frau Rauchfuß dafür gegeben hätte, — und jeden Tag punkt halb sechs Uhr, Winter wie Sommer, hinunter ins Gymnasium — und diese Aufgaben dann, und die Ludersch von Lehrern! Und die Ungerechtigkeit von Frau Rauchfuß. Und daß ihn sein Vater immer Esel nennt!"

„Isebies!" rief Frau Mutter ganz entsetzt.

„J, was wahr ist, muß wahr bleiben."

„Nennt er seine Lehrer so?" fragte Frau Mutter.

„Könnte vorkommen, kommt aber nicht vor. Das sag' nur ich so."

„Na, dann sag's nicht."

„J was", meinte Isebies.

„Weshalb verkehrst du mit deinen Kindern, den Mädels, mit denen du Stunde hast, so ungern?"

„Weil ich bei denen immer der Hund bin."

„Wieso?"

„Weil sie mich verachten wegen des schlechten Lernens, und wenn etwas los ist, das sie spielen, soll ich immer der Hund sein. Ne. Wenn sie was untereinander haben, immer bin ich ausgeschlossen. Ottomar und Lilly halten zu mir. Wir sind ein Dreck!"

„Pfui!" rief Frau Mutter. „Wie kommst du auf so abscheuliche Worte?"

„Ich mag die schönen nicht", sagte Isebies trotzig und machte ihr Siouxindianergesicht, verschlossen, kalt, unbeweglich.

„Aber mit solchen Worten kann man mit uns nicht leben", sprach Frau Mutter ernst.

Eine heiße Röte stieg in Isebiesens Gesicht auf. Tränen drangen in die Augen. Sie schaute um sich, als wollte sie davonlaufen, und Frau Mutter nahm sie weich in die Arme.

„Arme Wildgans", sagte Frau Mutter leise.

Eigenbrodts bekamen nun wirklich eine Erzieherin. Diese Neuigkeit machte die Runde in der ganzen Bekanntschaft.

Und die Gefürchtete kam an einem kühlen Frühlingstag. Der neugesetzte Ofen im Schulzimmer war zum erstenmal angebrannt und roch süßlich nach Lehm, recht unausstehlich. Isebies war das sehr unangenehm, daß es so fatal roch; und sie pflückte im Garten ein Sträußchen Schlüsselblumen. Biwi räucherte mit Eau de Cologne und Wasser vermischt.

„Na", sagte Isebies.

Biwi meinte auch, die Stinkerei braucht's nicht.

Diejenige, die ankam, war ein wunderhübsches blondes Mädchen von zwanzig Jahren, trug die Zöpfe um den Kopf geschlungen, hatte ein Gesicht flaumig und zart wie ein Pfirsich. Isebies hatte aber sofort den Eindruck, als wäre sie aus zwei Figuren zusammengesetzt. Sie hatte zu kurze Beine und war in den Schultern zu breit, und auch die Arme waren zu kurz geraten. Sie machten Isebies den Eindruck von Flügelchen. Ihre Nase war aber eine feine Gemmennase, und ihre Augen waren außerordentlich schön geschnitten und blau.

Lilly und Ottomar waren vom Ettersberg herunter gekommen, lauerten vor dem Haus, Isebies hatte schon nach ihnen ausgeschaut und kam sofort zu ihnen herunter.

„Na, was tut sie?" fragte Lilly.

„Vorderhand verhält sie sich ruhig. Ofenecken hat sie noch keine abgebissen."

„Benimm dich aber anständig, Isebies," sagte Ottomar, „daß wir dich achten können. Ich muß auch tun, was ich kann."

Zwei Lewins kamen, während Ottomar und Lilly noch da standen, und fragten auch. Da sagte Jsebies ruhig und sah auf Ottomar: „Sie scheint nett zu sein."

„Gottlob", sagten die Kinder. „Wir möchten unsern Schabbesgoj holen."

„Ja", sagte Jsebies und freute sich darauf, der oben in der Schulstube zu sagen, wenn sie fragen würde: Wo gehst du hin?, ich stecke den Juden das Licht an.

Und wie sie es sich vorgestellt hatte, so kam es; die in der Schulstube fragte Jsebies wirklich: „Wo gehst du hin?" Und Jsebies antwortete wirklich, wie sie sich vorgenommen.

Sie wurde aber rot. Sie kam sich gemein und verräterisch vor, mit solch einer heiligen Sache zu prahlen und ihre Lewins damit zu verraten.

Sie kam sich wie Judas Jscharioth vor und schämte sich in die Seele hinein, lief fort, ohne etwas Näheres zu erklären, kam aber nach einer Weile zurück. Sie hatte erregt draußen vor der Haustür gestanden und sich überlegt, wie sie es wieder gut machen sollte. Das schöne Mädchen saß an ihrem Schreibtisch und schrieb und sah traurig aus. Jsebies trat zu ihr, und weil die Fremde so zerstreut aussah, wurde ihr es schwer, zu beginnen.

„Ich wollte nur sagen," kam es etwas bebend, aber wohlgesetzt wie nie sonst von ihren Lippen, „daß meine jüdischen Freunde mir erlaubt haben, ihnen das Licht zum Sabbat anzuzünden, das dürfen sie nicht selbst tun, das muß ein Ungläubiger tun, und da ich einer bin, so haben sie es mir erlaubt. Das wollte ich nur ordentlich sagen."

Das schöne Mädchen sah ganz erstaunt auf und blickte das Kind fragend an. Die heißen Augen fielen ihr auf, die bebende Gestalt, der Kampf in dem jungen Geschöpf.

Was für ein eigentümliches Kind ist das? dachte das Mädchen. Was soll ich nur sagen?

Sie war eine Pastorentochter und kannte ihr Fach; aber die jungen, heißen Augen verwirrten sie.

„Weshalb heißt du Isebies?“ fragte sie.

„Weil meine Mutter Sibylle heißt und ich auch. Ich hab' mich als kleines Kind selbst Isebies genannt. Marie Sibylle werde ich erst heißen, wenn ich groß bin. Das ist kein Name für ein Kind.“

„Nun, du bist doch auch schon dreizehn Jahre?“

„Ja, leider“, sagte Isebies. „Kind sein ist schön. Nun muß ich aber gehen, meine Freunde warten auf mich.“

Das schöne Mädchen dachte: Das ist ein sonderbares Kind.

Eine Woche später schrieb die junge Erzieherin:

„Wir sind nun schon mitten im Unterricht. Es steht schlimmer, wie ich gefürchtet habe. Die Kinder sind ganz untrainiert im Lernen. Unbegreiflich in diesem gehaltenen Haus. Ich verstehe es nicht. Alle drei Kinder sind, was man Charaktere nennen möchte; als Menschen sind sie merkwürdig eigenartig; sollte das auf Kosten ihrer Lernbegabung gegangen sein?

Isebies ist aber unergründlich in ihrer Unorthographie, von Grammatik keine Spur. Nichts bleibt hängen. Sie ist weit hinter den Schwestern sogar zurück. Ehre, fürchte ich, werde ich mit ihr nicht einlegen. Sie hat, wie mir scheint, mit ihrem Lehrer auf einem sonderbaren Fuß gestanden. Muß ihn unter dem Pantoffel gehabt haben, denn sie kommt in der Stunde immer ins Schwatzen, und ich bin überzeugt, das ist ihr Trick, den Unglücklichen, der sie unterrichten muß, auf andere Gedanken zu bringen. Es sind übrigens merkwürdig reizvolle Kinder, alle drei.

Ich bin hier wie im Vaterhaus aufgenommen. Die liebe Frau Mutter will mich heute sogar auf einen Ball führen. Sie sagt, sie werde schon sorgen, daß ich neben meiner Arbeit das Jungsein nicht vergesse.“

Ein anderer Brief, etwas später:

„Stell' Dir vor, Isebies hat mich gebissen! Liebste, beste Mutter, was soll ich tun? Soll ich von hier gehen? Ich habe hin und her gesonnen. Ich bin ratlos. Die verehrte Frau Mutter ist sehr krank. Isebies war in Verzweiflung; und wie ich mich endlich zur Stunde setze, das Buch aufschlage und ihr Französisch diktieren will, sieht sie mich mit Augen an, die ich nie vergessen werde, wie ein Leopard, den man zu etwas zwingen will. „Kaltes Tier!" ruft sie, fährt über mich her und beißt mich in die Wange. Und wie. Alle Zähne sind zu sehen. Ich zitterte und bebte vor Schreck — und das abscheuliche Kind auch.

Ich sprach kein Wort und sie keins.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und schreibe Dir. Mag sie denken, was sie will. Sie ist ein Mädchen von bald dreizehn Jahren. Was soll ich mit ihr machen? Rat mir.

Sie steht stumm am Fenster.

Jetzt ist sie eben fortgerannt. Ich muß es Frau Eigenbrodt sagen, so schwer mir's wird. Ich glaube, ich kann mit diesem Geschöpf nicht fertig werden. Da müßte ein Bändiger her."

Isebies rannte ohne Hut aus dem Haus, durch die Schwanseestraße, unter die großen alten Pappeln, die längs der Schwanseewiese standen. Dort ging sie auf und nieder mit klopfendem Herzen, mit fliegendem Atem. Sie wartete auf Ottomar, der diesen Weg vom Gymnasium nach Hause zu gehen gewohnt war. Sie wußte, daß er bald kommen mußte, und richtig, da kam er. Sie ging jetzt ruhig auf ihn zu.

Er sah sie erstaunt an.

„Wo kommst du her?"

„Die Gomel ist krank", sagte Isebies mit vor Tränen erstickter Stimme.

„Sehr krank?" fragte Ottomar erschreckt.

„Sie hat, was sie schon einmal hatte, so eine Entzündung und Schmerzen und Fieber. Der Doktor ist bei ihr."

„Sie wird auch dieses Mal wieder gesund werden, sei ruhig, Isebies."

Isebies sah düster vor sich hin. „Ottomar," sagte sie, „ich habe unsere Lehrerin gebissen und habe sie abscheulich geschimpft, weil sie mir diktieren wollte, trotzdem die Gomel krank ist."

„Pfui", sagte Ottomar. „Und weshalb kamst du dahergelaufen, mir das zu sagen? Ich finde, daß du und Lilly oft ganz jämmerlich seid! Ich wollte, ich kennte euch nicht! Du gehst sofort nach Haus und sagst's deiner Mutter. Alte Suse! — Zu beißen! Das tun ja die Babys oben nicht. Und wenn deine Mutter dich halbtot schlägt, macht's nichts. Lauf nach Haus, mich geht das gar nichts an!"

„Ich mußte dir's sagen! Du mußtest es wissen", sagte Isebies hart. „Ich geh' auch nach Haus, ich sag' auch alles. Du solltest aber keine Stunde länger glauben, daß ich anständig bin."

„Lauf nur jetzt und sag' alles; was dir geschieht, ist ganz egal."

Er gab Isebies die Hand, die sichere, feste Hand, und ging seines Weges weiter. Isebies rannte nach Hause und flog nur so; trug, gebrochen und erschüttert, die Strafe, ausgeschlossen zu sein von allem, was in den schweren Tagen der Krankheit sich zutrug, erlebte auch das erste Hoffen auf Besserung nicht mit den andern.

Sehr ernst wurde sie nach Tagen wieder zum gemeinsamen Frühstück zugelassen. Niemand erwähnte ihre böse Tat. Heinrich Eigenbrodt las das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Er las jeden Morgen einen Abschnitt aus dem Neuen Testament oder eine fromme Betrachtung.

Der Unterricht wurde gehalten wie gewöhnlich. Die junge

Lehrerin sah blaß aus; auf ihrer Wange war ein runder, roter Fleck zu sehen.

Sie sprach mit Isebies, als hätten sie sich nie gesehen, nicht unfreundlich, aber weit schlimmer. Sie kannte Isebies nicht mehr.

Wortlos und unauffällig verging der Bann nach und nach, der auf ihr lag, und es wurde wie früher. — Aber sie war doch einmal ausgeschlossen gewesen.

Zeitlos ist die Kindheit, und in die Zeit eintreten, ist eine schwere Sache, ob es bewußt oder unbewußt geschieht.

Isebies, das wissende Kind, ließ ihre Kindheit ungern aus den Händen. Das erste lange Kleid trug sie mürrisch, voller Bosheit, machte lange, ungeschickte Schritte darin wie ein Bub, blieb überall hängen, weinte, schimpfte und machte Marie Sibylle und der Großmutter den Kopf warm. Es kniff sie da und kniff sie dort. Sie riß es sich alle Nasenlang vom Leibe. Die Zwillinge lachten überlegen. Man hatte ihr auch ein kleines Miederchen gekauft, mit dem sie sich etwa so abfand wie das Fohlen mit dem ersten Gurt. Es war ein wahrer Aufruhr im Haus. Isebies wollte nicht.

„Du kannst doch nicht wie ein Junge herumlaufen," sagte Frau Mutter endlich, „meschantes Ding. Andere Mädchen freuen sich."

„Weil sie Gänse sind", sagte Isebies und trug das Miederchen wieder zusammengerollt unter dem Arm. Sie hatte es immer in den Händen und zog daran und wirtschaftete damit herum.

Am ersten Abend zeigte sie sich unten vor dem Haus den Nachbarskindern. Marie Sibylle stand am Fenster und hörte Isebies unten klagen und räsonieren. Die Mädchen, die zum Teil auch schon lange Röcke trugen, verstanden Isebies gar nicht, wie es schien, und die Buben lachten. Da hörte Marie Sibylle, wie Isebies laut und empört mit mächtiger Betonung sagte: „Ihr seid einfach Esel", ins Haus ging und die Türe hinter sich zuwarf.

Den Abend weinte sie sich in den Schlaf und am anderen Morgen ging der Tanz mit dem Miederchen von vorn an.

Sie wird sich beruhigen, dachte Marie Sibylle. Isebies trat am Nachmittag, als Marie Sibylle und die Frau Mutter

im Wohnzimmer mit einer Handarbeit beieinander saßen, ins Zimmer, als wäre es mit ihr noch keineswegs so recht richtig. Das Miederchen trug sie wieder unter dem Arm, den Rock hatte sie schief an.

Sie blieb ein Weilchen stumm stehen und zog an ihrer Taille, die ihr nicht bequem zu sitzen schien.

„Nun wollt' ich nur fragen," sagte sie, „was nun wird?"

„Was soll denn werden?" fragte Frau Mutter und schob die Brille auf die Stirn.

„Was soll ich nun in dem langen Kleid und in dem Mieder machen?"

„Dich vernünftig aufführen", sagte Frau Mutter.

Isebies hatte Tränen in den Augen und antwortete hastig: „Nun möchte ich aber auch 'ne Köchin haben und Kinder und ein Haus", das stieß sie nur so hervor, so trotzig wie möglich. „Ich merk' schon, die Lernerei ist wie 'ne alte Ölmühle, die nur noch tripfelt; damit geht's zu Ende, das sag' ich! Ich merk's wohl, daß das bißchen Gelatsch bald vollends aufhört! Dann sitz' ich in dem langen Kleid und in dem Mieder da."

Frau Mutter sagte: „Du bist eine rechte Närrin, Isebies. Mit sechzehn Jahren hat man keine Köchin und keine Kinder und kein Haus. Du mußt jetzt deine Pflichten hier tun und zeigen, daß du ein braves Mädchen bist."

„Jawohl", meinte Isebies. „Du hast doch gesagt," sie sprach zu Marie Sibylle, „ich soll jetzt die Lampen putzen und das Krankenhaus gießen," sie zeigte auf drei mühselige und verkümmerte Blattpflanzen, die im Nebenzimmer auf dem Fenster standen, „und mit solchen Kräften!" Sie riß jetzt am Miederchen und richtig, sie riß es entzwei.

„Willst du wohl!" rief Frau Mutter. „Jetzt kriegst du aber 'ne Tachtel!"

Marie Sibylle hielt die kleine aufgebrachte Frau, die ihren Liebling jetzt zum ersten Male schlagen wollte, zurück.

„Nein, du wirst auch noch mehr tun," sagte sie ruhig, „du wirst Klavier spielen, du wirst nähen, und wir werden allerlei lesen, was dich interessiert."

„Das ist gar nichts," antwortete Isebies, „das ist kein Leben: lieber will ich Waschfrau werden!"

„Werd' es", sagte Marie Sibylle. „Geh ins Waschhaus und wasch' mit!"

„Auch nur Komödie!" meinte Isebies. „Ich wollte, du wärst die Bomberl oben bei Rauchfußens, und ich wäre eins von den Krampen und würde nun groß und wollte den ganzen Dreck mit einem Male in die Höhe bringen. Das wär' etwas!" Isebies schluchzte.

Marie Sibylle lächelte kaum, zog Isebies zu sich und sagte: „Wir stecken nun aber nicht so im Dreck, und ich bin die Bomberl nicht."

„Ja, leider nicht!" sagte Isebies.

„Du stehst da, mein Kind, wo Gott dich hingestellt hat. Und ich dächte, es wär' so übel nicht. Du mußt hier deine Pflicht tun."

„Hier ist keine," meinte Isebies, „wo die Dienstmädchen wie Minister sind."

„Näh' jetzt dein Mieder", sagte Marie Sibylle. „Die Pflichten muß man nehmen, wie sie kommen. Hier setz' dich zu uns. Und es gibt nicht nur Pflichten, es gibt auch Freuden. Ich wollte dir sagen, geh' ein paar Tage hinauf zu Rauchfußens, das wollte ich dir schon gestern sagen."

„Ja." Isebies schlang den Arm um den Hals der guten Mutter und ging dann, ihr Nähzeug suchen. Während sie es suchte, sie mußte es natürlich suchen, sagte Frau Mutter zu Marie Sibylle:

„So wart ihr nicht, und so waren wir nicht. Es kommt ein neuer Zug in die Menschen, wohl in die Frauen besonders."

„Ach nein," sagte Marie Sibylle, „das glaub' ich nicht. Die Zwillinge werden die ersten langen Kleider so harmlos tragen, wie wir sie trugen. Issebies ist anders."

„Aber du hast es vortrefflich gemacht," sagte Frau Mutter, „ich hätte sie vor lauter Ärger, weil sie so ein unbequemer Balg ist, diesmal wirklich geschlagen."

Oben bei Rauchfußens war große Frühlingsherrlichkeit, eine Herrlichkeit, wie man sie in Weimar nicht kannte. Auch in Weimar blühte der Flieder; aber es war ein braver bürgerlicher Flieder, der die Hausgärten und Stadtanlagen schmückte. Die Stare saßen ordentlich vor ihren Nistkästen und pfiffen, Tazetten und Narzissen standen wie gute Kinder auf kleinen braven Beeten und dufteten zu den Parterrefenstern hinauf und waren an Stäbchen gebunden. Hier und da blühte ein Apfelbäumchen, wie eine liebliche Braut geschmückt. Der blühende Goldregen tropfte etwas über den Gartenzaun; aber gar wohl beschnitten, damit sein Goldtraubenregen für die Straße nicht zu außerordentlich ausfalle. Es war der Frühling einer kleinen hochgebildeten Stadt mit großen Traditionen, ein taktvoller Frühling, nicht zu laut, nicht zu anspruchsvoll und doch schön und gepflegt. Alle blühenden Gewächse gehörten angesehenen Leuten, die etwas auf sich hielten, das sah man.

Oben bei Rauchfußens war die Geschichte ganz anders. Über die kahlen Flanken des Ettersberges strich der Frühling hin und fand nichts, was er so recht ausbündig hätte schmücken können. Er bestreute die kargen Halden mit gelben Schlüsselblumen und allerlei Frühlingskraut und Gras. Oben, wo die Wälder angingen, hatte er freilich Arbeit die Hülle und Fülle. Da strotzte es unter dem neuen Buchenlaub, das die riesigen alten Bäume jung und weich überflog, von ganzen Nestern von Leberblumen, Anemonen und duftlosen Veilchenfamilien, da steckten Morcheln ihre spitzen

schwammigen Hüte aus dem feuchten Laub, da tat alles, was es nur tun konnte; aber auf den Flanken und Halden, wenn der Frühling da nicht auf einen einsam stehenden Baum traf, den er mit Duft und Laub einhüllen konnte, oder auf einen Dornenbusch, oder auf Felder, so hätte er mit seinem Übermut nicht gewußt wohin: so aber stand der alte Gutshof im Weg mit seinem Garten. Hier konnte sich aller Übermut austoben, denn die volle Sonne half dazu und die starke unbehinderte Luft und der gute Boden. Herrgott im Himmel, blühte es da! Die alten Rotdornbäume sahen aus, als hätte man rosa Samtteppiche über sie geworfen. Der Goldregen blühte, als wäre eine Goldquelle aus der Erde gebrochen und stiege in mächtigen Fluten in die Höhe. Die Apfelbäume blühten feuriger und tiefer rosig wie unten in der Stadt, und der Flieder wußte nicht, wohin mit sich selbst. Lila, blaue und weiße duftende, mächtige Wolken lagen auf den Grasflächen, den der Löwenzahn zu einem goldenen Teppich gewirkt hatte.

Und all diese Baumblütenherrlichkeit aus dürren Besen ausgekrochen, die man ein Halbjahr nicht angeschaut! Eine ganze Wildnis uralter Tulpen-, Tazetten- und Narzissenfamilien wuchsen hier. Die Tulpen waren von jeher am Weg und am Gesträuch hingekrochen und hatten ihre breiten blaugrünen Blätter gewälzt, die farbigen schweren Köpfe zur Sonne erhoben. Sie liebten es, in ihrer Pracht zu liegen, und niemand hatte sie je gestützt und aufgerichtet.

Und wer weiß, ob diese große königliche Pracht, die alle Jahre bei ihnen wiederkehrte, die Rauchfußens nicht seit Generationen schon zu wunderlichen eigenartigen Leuten gemacht haben konnte. Die Mütter hatten eine Welt von Schönheit und Kraft hier gesehen; und von diesen Eindrücken hatten die Kinder schon vor der Geburt gezehrt, und es war etwas Dürstendes, Übermütiges, Lebenssehnsüchtiges in sie gekommen.

Soviel man sich entsann, waren die Frauen dieses alten eingesessenen Geschlechtes immer schön und reizvoll gewesen und hatten Schicksale gehabt, die mit einem Verlangen nach ungewöhnlichem Glück zusammenhingen. Soviel man wußte, hatten sie aber nie etwas Besonderes erreicht, sondern waren durch unkluge Heiraten zu Kreuzträgerinnen geworden, wie die alte Frau Rauchfuß und deren Mutter und wiederum die Mutter von Ottomar und Lilly.

Durch die große Pracht des alten Frühlingsgartens waren Frauen mit wundem Herzen gegangen.

Die jetzige Frau Rauchfuß machte eine Ausnahme. Die schnitt im Garten, was ihr gefiel, und machte Riesensträuße, die sie hinunter nach Weimar mit dem Milchwagen schickte für ihre Verehrer und Verehrerinnen und auch zum Verkaufen. Und sie tat recht daran. Kaum sah man, daß etwas in dem Blütenmeer fehlte, und jeder bekam gern so einen Strauß und lobte dann die tüchtige Frau.

„Das haben wir nie getan," sagte, als es zum ersten Male geschah, die alte Frau Rauchfuß, „daran haben wir nie gedacht."

„Unnatürlich", antwortete die junge Frau darauf.

„Dem Pfarrer und dem Lehrer haben wir auch immer Sträuße geschickt, aber in Weimar hatten wir nicht viel zu suchen."

„Auch unnatürlich", meinte die muntere Frau.

„Ja, ja, gewiß", sagte die alte Frau nachdenklich. „Was dem einen natürlich ist, ist dem andern unnatürlich. Wir hätten uns besser gestanden, wenn es uns natürlich gewesen wäre, Freunde mit den Blumen uns zu verbinden."

„Früher soll da oben ein rechtes Unkenleben gewesen sein, sagen alle, damit ist es nun für alle Ewigkeit vorbei!"

„Ja, wir haben sehr still gelebt," antwortete die alte Frau träumerisch; „wohl zu still."

Als Isebies durch die Felder dem Ettersberg zuging, im langen, hellen Sommerkleid und im Miederchen, war es ihr, als hörte da oben alle Pein und Not auf, und sie lief direkt in ihre Kindheit wieder zurück. Der Milchwagen sollte ihr winziges Köfferchen noch bringen, und im Köfferchen war ein brauner Kittel, auf den sie sich freute, und der in Weimar nichts mehr galt.

Ottomar und Lilly kamen ihr den Gartenzaun entlang entgegen. Sie sahen feierlich aus, so erschien es wenigstens Isebies. Lilly trug ein helles Sommerkleid, ihr goldrotes Haar war in einem Knoten aufgesteckt, und wie groß, wie schlank aufgeschossen war Ottomar! Sein lockiges, dunkles Haar stand hoch und fest über der Stirn. Isebies war ganz befangen, als sie die beiden so sah.

Sie erschienen ihr wie Engel, die vor dem Paradiese standen. Über den Zaun neigten sich in schweren Lasten die blühenden Büsche und Bäume, Rotdorn, Flieder und Goldregen.

Isebies war nicht in Weimar konfirmiert worden, sondern bei einer Pastorenfamilie auf dem Lande, bei einem frommen Dichter. Marie Sibylle hatte ihrem Sorgenkinde einen großen reinen Eindruck in dieser Zeit der ersten Jugend geben wollen. Isebies hatte also die Geschwister lange nicht gesehen und war ganz gerührt, so schön und gut sahen Ottomar und Lilly aus — und gehörten ihr. Sie waren eine Heimat, Isebies durfte sich auf sie verlassen. Lilly schien ein Engel zu sein, wie sie so daherkam, und wahrlich nicht nur äußerlich. Sie verstand alles; vor ihr brauchte man sich nicht zu schämen. Sie sagte einfach: „Ja, das weiß ich, das kenne ich", und wie zärtlich sie war, wie sie einen begrüßte! Und wie sie sich kannten! Vor ihnen brauchte sich Isebies nicht zu schämen. Und daß Lilly keine Mutter hatte, gab ihr etwas so Rührendes, Einsames, und daß sie oft sehnsüchtig nach der großen Liebe ihrer toten Mutter verlangten, und daß Ottomar und Lilly

dadurch so ganz anders zueinander gehörten, wie es sonst bei Geschwistern üblich war, an all das dachte Isebies, als die Geschwister den Gartenzaun entlang auf sie zukamen.

Ja, und sie sahen heute so feierlich aus. Und Isebies nahm sich vor, Ottomar nicht mehr grüne Laus, Frosch, Eau de Cologne-Frosch und Dropsaffe zu nennen. Er kam ihr so gut und groß vor, ordentlich vornehm sah er aus, der Eau de Cologne-Frosch.

Sie nannte ihn so, weil er ein so lieber Kerl war, und ein Eau de Cologne-Frosch war er wirklich, denn er konnte all so ein Zeug wie Eau de Cologne nicht leiden, und grüne Laus nannte Isebies ihn, wenn er gar so gescheit redete.

„Na, was hast du denn?" rief Lilly, als sie einander nahe genug gekommen waren. „Du tust ja gar nicht als ob!" Und Ottomar schrie: „Sie ist aufs lange Kleid stolz!"

Isebies aber hielt die Hände um den Mund und antwortete übermütig: „Frosch, dummer, Eau de Cologne-Frosch, dummer!"

Lilly rief: „Hast du auch ein Korsett?"

„Pfui Kuckuck," rief Isebies zurück, „freilich, sie haben mir eins umgeschnallt."

„Drum bist du so steif!" rief Ottomar.

„Nein", sagte Isebies, als sie vor ihnen stand. „Ich hab' nur über euch nachgedacht, weil ihr so gut seid. Deshalb war ich so steif."

Sie gingen miteinander jetzt durch das breite Gartentor, Lilly in Ottomar eingehakt und Isebies von Lilly geführt. Sie hatten sich viel zu erzählen.

Die Tanten waren da und eine schöne Schauspielerin.

„Es ist alles mögliche los, wir können ganz für uns allein bleiben," sagte Ottomar auf seine ruhige warme Art, „und wir haben dir etwas ganz Feierliches heut' noch zu sagen, Isebies."

Isebies wollte es wissen.

„Heut' abend," sagte Ottomar, „eher nicht."

„Gut", meinte Isebies. Sie war nicht neugierig, nur froh, bei ihren Herzensfreunden sein zu können.

Sie gingen still durch den blühenden Garten, und sein Zauber lag voll über ihnen. So jung und unter diesen blühenden Bäumen und Büschen wandelnd, die im Überschwall ihrer Herrlichkeit wie in Ekstase standen, war schönste Lebenserfüllung. Und das Wundervollste, daß sie es gleichmütig wie ihren jungen, leichten Atem hinnahmen.

Der Tag war bewegt. Die junge Frau Rauchfuß hatte den Kaffeetisch unter den Linden decken lassen, die Bomberl kam mit einer Schüssel voll knuspriger Plinsen, spießte eine nach der andern auf die Gabel auf und warf sie jedem vor, daß es auf der blütenweißen Ahornplatte wieder Fettflecke gab. Ein mächtiger Fliederstrauß stand auf dem Tisch. Die ganze Familie mit allen Gästen war ausgelassen, voller Behagen und Lachen. Die alte Frau saß in ihrem Stübchen still beschäftigt.

Cäsar Rauchfuß, der zum Kaffee von einem Gang durch die Felder heim kam, freute sich über die muntern Leute, scherzte mit den Kindern, tobte mit den Buben und spielte den feinen Herrn, wenn er sich an die hübsche Schauspielerin wendete, übersah die Tanten und war gottsfroh, wie schön und laut und lustig es bei ihm herging. Ja, so ein Sonntag oben bei Rauchfußens, das war etwas!

Ottomar, Lilly und Isebies fanden, daß die hübsche Schauspielerin eine ekelhafte Briese sei. Ottomar sagte zu Isebies: „Vorderhand mag ich das Theater überhaupt nicht, besonders die Frauenzimmer dort nicht. Die da hat letzte Woche die Eboli gespielt und sich ganz abscheulich herumgewälzt, niemand benimmt sich so, wenn er unglücklich und Gott weiß was ist. Ich liebe nur Wahrheit."

„Ja," sagte Isebies, „ich auch."

„Ihr seid rechte Bauern", meinte Lilly.

Am Abend, als die Tanten sich verkrochen hatten, die Babies schliefen und die Rauchfußens mit den Gästen im Wohnzimmer saßen, da flogen die drei jungen Herzen aus. Jetzt gehörte der Garten und die ganze Welt ihnen allein.

Die Sterne funkelten, der Mond schien, der Flieder duftete zum Hinsterben. Da gingen die drei die stillen, flimmernden Wege auf und nieder.

Ach, und sie sprachen, wie man spricht, wenn man ganz jung ist, flüsternd, tief erregt, als wäre der Geist Gottes über sie gekommen. Sie sprachen so rein, so gut, so hilflos, so nichtwissend, wissend auf der Schwelle des Lebens.

„Ich glaube nicht an den Tod", sagte Isebies nach kurzem Wandeln in der duftenden Schönheit und hielt Ottomars Hand gefaßt. „Elias fuhr auch zum Himmel und starb nicht."

„Weißt du, du hast niemanden durch den Tod verloren", meinte Ottomar.

„Aber solche Kräfte!" antwortete Isebies. „Wenn du meinen kleinen Finger anfaßt, wirst du fühlen, daß er alles kann. Einen Schnellzug kann er aufhalten. Das fühlst du natürlich nicht. Du denkst, das ist einfach ein kleiner Finger. Ich fühle es aber. Aber sage mir, Ottomar, was soll ich mit diesen Kräften tun?"

„Brav sein", antwortete Ottomar.

„Das sagen sie zu Hause auch."

„Ja, es gibt nichts weiter, keinen Schritt vom Weg."

„Aber welchen Weg?"

„Den du gehen mußt", antwortete er.

„Grüne Laus, du bist ein kühler Frosch!" rief Isebies. „Das ist doch nicht alles so einfach."

„Das ist sehr einfach."

„Ich soll also zum Beispiel alle Kraft nur dazu anwenden, um mein langes Kleid mir anzugewöhnen und das Korsett?"

„Ja, wenn das sein muß, natürlich, was bleibt dir denn übrig?"

„Aber ich könnte mit meinen Kräften Wundervolles tun!"

„Fragt sich", sagte Ottomar. „Und es gibt nichts Wundervolles zu tun. Glaubst du, Latein und Griechisch lernen ist wundervoll? Es ist ekelhaft, scheußlich. Ich glaube, man hat seine Kräfte, um meist Ekelhaftes zu tun."

„Geh weg!" sagte Lilly ärgerlich.

„Nun, und wenn ich nun mein Korsett endlich mag, was dann?"

„Dann gibt es wieder etwas anderes. Ich glaube, es ist ganz gleich, was man tut."

„Du machst einen ganz traurig, grüne Laus", sagte Isebies. „Glücklich soll man doch sein."

„Was werdet ihr nur ohne mich machen?" Jetzt sagte Ottomar das Geheimnisvolle, was er und Lilly Isebies schon vordem angekündigt hatten.

Sie wollten mit Isebies das heilige Abendmahl zusammen nehmen als Bündnis fürs Leben. Sie wollten beim Abschied etwas tun, was sie für alle Zeiten miteinander verbände.

Schauer bewegten Isebies. Das heilige, geheimnisvolle Abendmahl mit Ottomar und Lilly! Es war ihr, als sollten sie alle drei miteinander Unaussprechliches erleben, die dunkeln, schweren Worte, die sie schon einmal gehört, rauschten im Geiste wie einst vor ihr auf, Worte, die auf unaussprechliche Weise mit dem Ewigen verbinden, mit sich reißen über Tod und Leben hinaus.

Und das wollten Ottomar und Lilly mit ihr zusammen erleben!

Wer in Weimar würde an so etwas gedacht haben? Wie anders waren sie wie alle andern! Wie groß war ihre Liebe zueinander!

„Und das wollt ihr mit mir?“ sagte sie, nachdem sie geschwiegen und gesonnen hatte.

Ottomar antwortete ganz trocken und fest, wie es seine Art war: „Ja, das haben wir so vor. Wenn wir jetzt miteinander den Faust lesen würden, oder Homer, das wäre gar nichts. Wir würden diese Stunde vergessen. Aber weit über allem, was je die Menschen schufen, steht der Gedanke des heiligen Abendmahls, schöner ist's und größer und geheimnisvoller ist's wie alles andere. Nur das bleibt in der Todesstunde, wenn alles zu nichts geworden ist. Eins mit Gott werden. Nur das ist der Sinn des Lebens.“

Die junge Lilly sagte leise: „Das Geliebtwerden ist ebenso schön, und wer wird's vergessen? Und auch in der Todesstunde nicht. Wenn du fort bist, Ottomar, werde ich hier vergehen.“

„Ich bin bei dir“, sagte Isebies und schlang den Arm um sie.

„Du bist unten in Weimar. Mir ist, als könnte man nur leben und sterben, wenn jemand einen an der Hand hält. Ich fürchte mich allein.“

Eine wundervolle Nacht. Die jungen Herzen waren bewegt von aller Schönheit, vom Duft der Blütenwolken und des frischen Grases und des jungen Birkenlaubes. Sie gingen in den süßen Opfergerüchen der Erde, waren ganz eingehüllt in Schönheit und lebendige Reinheit der ersten Jugend.

Und wie sie es sich vorgenommen, so geschah es. Sie feierten an einem köstlichen Maienmorgen das heilige Abendmahl miteinander in der alten Dorfkirche, in der Ottomar und Lilly konfirmiert worden waren.

Es war, als hätten sie einen Bund fürs Leben geschlossen. Die alte Frau Rauchfuß wußte von dem Vorhaben der drei guten Kinder und schützte sie an dem geheiligten Tag vor

den Einflüssen des allzu lebendigen Hauses. Isebies hatte es auch ihrer Mutter gesagt und sie gebeten, daß es nur das Gomelchen wissen dürfe, und so war es auch geschehen.

Während dieses Aufenthalts bei Rauchfußens geschah es, daß Isebies in das Schlafzimmerchen der kleinen, hübschen Schauspielerin eingedrungen war und sich darin umgeschaut hatte. Das Puder- und Schminkgerät war für sie sehr anziehend, denn Lilly und Isebies hatten längst bemerkt, daß die kleine Person gründlich ihrer Hübschheit mit allerlei nachhalf.

Isebies versuchte es auch, puderte sich mit großer Andacht und unternahm noch allerlei, und wirklich, sie fand, daß das eine lustige Sache sei. So verschönt mit einem zarten, weißen Flaum über dem Gesicht wie der Blütenstaub, der über der Mehlprimel liegt, wandelte Isebies im Bewußtsein ihrer sehr gehobenen Schönheit befriedigt unten im Hofe auf und nieder.

Da kam ihr Ottomar entgegen, es war die Zeit, wo er aus der Schule kommen mußte. Er schwenkte die Mütze und schwenkte die Büchermappe, als er sie von weitem sah. Wie er ihr aber die Hand entgegenstreckte, fuhr er zurück. „Pfui Teufel", schrie er fast auf. „Ekelhaft! Was hast du denn gemacht!" Die Büchertasche warf er zur Seite, packte Isebiesens Kopf mit beiden Händen und leckte ihr übers Gesicht, und leckte eifrig und wütend, bis kein Stäubchen mehr zu sehen war. „Ekelhaft, ekelhaft!" schrie er dazwischen.

Isebies wehrte sich.

„Pfui!" rief sie. „Du!"

Der alte Knecht hatte zugeschaut und schmunzelte und sagte: „Siehste, jetzt is die schene Malerei fortgewoschen. Siehste, Isebies, so geht's! Ne, du bist aber ä forscher Junge, Ottomar. Ich habe wohl gesehn, was se gemacht hat, die Isebies. Das konnte ja eens auf zwee Stunden sehn."

„Marsch, fort!" rief Ottomar. „Nun lauf an den Brunnen und wasch' dich!"

Er selbst ging mit seiner Büchermappe, ohne Isebies mehr eines Blickes zu würdigen, dem Hause zu.

Und Isebies lief zum Brunnen und wusch sich und weinte.

Ottomar beachtete sie den ganzen Tag nicht und sagte am Abend: „Du kannst dich zusammennehmen und etwas gründlich Anständiges tun, sonst hast du verspielt."

Was aber sollte sie tun? Sie war wütend auf Ottomar und doch beschämt und grämte sich, daß er nichts mehr von ihr hielt.

Da kam eines Tages eine alte Bettlerin auf den Hof, bettelte und klagte, daß sie sich einen Dorn in die Fußsohle gestochen habe. Die Bomberl machte sich darüber und sagte: „Zeig' her den Knorz." Isebies, Ottomar und Lilly kamen gerade dazu. Die Bomberl war in so was wohl geübt. „Nur stillechen, bei den Krampen kommt so was aller Nasenlang vor."

Sie arbeitete und wirtschaftete an dem armen alten schmutzigen Fuß nicht schlecht mit ihrem Taschenmesser.

„Deine Hand is nich aus Samt," meinte die Alte, „Sakrament och!"

„Dei Knorz och nich", meinte Bomberl und arbeitete und stach und arbeitete weiter. „Jetzt schau her, jetzt sieht man den Splitter schon, jetzt wenn ich á Zängelchen hätt'!"

„Bomberl, laß mich's tun!" sagte Isebies und war bleich bis in die Lippen.

„Meinetwegen", meinte Bomberl und machte Isebies Platz. „Haste á Zängelchen?"

Isebies kniete sich nieder und preßte ihren Mund an die schmutzige, schrundige Fußsohle der alten Bettlerin, und mit den Zähnen packte sie den Dorn und zog ihn heraus.

Schneeweiß stand sie auf und hielt das blutige Ding zwischen den Lippen. Einen Augenblick war sie bewegungs-

los, dann nahm sie den Dorn und gab ihn der alten Frau in die Hand.

„Das is d'r sauer angekommen, Kinechen," sagte die Alte, „Gott vergelt's."

„Ich hab' es gern getan", antwortete die bleiche Isebies schmerzlich lächelnd.

Ottomar nahm Isebies bei der Hand und sagte, als sie niemand mehr hören konnte: „Gottlob, daß du's gekonnt hast."

Er führte sie an eine kleine Quelle im Garten, sammelte den feinen Strahl in seiner hohlen Hand und wusch ihr die Lippen rein. Und sie weinte, den Kopf vor Erregung an seiner Brust versteckt.

Der Abschied von Ottomar war das erste große Weh, die erste Erdenöde. Er hatte wenig Worte gehabt. „Isebies, verlaß meine Schwester nicht. Halte zu ihr, als wären wir drei beieinander."

Als Lilly ihn zum Abschied küßte, hatte Isebies ihn auch weinend geküßt, und sie hatten ihm nachgeblickt, wie er die Landstraße hinunterschritt, die vom Ettersberg zum Bahnhof führte.

Beide waren wie verwaist, und Isebies erschrak fast vor den Tränenfluten ihrer Kameradin. Es war, als ob kein Halt in ihr sei, als wenn sie sich in Tränen auflöste, als hätte der Bruder all ihre Kraft mit sich genommen.

„Hier oben sterb' ich, wenn er nicht da ist. Hier oben geh' ich zugrund'."

Isebies erschrak. Das war das lachende, schöne, gütige Mädchen nicht mehr, das sie kannte. Das war ein fremdes verzweifeltes Geschöpf. Das war der gute sanfte Engel nicht. Etwas so Wildes und Verzweifeltes lag in diesen Tränen, eine Glut sondergleichen, ein verzweifeltes Wollen.

Isebies sagte: „Er kommt zurück. Du siehst ihn zu Weihnachten wieder!"

Isebies sah zum ersten Male eine Seele leiden, ganz ausgefüllt sein von Leid, ganz gebeugt von der Last des Leidens.

Isebiesens Herz, das der Abschied auch schwer bedrängte, faßte angesichts dieses leidenschaftlichen Schmerzes Mut. Eine süße Vornehmheit hielt es befangen und stärkte es.

Sie brachte Lilly zur alten Frau Rauchfuß und übergab ihr das weinende, verzweifelte Mädchen. Sie selbst ging im Garten auf und nieder und hatte ein Gefühl, als hätte ihr Herz ein Last verschwiegen zu tragen, die ihm außerordentlich schwer deuchte. Das war der Schmerz, und doch wunderte sie sich über Lillys haltlose Tränen. Durch alle Ferne fühlte sie, wie Ottomars Kraft und Freudigkeit auf sie strömte. Sie sagte leise vor sich hin: „Du lieber, lieber Mensch. Ich danke dir, daß du mich immer lieb hattest, und ich will werden, wie du es wünschst."

Sie war dankbar, daß sie nicht überwältigt wurde wie Lilly, aber Lilly war hier oben auch unsäglich einsam. Isebies erschrak, wenn sie daran dachte, und sie hörte Lilly im Geiste sagen wie damals, als sie im blühenden Garten miteinander gingen: „Wenn du fort bist, Ottomar, werde ich hier vergehen. Mir ist, als könnte man nur leben und sterben, wenn einen jemand immer an der Hand hält."

Und da fühlte Isebies ein Mitleid sondergleichen, und auch ihr drangen die heißen Tränen in die Augen, und sie schlang die Arme um einen Baum im goldenen Herbstschmuck und weinte bitterlich.

In diesem Winter starb die alte Frau Rauchfuß und ließ ihr sehnsüchtiges Enkelkind allein in dem Hause zurück, in dem niemand mehr an die Generation der nach Leben und Liebe dürstenden Frauen des Rauchfußschen Geschlechtes erinnerte als Lilly.

In der Zeit der Erkrankung und des Todes der alten Frau Rauchfuß waren Eigenbrodts mit allen Kindern und Angelika Vogel, der Erzieherin, in Oberitalien, und der verzweifelten Isebies wurde nicht gestattet, nach Weimar zurückzukehren, um ihre arme Freundin zu trösten.

Sie fand sie fremd, scheu, niedergedrückt wieder, als rechte Hand ihrer Stiefmutter und als Hüterin der jüngeren Geschwister.

Isebies schrieb an Ottomar, der in Berlin studierte: „Wie fehlt uns Deine Weisheit, wie fehlst du uns. Lilly ist brav, aber es ist die liebe frohe Lilly nicht. Die wilde Familie fährt über sie hin wie ein Sturmwind. Die Mädchen werden alle Frau Rauchfußens und die Jungens Vater Rauchfußens, oder sie sind ein Gemisch; aber auch das Gemisch braust und zischt. Deine Schwester blüht wie eine Feuerlilie unter Kartoffeln und Puffbohnen. Die liebe alte Frau, die die schöne Feuerlilie pflegte, ist nun nicht mehr. In ihrem verlassenen Stübchen wohnt jetzt Lilly. Dafür, daß sie so gerne ausgelassen war, ist sie jetzt viel zu fleißig und gut.

Du fehlst uns beiden auf Schritt und Tritt. Drei war eine gute Zahl. Zwei ist eine sehnsüchtige Zahl. Uns ist nicht wohl allein. Siehst Du, zu niemand bin ich so offen wie zu Dir, denn Du bist mit mir aufgewachsen. Wir haben miteinander in der Erde gegraben. Du kennst alle meine Schlechtigkeit und Gutheit. Was sagst du aber dazu, daß ich gar nicht so recht glücklich bin? Ich habe alles, was ich mir nur wünschen kann. Ich liebe alle, die um mich sind. Wie ich sie liebe! Alle sind gut, gut, gut zu mir. Aber ich rannte früher abends unten auf dem Karlsplatz unter den alten Bäumen und spielte mit den Gassenkindern und war ihr Anführer; ich rannte zu Lewins und zündete die Sabbatlichter an, ich rannte zu Euch, und bei Euch war eine ganz gewaltig gute Luft. Man hätte immer jauchzen können. Der Ettersberg war doch nicht gar so hoch; aber der Wind

dort oben! Und unsere Spiele und unsere Gespräche! Ich war immer ganz erfüllt, immer in einem schönen Saus, das Leben schien mir so gut. Du hast mich nicht verstanden, als ich Dir sagte: Ich bin im kleinen Finger so stark, daß ich einen Eisenbahnzug aufhalten kann, und ich glaube nicht an den Tod. Du sagtest mir damals: Gewöhn' Dich einfach an dein Mieder, oder was Du sonst etwa zu tun hast.

Nun sage ich Dir aber, daß ich mich an mein Mieder noch immer nicht gewöhnt habe, daß es mich drückt und beengt, daß mich oft alles beengt, und daß in meinem kleinen Finger noch immer dieselbe Kraft ist. Ach, grüne Laus, ich habe Deine Weisheit nicht!

Mich hat das Leben in eine fix und fertige Welt gesetzt.

Da kann man freilich in einem Mieder drin stecken und nur halb schnaufen; aber ich bin ein Mädchen mit starken Kräften, ich möchte arbeiten! Ich möchte, wir hätten einen Garten, der eine Urwildnis wäre. Ich möchte, ich wäre ein Bauerndirnchen; eine Krankenschwester könnte ich werden, weshalb nicht? Das würde ich dürfen; aber die weißen Häubchen, die miezekatzigen grauen Kleider, die leisen Schritte, die frommen Hände und die stillen Augen, sag' selbst, das wäre zu schwer für mich.

Ich weiß einfach noch nicht, was mit mir anfangen.

Sie haben mich auf einen Ball geführt: rosa Rosenkranz, rosa Kleid, so à la Fee. Schön sah ich aus in dem Kranz, ich schob ihn mir tief in die Stirn, wie man es mit einem Kranz tut, daß die Augen darunter vorleuchten in Lebensfreude; aber er sollte oben sitzen, weil's so Mode ist. Man setzt doch einen Kranz aus Freude auf und sonst aus keinem Grund. Und tief in die Stirn muß er gedrückt sein.

Nun kannst Du Dir gar nicht vorstellen, wie es auf diesem Ball zuging.

Die sogenannten Herren kommen mir vor wie fein lackierte und polierte schwarze Salonmöbel. Im Anfang dachte ich,

vielleicht kann ich da plaudern wie mit Dir. Jawohl! So ein Salonmöbel und Du! Sehr bald begriff ich: Schnabel halten! Diese polierten Möbel verstehen gar nichts, einfach gar nichts, was unsereinen freut. Die Offiziere verwechselte ich immer, als wären sie Bleisoldaten, machte in der Française Dummheiten, weil ich immer dachte: Dem hast du doch eben erst die Hand gegeben. Ich entschuldigte mich dann und sagte, daß ich sie nicht voneinander unterscheiden könnte. Als ich drei, vier Tänze getanzt hatte und meine Tanzkarte voll war, lief ich davon und ging zu Hause ins Bett, las die Namen auf der Karte durch und dachte: Wer seid ihr — wer seid ihr eigentlich?

Mein liebes Gomelchen und die liebste Mutter waren beide böse auf mich. Gomelchen sagte: ‚Du hast uns in eine schöne Bredouille gebracht.‘ Diese Tante hatte das gehört, was ich gesagt, und jene hatte auch was gehört. Und wie ich fortgelaufen war, das hatte Angelika Vogel gesehen. Kurz, ich scheine für einen Ball nicht recht zu passen.

Es hat sich, wie Du siehst, nichts eingestellt, was die starke lebendige Lust droben bei Euch mir ersetzen könnte. Ich träume oft von Armut, daß die Eigenbrodts arme Leute würden. Dann sollten sie sehn!

Und ganz im Vertrauen gesagt: Mir war's immer auf jenem Balle, als wäre da etwas nicht so ganz sauber; weißt Du, nicht so sauber, wie das ist, was ich sauber nenne, und was Ihr, Du und Lilly, sauber nennt. Ich kann es nicht so sagen. Vielleicht irre ich mich. Aber mir war's mit einem Male, als wären wir dummen Mädel so etwas zweckvoll herausgeputzt. Na, es wird ja nicht so sein.

Daß Du mich damals abgeleckt hast, war sehr gut von Dir, und ich danke Dir noch dafür, so bös ich damals auf Dich war. Recht hattest du.

Sag' mir, was kann ein Mädchen tun? Ich möchte kein

Faulpelz sein; aber Du weißt, ich bin nicht klug. Ich habe nichts Rechtes gelernt. Klavierspielen tue ich miserabel, Nähen ist auch nichts. Zeichnen? Ich zeichne bei dem alten Preller und der sagt: ‚Komm, Isebieschen, trink mit mir Kaffee, da kommt mehr dabei heraus, komm, schwätz å bißchen.‘ Er hat mich ein wenig gern, der alte herrliche Mann, wie so ein berühmter Mensch ein dummes Mädchen gern haben kann. Ich darf neben ihm sitzen, wenn er seine wundervollen Zeichnungen betrachtet, und da sind wir beide ganz still. Er weiß aber, daß ich mit in seine Mappen gucke. Manchmal fragte er: ‚Biste fertig, Isebieschen?‘

Oft denke ich so etwas, als säße ich neben dem lieben Gott, der Sonntags nachmittags seine Welt anschaut. Er sieht auch aus wie der liebe Gott, Du kennst ihn ja: langer, grauer Bart, schöne, weise Augen. Und die Studienmappen sind seine Welt. Und was darin steht, ist lauter Herrlichkeit und Schönheit, und sein Gesicht ist, wenn er ganz vertieft ist, das Gesicht eines Schöpfers, auf dem der Frieden eines Schöpfers leuchtet.

‚Ach,‘ sagte ich leise einmal zu ihm, ‚ich möchte auch so ein Mensch werden, ich möchte auch so was Wundervolles tun dürfen.‘

‚Mit Zeechnen wird's nischt bei dir, Isebieschen‘, sagte er und streichelte mir über die Wangen. ‚Damit wird's nischt, aber was braucht denn so å Frauenzimmerchen auch viel zu tun? Mach' dir keene dummen Gedanken, Isebieschen, die Kunst ist für euch Frauenzimmer nischt. Hand weg, sag' ich. Die Sache ist zu ernst.‘

‚Dann aber,‘ sagte ich, ‚rühre ich auch keinen Bleistift wieder an.‘

‚Recht haste, Isebieschen!‘ Und ich weinte und schämte mich, und er tröstete mich und nahm sein großes buntseidenes Taschentuch und trocknete mir die Augen.

‚Laß nur‘, sagte er. ‚Du wirscht schon noch lachen. Die

Kunst is eigentlich jetzt och nich für die Mannsbilder. Sieh dir doch die Klecker an. Fahr' doch mit der Bahn durch Deutschland an tausend Dörfern vorbei un an tausend Städten. Wo sitzt denn eener, der wirklich was kann?

Siehste, Isebieschen, die Kunst nimmt eenen Menschen her un verlangt Leib und Seele von ihm un jeden Tropfen Blut un jeden Atemzug, un dann nimmt sie ihn und lädt die Welt auf seine Schulter, soviel er davon tragen kann. Nun such' dir mal eenen, der Sack und Pack nich balde abwirft, oder der sich nich irgendwie bequem dermit hinhockt.

Die die Welt auf der Schulter tragen, deren sind gar wenige, gar wenige gewesen solange die Welt steht. Un wo se die Kräfte hernehmen, das weeß keen Mensch.'

‚Sie sind so einer', sagte ich leise.

‚Ich, ich? Isebieschen. Hingehockt hab' ich mich nich dermit, das is wahr, das kann ich sagen; aber ich trug immer nur á kleenes Stückchen. Ich trug so á paar immergrüne Eichen auf der Schulter, die mir keene Ruh' ließen, un á paar wundervolle Wolkenhimmel un á paar wundervolle Menschen aus einer bessern Welt, un Wellenspiel un Sturm un Felsen, un das hab' ich weiß Gott ehrlich geschleppt.'

Lieber Ottomar, wenn ich alt bin, möchte ich auch sagen wie der alte Preller: ‚Hingehockt hab' ich mich nich dermit, das is wahr.' Ich möchte auch ehrlich schleppen!

Schreib' an Lilly.

Oben bei Euch ist ein Mensch, den ich nicht mag, wie so eine süße Leberwurscht ist er zu Lilly. Er spielt da oben die erste Geige, weißt Du. Er versteht Frau Rauchfuß zu schmeicheln, und er ist süß mit Lilly, das kann ich nicht leiden.

Weißt Du, ich wünsche mich nicht einmal zu verheiraten, wie die Mädchen das gewöhnlich tun. Wenn ich denke, ich soll meinen Mann ums Wirtschaftsgeld bitten, und er macht ein Gesicht; oder ich kaufe mir einen Hut, und er macht einen dummen Witz, wie sie immer in den ‚Fliegenden Blättern'

stehn, von Ohnmacht und einem Sommerhütchen! In mir ist etwas, etwas so Starkes, so Lebendiges. Oft ist mir, ich fliege unsere Treppe hinunter, so lebendig bin ich, und wenn ich hinauflaufe, springe ich über so viel Stufen, daß es eine wahre Kunst ist.

Ja, solche Künste kann ich!

Nun leb' wohl!

Deine treue Isebies."

Marie Sibylle las diesen Brief zufällig und zeigte ihn der Frau Mutter. „Darf sie das so an den Ottomar Rauchfuß schreiben? Ich weiß nicht recht?"

„Freilich darf sie das. Es ist viel besser, sie vertraut sich einem Kameraden an", sagte Frau Mutter.

„Aber: ‚Deine treue Isebies'?"

„Ach was, freilich ist sie eine treue Isebies und eine unschuldige. So haben wir mit unsern Kameraden verkehrt, und ich wüßte nicht, daß irgend etwas vorgekommen wäre, an das wir nicht gern zurückdächten. Nur waren wir viel einfacher."

„Aber abgeleckt. Er hat sie abgeleckt? Was soll denn das sein?"

„Ja," sagte Frau Mutter, „das verstehe ich selbst nicht, da werde ich sie einmal fragen."

Und Frau Mutter fragte Isebies und sagte ihr ganz einfach, daß sie den Brief gelesen habe.

„So? Das macht nichts", sagte Isebies und erzählte, wie Ottomar ihr die Schminke der hübschen Schauspielerin wieder vom Gesicht geleckt hatte.

„Das klingt eklig," sagte Isebies, „nicht wahr, Gomelchen? Und mir war's auch zuerst eklig; aber er hat es so gut gemeint, daß kein Mensch ihm darum bös sein konnte, und recht hat er gehabt. Ich war auch zu albern, wie ich da im Hof herumlief. Der alte Knecht Jochen hat's mit angesehn."

Über Isebies kam etwas im Herbst, nachdem sich die Abreise Ottomars vom Gutshof gejährt hatte, etwas, was zu der Harmlosigkeit ihres lebendigen Wesens nicht paßte. Es war, als ob eine unheimliche Hand nach ihr langte, als käme über ihr drängendes junges Leben, das von der Welt nichts wußte, ein Schauer, ein Maienfrost.

Man saß um den Familientisch zur Mittagsstunde, friedlich und im vollen Eigenbrodtschen Behagen. Da sagte Heinrich Eigenbrodt: „Daß mir Isebies mit keinem Schritt wieder hinauf zu Rauchfußens auf den Ettersberg geht. Damit ist's ein für allemal zu Ende. Mir tut es leid, daß diese Menschen eins unserer Kinder jemals bei sich gesehen haben."

Isebies ließ vor Überraschung die Hände sinken und schaute wie erstarrt auf ihren Vater.

„Ja, Heinrich, was ist denn das?" sagte Frau Mutter. „Wer kann gegen Rauchfußens denn ernstlich etwas sagen?"

„Ich wiederhole hiermit meinen Befehl," antwortete Heinrich Eigenbrodt, „daß Isebies das Haus auf dem Ettersberg von heute ab zu meiden hat."

Isebies erblaßte.

„Ich habe keinen Grund, mich hier näher zu erklären. Isebies hat es gehört und wird danach handeln."

Auf Isebiesens Gesicht lag banger, fremder Schreck. Noch nie hatte sie ihren Vater so schroff gesehen. Sie wagte nicht zu fragen.

Niemand fragte.

Schweigend wurde weiter gegessen. Eine dumpfe, schwere Stimmung lag über allen.

Nach Tisch ging Marie Sibylle mit ihrem Mann in seine Bibliothek, wo er den Kaffee zu trinken gewohnt war. Isebies saß draußen auf den Stufen der Veranda, die Füße waren ihr so schwer. Der schöne Herbsttag drückte auf ihre ahnungslose Seele.

Aber da war etwas. Wie das so hart und schwer geklungen hatte.

Als Marie Sibylle aus dem Zimmer ihres Gatten wieder heraustrat, lag auch auf ihrer Stirn tiefer Ernst. Sie trat zu Isebies hinaus und sagte: „Ja, Isebies, es ist so, wie der Vater sagte, du darfst mit keinem Schritte wieder hinauf zu Rauchfußens, und wir müssen unserem Kinde vollkommen vertrauen. Es ist ganz unmöglich, daß du jemals wieder hinaufgehst. Diese unglücklichen Menschen müssen für immer aus deinem Leben gestrichen sein."

Isebies war aufgeschnellt und stieß hervor: „Sag' mir, was es ist! Ängstige mich nicht so!" Wie ein Angstschrei war das. Das blasse, erschreckte Kind stand eng an die Hauswand gedrückt.

Sibylle sah die schmerzvolle, zarte Gestalt, die mit großen, leidvollen Augen wie auf einen Schlag wartete.

„Du darfst nicht mehr hinauf. Ich kann dir auch nichts weiter sagen."

„Du mußt", sagte Isebies hart. „Es sind meine treuesten Freunde. Wir gehören zueinander bis in den Tod."

„O mein Kind", sagte Marie Sibylle. „Du darfst nicht so überschwenglich sein, so kommst du mit dem Leben nicht aus. Du hast dich in Lilly geirrt."

„Nein!" schrie Isebies wild auf.

„Doch."

„Nein!"

„Liebes Kind, es gibt Dinge, über die wir jetzt nicht reden können, die dir fern liegen und fern liegen müssen."

„Lilly," sagte Isebies hart, „ist rein und gut wie ein Engel. Sie ist besser wie alle, die ich kenne. Sie ist die einzige!"

„Nein", sagte die Mutter. „Du irrst dich. Lilly hat schlecht, unaussprechlich schlecht gehandelt."

„Nein", sagte Isebies wieder hart. „Nein!"

„Du wirst mich nicht zwingen, dir zu sagen, um was es sich handelt. Du hast mir zu glauben."

„Ich glaube dir nicht!"

„Marie Sibylle, weshalb glaubst du mir nicht?" Zum ersten Male nannte die Mutter ihre Tochter bei ihrem eigentlichen Namen. Da schaute Isebies bang auf. „Hab' ich dich je belogen?"

Isebies schwieg.

„Sag' mir, habe ich dich je belogen?"

„Nein."

„Also glaube mir."

„Du mußt mir sagen, was Lilly getan haben soll. Ich kann nicht treulos sein, und wenn ich dir so ohne weiteres glaubte, wär' ich's. Du selbst könntest mich nicht achten."

„Gut." Marie Sibylle sagte: „Sie hat das Schlechteste getan, was ein Mädchen tun kann. Sie hat Schande über ihre Angehörigen gebracht."

„Sie ist unschuldig", antwortete Isebies tiefernst. „Sie kann nur unschuldig sein. Und wenn die ganze Welt an ihr zweifelt, ich glaube an sie.

Ich kann es mir denken, was geschehen ist, denn ich bin kein Kind mehr. Aber das ist unmöglich. Du kannst mir alles sagen, ich verstehe alles. Was wird aus ihr? Was tut man mit ihr?"

„Niemand fragt nach ihr", sagte Marie Sibylle. „Du darfst nicht nach ihr fragen. Hier kannst und darfst du nicht helfen."

Isebies war bleich bis in die Lippen, müde ging sie ins Haus zurück, schloß sich in ihr Zimmer ein, warf sich vor ihrem Bett in die Knie und betete unzusammenhängende Worte in der Angst ihres Herzens.

Sie betete, daß Gott ihr helfen möge, wenn sie doch zu Lilly ginge. Niemand konnte wissen, wie sehr sie sich alle drei liebten und wieviel Liebe sie von Bruder und Schwester

genossen hatte. Niemand würde von ihr verlangen, daß sie ehrlos und undankbar sei und eisigen Herzens.

Sie wollte hingehen und dann sagen, daß sie bei Lilly war, und ruhig die Strafe tragen.

Anders durfte sie nicht handeln.

Aber Lilly? Wie war alles möglich? Undenkbar! Welch ein Geheimnis! Es war nur eine Möglichkeit! Eine Mörderin war Lilly nicht, eine Diebin auch nicht. Ja, auch Isebies war innerlich stumm. Sie wollte nicht glauben.

An einem dunkeln, stürmischen Herbstabend stand Isebies, eingehüllt in Reginens graues Schaltuch, in demselben, in dem Frau Mutter sie vor Jahren für ein kleines Bettelmädchen gehalten hatte, vor Rauchfußens großer niederer Gartentür. Über die öden Felder brauste der Wind, der letzte Dämmerschein war am Vergehen. Grau lag die Einöde um sie her.

Isebies wartete, daß Lilly käme. Die Nebel und Wolken jagten. Im Garten rauschten die Bäume.

Das Herz war dem jungen Geschöpf schwer wie Blei. Sie hatte Lilly geschrieben und glaubte, daß sie durch den Garten kommen würde; aber sie wartete und wartete, kein Schritt war zu hören. Rabenzüge flogen, und ein Zug Wildgänse zog durch die Luft, freie, wilde, geheimnisvolle Schreie und Rufe ausstoßend.

Isebies dachte an die Nacht im Mai, als sie zu dritt im Garten miteinander gewandelt waren, daran, daß Lilly ohne Liebe nicht leben konnte. O, wer kann das! Und Lilly ganz Sehnsucht, solange sie sie kannte, nach ihrer Mutter, und jetzt nach Ottomar und der lieben alten Frau Rauchfuß. Und da nahm sie die schlechte Liebe.

Wie die Nebel zogen! Weimar war ganz verschleiert, und von überall wob es heran. Nebel und Dunkelheit.

Waren das nicht Schritte? Aber nicht vom Garten her? An der Hofmauer hin. Im Garten war's schaurig, da hatte sie sich wohl nicht getraut hindurchzugehen. In den Bäumen rauschte es so, und sie schüttelten die Häupter.

Ja, es kam da etwas. War sie es? Isebies bewegte sich langsam, zögernd vorwärts. Eine schmale Gestalt, ein Schatten. Kein Laut. War sie es? Isebies blieb stehen, auch der zarte Schatten blieb stehen. Es kam so wesenlos. Die Nebel umzogen Himmel und Erde.

War das die traute Mauer vor dem geliebten Rauchfußschen Hof? War das Lilly? So stumm? Wie hatten sie sich sonst immer zugerufen, wenn sie einander kommen sahen.

Isebies wollte rufen. Kein Laut kam über ihre Lippen. Ein rieselndes, lähmendes Grausen ließ sie kaum atmen.

Das war kein lebendiges Wesen, dem sie so entgegen ging. Ohne Bewegung schien es zu gleiten, ohne Laut, ohne Traulichkeit — unbekannt und stumm. Ihr eigner Schatten, dem sie zulief?

Jetzt bewegt sie den Arm wie zur Abwehr, und das Gleitende, Schattenhafte bewegt ihn auch. Jetzt blieb sie stehen. Da stand es auch. Es zögerte wie sie selbst. Jetzt nahm Isebies alle Kraft zusammen und rief bebend zärtlich: „Bist du's, meine Isebies?“ Sie rief im Gedenken an Ottomar, der sie und Lilly die Isebiese nannte.

„Ja“, kam es undeutlich, unbekannt zurück, eine fremde, schwebende Stimme.

Isebies konnte nicht vorwärts gehen, ein grenzenloses Grauen hielt sie fest.

„Sag', wer du bist?“ rang es sich wieder los. Und da war es ihr nah, und ein weiches, verhaltenes Schluchzen drang an ihr Ohr, so weich, so unhörbar fast und so bekannt.

Da breitete Isebies die Arme aus, und wie eine laue Welle aus lauter Zärtlichkeit hüllte sie den armen Schatten ganz

ein, zog ihn zu sich, bedeckte das weiche, feuchte Gesicht mit Küssen.

Die viel Gescholtene, die allen Überlästige fühlte sich in ein ganzes Meer von Wärme, Mitleid und Zärtlichkeit versinken. Ihre Tränen brachen gewaltsam hervor. Isebies zog sie zu sich nieder auf den Rasenrain am Weg, zog sie auf ihren Schoß. „Damit du warm bist," sagte sie, „meine Seele wird immer bei dir sein."

Isebies wollte mit Worten, mit Tönen, mit Streicheln, mit Anschmiegen ihr so viel an Liebe geben, wie die Menschen ihr an Mißachtung gaben. Isebies war wie ein treuer Hund, der nicht weiß, wohin vor Liebe und Treue.

„Wenn er nicht ganz grenzenlos gut mit dir ist, laß ihn. Bleib allein! Ich werde mich schon zu dir durchringen. Ich werde so lange den Menschen sagen, daß du ein Engel bist, bis sie's glauben. Du siehst ja schon wie ein Engel aus. Sie glauben das Böse und glauben das Gute. Ich werde ein Licht anbrennen und immer leuchten, bis das Licht auf dich fällt. Für dein Kindchen werde ich arbeiten. — Du brauchst ihn nicht! — Ich schwöre, daß er nicht gut ist! Wie sollte er denn gut sein!"

Da sagte das zarte Mädchen: „Gut, gut, gut ist er und unendlich groß und herrlich. Ich bin seiner in nichts wert." Sie sprach das in traumverlorener Ekstase.

„Ach geh", sagte Isebies ganz betroffen. „Das kann ich mir gar nicht denken. Wie sollte er gut sein?"

„Nein! Nein! Um Himmels willen nicht!" schrie das arme Geschöpf fast auf. „Du ahnst ja nicht!"

„Aber wie hat er dann ... Mein Gott, ich weiß nicht! ... Ich kann mir's nicht vorstellen ... Ich versteh' nur Liebe, die ... aber solche Liebe doch nicht?" — Isebies weinte.

„Ach, aber sie werden dir schon Kluges und Böses genug gesagt haben."

Isebies sprach wie in einem Fieber von Zärtlichkeit, Mitleiden und Liebe. „Ich werde arbeiten. Glaub' mir's nur, wenn sie dich alle verlassen, auch er — ich nie!"

„Und wenn er mich verließe, so wüßte er weshalb, ich zürne ihm nicht!"

„Sei nur nicht gar so ergeben und bete ihn nicht so an, das verdient kein Mensch — und gar so ein böser Mann", sagte Isebies kühl. „Das gefällt mir nicht. Ich hab' niemand gesehen, den ich anbeten möchte. Someldchen mag so etwas auch nicht leiden."

„Er ist nicht bös!" sagte das arme Ding rührend. „Wenn ich dir alles sagen könnte!"

„Versprich mir, daß du ihn wenigstens nicht anbetest, das ist so dumm, — mir tut's weh!

Ach, ich wollt', ich wäre deine Mutter! Dann würde ich wie mit einem feurigen Schwerte dastehen und dich beschützen, da käme kein hartes Wort von meinen Lippen, und niemand täte dir etwas. Aber das ist alles nichts, ich bin ein junger, elender Balg, und ich werde heute abend noch womöglich geschlagen werden; gar nicht unmöglich."

„Du?" schluchzte Lilly.

Isebies lachte auf. „Das schadet mir gar nichts. Das ist auch ganz in der Ordnung. Sie wollen das Beste, und ich muß gegen sie handeln."

„Wegen mir!"

„Herrgott noch einmal, wegen dir lass' ich mich halb tot, auch ganz tot schlagen. Überhaupt — überhaupt! Nicht nur wegen dir. Wenn ich irgend jemand liebte, dem es schlecht ging. Du wirst schon sehen, dein Kindchen bekommt etwas von mir. Sag' mir, wenn ich so spreche, fühlst du einen kleinen Trost?"

„Einen großen, Isebies."

Sie hockten beieinander eng umschlungen. „Lach'! Lach'!"

sagte Isebies. „Du bekommst ein wunderschönes Kindchen, das dich über alles lieben wird. Du hast jetzt schon einen Menschen, der dich und deinen Kummer über alles liebt!" Da wurde Lilly wieder geküßt, so wie eine Mutter ihr krankes Kind küßt, überströmend vom Helfen- und Tröstenwollen.

Auf dem einsamen Ettersberg, über dem die Dunkelheit lagerte, über dem die schwarzen Wolken hingen und der Wind strich, regte sich auf der kühlen Erde ein einziger Punkt in der großen, toten, schwarzen Stille, der so lebendig an Leid und Liebe war, daß er hätte leuchten müssen wie ein Stern. Diese beiden jungen, zusammengehockten Menschentierchen in weiter, nächtlicher Öde.

Isebies erfuhr nur wenig Tatsächliches. Er wollte sie später heiraten. Sie mußte jetzt fort. Ottomar wußte noch nichts.

„Ich schreib's ihm", sagte Isebies. „Sie sollen ihn nicht erschrecken. Ach, ich wollte, ich wäre der liebe Gott und er liebte euch so, wie ich euch liebe, da solltet ihr einmal sehen!"

Sie streifte ein Ringelchen vom Finger und steckte es Lilly an, ohne ein Wort zu sagen. Nun brachte sie Lilly noch an die Hoftür und küßte sie und sprach ihr Mut ein und sagte: „Ich werde so lebendige Worte finden und werde sie schreiben zum Trost für dich und das Kindchen, du wirst sehen. Der alte Preller sagt, die Kunst nimmt einen Menschen her und verlangt Leib und Seele von ihm und jeden Tropfen Blut, und dann nimmt sie ihn und lädt die Welt auf seine Schultern, soviel er davon tragen kann. Wenn sie mir nur einen einzigen Sack voll wirklicher Erde auflüde, ich will ihn schon schleppen, ohne mich müde hinzuhocken. Du weißt doch, wie wir in der schweren, schweren Erde gruben, die auf den Toten liegt. Ich will eine Kunst finden, für dich und für mich. Sag' mir, daß es dir besser ist, sag' mir, daß du mutiger bist!"

„Ja," sagte Lilly leise, „ich fühle deine Liebe."

„Dann ist's gut. Wenn ein Mensch sich geliebt fühlt, ist's gut. Und ich will arbeiten. Zu mir sollst du um Hilfe kommen, zu niemand sonst."

Wie eine Flamme lief Isebies nach heißem Abschied die gerade Landstraße hinab. Der Mond begann zu scheinen und ließ den hellen Kalkboden leuchten, und Isebies lief und lief. Ihre Seele flammte vor Liebe und Mitleid und ungeheuren Hoffnungen auf. Sie wußte gar nicht, wie ihr war. Sie hatte sich entflammt am tiefen Menschenleide. Es war ihr, als würde irgend etwas in ihr wach, ein Heimatgefühl in ihr selbst, eine Kraft, die etwas wollte und zu können glaubte, eine große, wache Seligkeit, die fast zu mächtig für den jungen Leib war. Und sie wußte, sie lief einem bösen Empfang entgegen.

Und es kam, wie sie vorausgesehen.

Die Zwillinge waren schon zu Bett. Die Eltern und Frau Mutter saßen ganz besorgt im Wohnzimmer und warteten.

„Unbegreiflich, wo Isebies so lange bleibt, unerhört!"

Sie trat atemlos ein: „Ich war bei Lilly. Kein Mensch ist da, der sie tröstet."

Heinrich Eigenbrodt erhob sich. „Wärst du ein Kind, würde ich dich schlagen. Du hast ehrlos gehandelt."

„Ehrlos nicht, aber ungehorsam", sagte Isebies.

Da saß der Schlag. Heinrich Eigenbrodt hatte seine Erregung nicht meistern können. „Ich verlange, daß meine Tochter mir gehorcht!" sagte er kalt, um seine eigene Erregung zu verbergen.

Isebies tat es weh, den Vater so erzürnt zu haben. Sie nahm seine Hand und küßte sie. Dann sagte sie allen Gutenacht und ging schlafen.

In ihrer Seele aber klangen ganz wunderliche Dinge. Es war ihr heute, als wäre sie zum ersten Male erwacht; aber sie wußte nicht recht die tiefe Erregung ihrer Seele zu deuten.

Isebies schrieb noch in dieser Nacht an Ottomar.

„Ottomar, wir lieben Lilly beide über alles. Wir drei gehören zueinander fürs Leben und über das Leben hinaus. Wir finden einander wieder, auch wenn wir gestorben sind. Das weiß ich und glaube ich. Wir gehören viel inniger zueinander, als wir es selbst wissen. Vor uns sind Geheimnisse, und wenn wir uns umschauen, sind Geheimnisse, auch von allen Seiten sind Geheimnisse. Wenn Dinge geschehen, die uns erschrecken oder zum Erschrecken erfreuen, so kommen sie eigentlich ganz einfach und ruhig daher, nur daß wir den Weg nicht übersehen können, den sie gekommen. Wir würden uns nie erstaunen, wenn wir alles übersehen könnten, es ist alles ganz selbstverständlich. Das weißt Du so gut und besser wie ich.

Die einsame Lilly oben in Eurem Haus, in dem niemand mehr wohnt, der sie liebt, erwartet ein Kindchen. — Du wirst erschrecken. Niemand wagte es Dir zu schreiben; aber ich bitte Dich, erschrick nicht, sondern werde ganz zu Liebe, laß auch die kleinste Kraft zu nichts anderem werden als zu Liebe. Erschrick Dich nicht, ich bitte Dich, fürchte die Menschen nicht. Es sind ihrer so viele, die auf die arme Lilly böse sind, und wir sind nur zwei, die sie lieben. Ich war gegen den Willen der Eltern oben bei ihr. Wenn die Menschen wüßten, wie gut sie ist und wie rein ihre Seele ist, niemand würde ihr zürnen, Du und ich wissen es. Ich bitte Dich nur noch einmal, erschrick nicht, sondern werde ganz zu Liebe und Güte.

Ich liebe Euch beide über alles auf Erden. Ich denke nur, wie ich helfen kann. Es werden Kräfte kommen. Ich bin ganz voll Freudigkeit. Ottomar, sei Du's auch, der Welt zum Trotz — nein, nicht zum Trotz der Welt, zum hellen Licht.

Immer Deine Isebies."

Isebies sagte ihrer Mutter, daß sie an Ottomar geschrieben habe. Marie Sibylle nahm ihr das Versprechen ab, sich jetzt ruhig zu verhalten, nicht mit Lilly zusammenzukommen, nicht wieder an Ottomar zu schreiben und den Dingen jetzt ihren Lauf zu lassen.

„Diese Menschen müssen sich in ihrer traurigen Lage selbst zurechtfinden", meinte Marie Sibylle ruhig.

Ottomar schrieb an Isebies:

„Deinen Brief erhielt ich. Jeder trage es, wie er kann. Von Dir verlange ich: Du gehst mit keinem Schritt auf den Ettersberg. Du schreibst keine Zeile an Lilly. Du schreibst keine Zeile wieder an mich, keinen Schritt vom Weg. Daß ich Lilly nie und unter keinen Umständen verlasse, daß ich ihr Schutz auf Erden bin, weißt Du. Wir brauchen keine Worte, wir kennen einander. Sei tapfer und brav, das verlange ich von Dir. Ich vergesse nicht, daß Du den blutigen Dorn, den Du der Alten aus dem Fuße zogst, zwischen den Lippen hieltest. So sehe ich Dich oft. Das tröstet mich, daß Du das konntest.

Denke aber immer, daß Du alles, was Du auch tust, mir nicht verschweigen sollst.

Sieh mir in die Augen, wie ich Dir in die Augen sehe.

Ottomar."

Isebies, das nachdenkliche Kind, stand mitten im Leben, ehe sie es sich versah. Schmerz und Sehnsucht hatten schon bei ihr angeklopft. Das treueste, bravste Herz war ihr schon entrückt. Sorgen um andere trug sie im Herzen, und sie erfuhr auch schon, daß Kummer schweigsam macht, daß der kummervolle Mensch einsam ist.

Somelchen strich ihr manchmal übers Haar und sagte leise und zart: „Na, meine Alte.“ Das hieß soviel wie: ich weiß, ich weiß. Ach aber, was wußte sie! Kannte sie Ottomars Augen, die ganz anders schauen konnten wie anderer Menschen Augen, so, als wenn er dem Sommer und der ganzen Natur näher verwandt wäre wie andere Menschen? Und seine Stimme kam so mitten aus dem Herzen, so warm und unmittelbar. Und Lilly mit ihrem Engelsgesicht und ihrer süßen Begrüßung und ihrer sehnsüchtigen liebevollen Nähe, sehnsüchtig auch, wenn man bei ihr war.

Ach, solches alles hatte sie verloren, die junge Isebies mit den großen, übermächtigen Kräften ihres Wesens.

Heinrich Eigenbrodt hatte seit kurzer Zeit Bekannte, mit denen er von Frau Mutter und Marie Sibylle hin und wieder geneckt wurde, denn sie sagten, daß er sie geheim hielte.

„Nein, keineswegs“, meinte er auf diese Anschuldigung. „Es war ein rein literarisches Interesse, was diese Leute nach mir sich umtun ließ, und ist es heute noch. Als er mir und noch einigen einen Akt seines Stückes vorlas, vielmehr die Frau las, war es auf einen Verkehr mit uns gar nicht abgesehen.“

Heinrich Eigenbrodt aber war nach dieser Vorlesung ganz erregt heimgekommen. Er hatte immer wieder von diesen Menschen gesprochen, wußte das Drama nicht genug zu rühmen, die Häuslichkeit und das eigentümliche Ehepaar.

Man hatte Heinrich Eigenbrodt selten von Menschen so hingenommen reden hören, kein Wunder, daß dies die Neugier aller im Hause erregte. Aber niemand bekam seine neuen Bekannten zu sehen.

Während des Mittagmahls, nach dem Abend der Vorlesung, hatte er den Seinigen aber ausführlich von seinen Erlebnissen erzählt.

„Es ist also so etwas, sagen wir, russische Wirtschaft, mit Zigaretten auf allen Tischen und Tischchen, und mir war, als hätte ich mitten in aller Eleganz ein zerrissenes Sofa bemerkt, das sich nicht im geringsten zu genieren schien, und es war sogar blauseiden, ich hab sogar darauf gesessen. ‚Unsere weimarischen Sofas,' dachte ich, ‚sind sehr schamhaft gegen dieses eingewanderte.' Es sagte gewissermaßen: „Mir macht das gar nichts." Gerade so etwas liegt im Betragen des Herrn dieses Sofas. Ich glaube, er hat sogar noch nie bemerkt, daß sein Sofa überhaupt zerrissen ist, und mir kommt es vor, als wäre auch ihr diese Tatsache fernliegend, denn sie wies mir mit der reizendsten Liebenswürdigkeit meinen Platz gerade auf der allerzerrissensten Stelle an, und ich mußte annehmen, daß sie dies zweifellos für einen Ehrenplatz hielt, denn sie sah auf mich und das Sofa mit Befriedigung mit ihren großen, schönen Feldherrnaugen, die unter der schmalen Stirn wie Edelsteine leuchten. Außerdem war sie von der Arbeit ihres Mannes so ganz erfüllt, die geborene Frau des berühmten Mannes, die Gnaden und Ungnaden verteilt, die den Ruhm des Mannes in Werte umsetzt. Wenn es ihr nur mit ihm glückt! Trotz allen seinen Talenten war er gar nicht so bei der Sache wie seine kleine, stahlharte, funkelnde Frau.

Statt vernünftig mit dem Intendanten zu reden, erzählte er ihm Dummejungenstreiche, die er mit seinen Vettern in dem einsamen Sommerhaus seiner Mutter mitten in den russischen Wäldern ausgeführt hatte, und von Bootfahrten

und daß er neunmal an einem Tag ins Wasser gefallen sei. Er überlegte nicht im geringsten, daß dies alles dem Intendanten höchst egal war. Mittlerweile mühte sich die Frau mit dem Regisseur ab.

Wollen einmal sehen, ob's ihr glückt", sagte Heinrich Eigenbrodt nachdenklich. „Das kleine Souper war aber vortrefflich, einfach, tadellos, der Wein gut und jedes Glas auf dem Tisch vom andern verschieden, lauter schöne Nachahmungen alter Gläser. Das war nun wieder seine Idee gewesen.

Sie haben auch Kinder, von denen aber nicht gesprochen wurde. Sie sahen übrigens beide nicht nach Kindern aus. Ich hätte sie für kinderlos gehalten, wenn der Regisseur mir nicht gesagt hätte, sein Töchterchen ging mit diesen scheinbar nicht vorhandenen Kindern in die Schule.

Es schaute auch einmal ein reizendes Dingelchen zur Tür herein.

Der Intendant sagte mir: ‚Kommen Sie, wann Sie wollen, Sie finden das Ehepaar im Salon sich montierend, Konversation machend. Eine anstrengende Ehe, weiß Gott!' Sein Stück ist gut", meinte Heinrich Eigenbrodt. „Ich möchte aber nur wissen, wann er sein Geschäft führt, wieso er bereits fünf goldene Medaillen mit dem alten Wrack von Geschäft erlangt hat. Er hat das Ding, das nicht leben und nicht sterben konnte, wirklich in die Höhe gebracht. Alle Achtung.

Im Hause ist aber ein wehmütiger, etwas beängstigender Duft nach Einsamkeit.

Auf dem Nachhausewege dankte ich Gott und sprach zu mir: ‚Ich danke dir, daß du mich hast werden lassen gerade so wie andere Leute auch sind. Amen.'"

Ja, man beschäftigte sich im Hause der Eigenbrodts nach dieser Erzählung öfters mit dem Abenteuer des Vaters.

Der angestammte, wenig wechselnde Verkehr des Hauses machte solche Neugier ganz begreiflich.

Da geschah es, daß Angelika Vogel, die Erzieherin, irgendwie mit Heinrich Eigenbrodts neuer Bekanntschaft zusammenkam und zu ihnen eingeladen wurde.

An dem Abend, an dem Angelika Vogel zu ihnen gegangen war, stand Isebies in dem stillen Schulzimmer am offenen Fenster und schaute auf die schwerlaubigen Baumwipfel, die in Junipracht wie ein grünes Meer sich vor ihr ausbreiteten. Der Himmel war von einer hellen, matt leuchtenden Wolkenschicht vollkommen überdeckt. Isebies dachte: Er sieht aus wie saure Milch, in der etwas herumgerührt worden ist. Noch nie hatte sie solch eine Wolkenbildung bemerkt. Das grüne volle Blätterdach unter ihr, das Weg und Platz ganz verdeckte, die mattweißliche, weich zerstückelte Wolkendecke über ihr, das war so ganz einfach und ruhig, nicht gerade bedrückend; aber die Seele machte Anstalten, in dieser Stille und Sanftheit der Umgebung zu erwachen, zu wünschen, sich unbestimmt zu sehnen, zu erinnern. Isebies hätte Angelika Vogel gar zu gern in das fremde Haus begleitet. Fern schaute der Ettersberg mit seinem Waldkamm über die Dächer, ein heißes Sehnen nach verlorenen Tagen und Menschen schlich sich in ihr Herz, und als sie müde ward und die Tränen ihr fast unmerklich über die Wangen getropft waren, bewegte ein wunderliches Verlangen ihr Herz. Es war ihr, als schliche sie leise Angelika Vogel nach, um zu sehen, wie die geheimnisvollen fremden Menschen sich mit dieser vertrugen.

Dann dachte sie daran, daß Angelika Vogel bald das Eigenbrodtsche Haus verlassen würde, und Wehmut überkam sie, wie sie sie ähnlich niemals empfunden: die Vergänglichkeit, das Kommen und Gehen der Dinge — und Neues, so war es ihr, hob das Haupt, tauchte auf und ängstigte in seiner Unbestimmtheit.

Angelika Vogel kam, wie Heinrich Eigenbrodt, leicht erregt und ganz befangen von den Fremden am Abend zurück.

„Na, sind sie denn wirklich so aparte Vögel?“ frug Frau Mutter beim Abendessen.

„Die sind schon eigentümlich. Vater würde fragen: ‚Sind's gute Menschen?‘ Und ich glaube, es sind gute Menschen“, sagte die junge Erzieherin. „Er hat entschieden etwas Kindliches bei aller seiner Gescheitheit. Sie haben z. B. gebeten, ob ich mit meinen Schülerinnen am Sonntag im Rödchen mit ihnen die Sonne aufgehen sehen wollte.“

„Das ist wenigstens eine sehr harmlose Einladung“, meinte Frau Mutter.

„Ja, dürfen wir?“ fragte Angelika Vogel erregt.

Heinrich Eigenbrodt war leicht verstimmt. „Höchst unnötig“, sagte er. Er gab keine direkte Erwiderung auf die Frage der Erzieherin.

„Wir danken!“ sagte die kleine Weltdame sehr bestimmt.

„Mir kommt's vor,“ meinte Biwi, „als hätten uns diese fremden Leute eingeladen, bei der Gomel mit uns zusammen nach dem Rühren die Biskuittortenschüssel auszulecken. Nee! Da muß mer sich schon sehr gut kennen zu so was.“

„Nein,“ sagte Frau Mutter, „so übel find' ich das nun gar nicht, wie oft haben wir einst da oben im Rödchen die Sonne aufgehen sehen in lustiger Gesellschaft. Jetzt reisen die Leute auf den Rigi, um dasselbe zu sehen. Wir machten das billiger: Jung und alt zog aufs Rödchen mit ganzen Körben voll Kuchen, beim Förster wurde dann fröhlich gefrühstückt. Aber wie kommen diese Leute auf die altmodische Idee?“ Gomelchen bewegte leise wehmütig den Kopf.

Früh um drei Uhr, in der grauen zarten Lichtstunde, wanderte das Ehepaar Dohrn mit den beiden jungen Mädchen, Lehrerin und Schülerin, dem Ettersberg, dem alten Rödchen zu.

Isebies sah zum ersten Male die Menschen, von denen sie in der letzten Zeit oft hatte sprechen hören. Isebies war sehr befangen und bewunderte Angelika Vogel, die ganz ohne Scheu sprach. Die Frau trug einen grauen, ungewöhnlich langen Reiseschleier um einen kleinen Hut. Die langen Enden waren um den Hals geschlungen und rahmten ihr feines, blasses Gesicht wie mit einer grauen Wolke ein. Ihre Augen leuchteten wirklich wie durchsichtige Edelsteine aus dieser grau umhüllten Bleichheit. Sie war sehr gut gekleidet, in einer Art Reisetoilette. Ihr Mann glich ihr. Sie waren einander ähnlich. Er trug sich fast bartlos. Er hatte fast dieselben durchsichtigen Augen, aber das Edelsteinharte fehlte. Sein Gesicht war so schmal und bleich wie das ihre, nur waren ihre Züge kleiner und fester. Zwei schöne Menschen.

Angelika Vogel war schon sehr vertraut mit ihnen, so schien es Isebies.

Sie sprach mit beiden über Dinge, über die Isebies niemals hätte sprechen können. Sie sprachen über die Aufführung des Stückes, die im November stattfinden sollte. Angelika Vogel war schon ganz eingeweiht und gebrauchte allerlei Ausdrücke Sachverständiger, die Isebies gar nicht verstand. Sie bekam Achtung vor ihr und begriff nicht, woher sie eigentlich den Mut genommen hatte, sie früher so zu quälen.

Jetzt ging die Lernerei bei Isebies viel besser, denn sie wollte vorwärts kommen. Isebies betete auch jeden Abend um eine gute Orthographie, das mochte sie ihrer Bildung schuldig sein.

So aufgeschossen Isebies war, hatte sie noch etwas sehr Kindliches im Betragen und Aussehen, unter Fremden etwas undurchdringlich Schüchternes.

Auf dem Weg zum Ettersberg, den Isebies so gut kannte, verließen sie die wehmütigen Gedanken an ihre Kameraden

nicht. Ach, es ging diesmal nicht dem geliebten Rauchfußschen Gutshof zu. Sie wanderte die Landstraße, die Ottomar täglich gegangen war, und hatte das wehmütige Empfinden, als träte sie in seine Fußstapfen.

Ehe sie zum Röddchen einbogen, kam ihnen ein einspänniges Kütschchen entgegen, und Isebies erkannte Frau Rauchfuß, die stolz und in ihrer ganzen Drallheit wie ein gesunder Spiegelkarpfen in dem Wägelchen saß, mit dem Koffer auf dem Bock. Sie erkannte Isebies sofort, rief sie zu sich heran und sagte laut: „Na, Isebies, wohin so früh? Ich fahre zu Lilly. Weißt du auch, daß Lilly jetzt glücklich verheiratet ist, ein vornehmer, braver Mann ist er doch! Du kannst es allen sagen. Sie hat ein Kindchen und die Geschichte hat sich gehoben!"

„Und Ottomar?" frug Isebies.

„Der studiert, wird auch was Rechtes!"

Sie schien eine sehr stolze Stief- und Schwiegermutter geworden zu sein.

„Sag's nur allen, Isebies!" lachte Frau Rauchfuß mit ihrem wohlgemuten Lachen. Jochen klatschte mit der Peitsche, und das Kütschchen setzte sich in Bewegung.

Isebies stand ganz erschüttert mit Tränen in den Augen.

„Isebies", rief Angelika Vogel mit einem etwas gouvernantenhaften Unterton in der weichen Stimme. Sie wußte sehr wohl, daß Isebies mit nichts Rauchfußischem mehr verkehren sollte, und dachte: Sie muß auch wirklich allen Dingen in den Rachen laufen.

„Lassen wir sie," sagte Angelika zu dem Ehepaar, „gehen wir voraus", denn sie kannte Isebies und wußte, wie schwer es ihr wurde, ihrer Bewegung Herr zu werden. Sie war dabei gewesen, als Heinrich Eigenbrodt sein Kind gestraft hatte, weil es nachts oben im Gutshof gewesen, und wie Isebies ihm die Hand geküßt hatte.

„Isebies hat einen Kummer mit Freunden gehabt", sagte Angelika zur Erklärung.

„Das junge Ding?" meinte die eigentümlich schöne Frau und lächelte. „Sie hat merkwürdige Augen, das Kind. Sie ist die älteste Tochter von Eigenbrodt, nicht wahr?"

„Marie Sibylle, die Isebies, ist ein seltsames Geschöpf", sagte Angelika Vogel. „Sie macht uns manche Not, kann rührend gut und liebenswürdig sein und dann wieder so schweigsam und verschlossen wie ein Buch mit sieben Siegeln. Man könnte sich ordentlich vor ihrer Güte und Weichheit fürchten, wenn man denkt, daß sie einmal wie andere Leute in der Welt stehen muß."

„Sie sollten ihr eine Beschäftigung geben, die sie interessiert", meinte Alexander Dohrn.

„Ja, aber sie ist ganz lernunbegabt. Das große Mädel schreibt heute noch eine Orthographie wie ein kleines Schulkind, und dabei ist sie jetzt voll guten Willens, was früher nicht der Fall war."

Die Morgenstunde wurde lichter und lichter, die Lerchen hatten schon lange im blassen Dämmerlicht geschmettert, das Gras war tauschwer und weißgrau beperlt, die Wege feucht und geheimnisvoll, der Himmel voll ungeheurer Ruhe über der totenstillen Erde hingewölbt. Als man am Rand des Rödchengehölzes stand, ging wirklich die Sonne auf, schaute wie ein springender, sprühender Punkt über die flachen, langgestreckten, hügeligen Felder, ließ die Morgenwolken rosa aufleuchten und strahlen und war dann da in ihrer Herrlichkeit. Das hatte Isebies noch nie gesehen.

Wunderlich, daß diese Menschen mir die Sonne gezeigt haben, dachte sie. Wer sind sie denn und was wollen sie denn?

Mit Lilly und Ottomar sind sie natürlich nicht zu vergleichen, sie sind ganz anders und so viel, viel älter: aber wie die anderen Menschen sind sie auch nicht.

Wer von ihnen beiden ist auf diesen Gedanken gekommen? fragt sie sich und beobachtet. Sie nicht, kam Isebies sehr bald zum Schluß, denn Frau Dohrn sprach über alles mögliche mit Angelika, als gerade die Sonne sich hob. Sie sagte, daß der dritte Akt nach ihrem Dafürhalten der bei weitem beste sei. Da stand die Sonne in voller Glorie, und es war, als wenn ein Freudenton über Erde und Himmel ging. Er, der Mann, schwieg, als dies geschah. Kurz darauf beugte er sich nieder, pflückte einige blühende Gräser und sagte zu Isebies gewendet: „Dafür sollten Sie sich interessieren, die Gräser und Moose sind eine ganze Welt für sich, und man könnte steinalt werden, ehe man sie ergründet hätte."

Isebies sagte: „Nein, das könnte ich — glaube ich — nicht, mich besonders für Gräser und Moose interessieren."

„Lieber," sagte er, „tausendmal lieber, als sich etwa für literarisches oder künstlerisches Zeug der Menschen zu interessieren. So wenig, so wenig ist da vollendet, und hier! Ein paar Gedichte Goethes, ein paar göttliche Zeilen Shakespeares, ein paar hinreißende Töne in einem Musikwerk. Im höchsten Menschenwerke immer nur ein Götterblitz oder einige, die das Ganze erhellen. Alles andere im Grunde Mühseligkeit und in der Natur alles vollendet! Sehen Sie nur diese Grasblüte an! Da ist Vollendung der Idee. Wir Menschen sind Stümper, auch die herrlichsten von uns. Lesen Sie den Faust, der ist von allem, was mir bekannt ist, das harmonischste Menschenwerk, durch und durch gesund und schön. Glückseliger Kerl! die alte weimarische Exzellenz. Dafür hat er aber auch Bände und Bände geschrieben, die er einfach hätte sein lassen können. Menschenschicksal."

Darauf erzählte er Isebies dasselbe, was er dem Intendanten erzählt hatte, Dummejungenstreiche aus seiner Jugendzeit, und daß er an einem Tag neunmal ins Wasser gefallen sei.

Da mußte Isebies lächeln. Es schien ihm dies das Wichtigste

aus seinem Leben zu sein. Eine wunderliche Weise hatte er, ganz unvermittelt zu seufzen, als wenn er tief unglücklich wäre, ließ sich aber von diesen Seufzern und Ausrufen durchaus nicht stören, mit bestem Appetit seinen Kaffee im Rödchen zu trinken und soviel Butterbrot und Kuchen wie ein Junge zu essen. Das beruhigte Isebies, die schon geglaubt hatte, er sei krank.

Die Frau war an dieses Seufzen auch gewöhnt, wie es schien, und ließ sich dadurch keineswegs aus ihrem Gleichmut bringen.

Isebies war ganz erstaunt, diese Menschen bald über Liebe, bald über Shakespeare, bald über Gut und Böse reden zu hören. Sie hatten immer etwas zu besprechen und versenkten sich beide eifrig und feurig in jedes Thema. Das war sie von zu Hause nicht gewöhnt. Man besprach da nur die nächstliegenden Dinge. Es wurde hin und wieder über ein Theaterstück gesprochen, über etwas, das in der Zeitung gestanden hatte, sonst besprach man, was der Tag brachte, und das war immer allerlei und genug. Niemand langweilte sich dabei. Über Liebe aber war noch nie gesprochen worden. Das Wort Liebe hatte Isebies noch nie aussprechen hören.

Daß sie über Liebe redeten, kam ihr wie ein großes Unrecht vor. Niemals hätte Marie Sibylle, ihre Mutter, dies getan, und nie hätte dies ihr Vater getan. Sie sprachen so anders wie andere Menschen, mit einem besonderen Wohllaut der Stimme. Es hörte sich beiden gut zu. Ja, und Isebies kam sich ungeheuer dumm vor, wie vor den Kopf geschlagen. Sie konnte eigentlich nur nein und ja sagen.

Es gab also eine Kunst des Sprechens und des Unterhaltens, des Plauderns. Das hatte sie gar nicht gewußt.

Angelika Vogel hingegen konnte ganz gut mittun.

„Nun, was wollen wir denn eigentlich?" frug Frau Elise Dohrn mit einmal unvermittelt während des Frühstücks im Rödchen. „Wollen wir tanzen und herumschmetterlingen

bis zum Tage, an dem sich der Allerliebste einstellt?" Sie hatte sich der stillen Isebies zugewendet. „Oder soll irgend etwas geleistet werden? Arme Kinder unterrichten oder Porzellanmalen, so etwas, um das Zwischenreich zu überbrücken?"

Isebies wurde dunkelrot. Zwischenreich? War sie im Zwischenreich? So hatte sie noch niemand gefragt. Waren das Menschen, die ihr helfen konnten? Sie wollte ja etwas, heißen Herzens wollte sie etwas! So, sie war also im Zwischenreich. Es war also ganz recht, daß sie nach Arbeit für ihre Kräfte verlangte. Und so sagte sie leise und schüchtern: „Ja, wenn ich wüßte, ich möchte schon was tun; aber nicht Krankenschwester werden." Da lachte Alexander Dohrn und die eigentümlich schöne Frau.

„Nun, was wollen wir dann Fräulein Isebies lehren?" sagte sie.

Angelika Vogel aber meinte übermütig: „Ich könnte sie verraten, wenn ich wollte. In ihren Heften steht wunderliches Zeug mit vielen Fehlern. Ich glaube, sie dichtet."

Kaum aber war das ausgesprochen, beugte Isebies den Kopf tief und preßte das Gesicht wie ein Kind auf die Arme, die sie auf dem Tisch ineinander verschränkt hielt, und ihre Gestalt war von leidenschaftlichem Schluchzen erschüttert.

„Isebies!" rief Angelika ganz bestürzt. „Meine Isebies! Das war ja nicht bös gemeint."

Isebies aber blieb verborgen, ganz versteckt, und als sie den Kopf hob, hatte sie ihr verschlossenes Siouxindianergesicht, wie es Heinrich Eigenbrodt nannte.

„Wenn Sie etwas dichten," sagte Alexander Dohrn, „müssen Sie es von ganzer Seele tun, mit allen Kräften, wie die Natur ihre Dinge tut; aber das werden Sie nicht können und auch gar nicht wollen."

„Doch", sagte Isebies kurz.

„Beschreiben Sie für uns den Spaziergang, den wir heute machten."

„Ich kann das nicht tun, was man mir so sagt", antwortete Isebies kurz. „Deshalb hab' ich auch nichts lernen können."

„Sie haben nichts gelernt, trotz Ihrer liebenswürdigen Lehrerin?" lachte Frau Dohrn.

„Nein, ich habe nichts gelernt", sagte Isebies wieder kurz.

„Isebies, übertreibe nicht, wir haben doch so manches miteinander fertig gebracht?"

„So gut wie nichts", war die ernste Erwiderung.

„Sie ist unbestechlich", sagte Frau Dohrn.

Das arme ernste Kind saß wortlos und verschlossen da und war bös auf Angelika Vogels Verrat.

Alexander Dohrn aber wußte Isebies auf eine gütige und freundliche Art bald auf andere Gedanken zu bringen, so daß sie ihm auf dem Heimweg ein wenig ihr Vertrauen schenkte.

Am Nachmittag dieses Tages war Isebies im Hause des alten Preller und saß mit ihm im Garten, und Dohrns kamen zufällig vorüber, erkannten Isebies und grüßten sie.

„Mit denen," sagte sie zu ihrem guten Freunde, „habe ich heut morgen die Sonne aufgehen sehen."

„I der Tausend," meinte der alte Preller, „was du nicht sagst. Die Menschen stehen der Natur so fern in unserer Zeit, daß man sich fragen muß, wie kommt ihr denn darauf, die Sonne aufgehen zu sehen?"

„Herr Dohrn ist in seiner Jugend jeden Sommer von Anfang bis zu Ende in den russischen Wäldern gewesen in einem kleinen Dorf, nah und weit keine Menschen, und da sagte er mir: ‚Die Sehnsucht nach dieser Stille ließ ihn manchmal so früh aufstehen und hinausgehen. Vor Sonnenaufgang sei auch bei uns, wo doch alle zehn Minuten ein Wirtshaus steht, dieselbe Stille."

„Hat recht.

Ich kenne sie auch, diese Stille, habe sie auch aufgesucht in meiner Jugend oben in Norwegen und dann unten in Sizilien, und jetzt hab' ich sie in mir selbst gefunden. Merk' dir's, Isebieschen. Die Jungen suchen das außen in der Welt, was die Alten in sich selbst finden.

Es ist eine schöne Welt, und ich freue mich, daß ich voll Dankbarkeit ihre Schönheit so tief hab' in mir aufnehmen dürfen."

Es war ein guter Tag, dieser Sonnenaufgangstag mit diesem Abend im Glanze des schönsten Sonnenuntergangs eines großen reinen Menschen und Künstlers.

Als Dohrns und Isebies sich wieder trafen, war es im Eigenbrodtschen Hause, in einer kleinen Gesellschaft. Isebies stand nachdenklich an der offenen Gartentür. Sie hatte sich eben vorgestellt, wie viel schöner es damals war, als sie in der Kinderstube alle drei auf das Stimmengewirr der Gesellschaften ihrer Eltern gelauscht hatten, auf das Meeres- und Windesbrausen und die Glocken, die großen und die kleinen, und als es ihnen so erschienen war, Gott Vater käme zu Adam und Eva und all ihren Tieren. Ach, das war geheimnisvoll, so verheißungsvoll, so unergründlich gewesen.

Alexander Dohrn trat auf Isebies zu und sagte: „In Oberweimar, auf einer Bauernhochzeit, tanzte neulich der Pastor, siebzig Jahre alt, tanzte und drehte sich, daß es eine Pracht war. Ich trat zu ihm, als er verschnaufte und sagte: ‚Na, Herr Pastor, ich denke, die Welt ist ein Jammertal.'

‚Ach was, Jammertal!' Da wischte er sich mit seinem blauen Schnupftuch den Schweiß von der Stirn und drehte sich weiter.

‚So ist's recht, Herr Pastor.' — Na, und Sie?"

„Ich?" fragte Isebies.

„Sie haben's viel zu gut! Unverdient genug, so eine kleine Kröte!"

„Verdient ist's freilich nicht", sagte Isebies.

„So, weiß man das? Merkwürdig, merkwürdig, wenn man überhaupt irgend etwas weiß, außer, daß man der Mittelpunkt der Welt ist! Eine schöne Welt, in der es nur Mittelpunkte gibt, eine schöne Wirtschaft. Und jeder Mittelpunkt ein Maul, ein gefräßiges Maul. Was folgt daraus?"

„Streit", sagte Isebies befangen wie in der Schule.

„Bravo!

Einen Preis demjenigen, der eine Welt auf fürchterlicheren Grundlagen denkt als die sind, auf denen unsere liebe Erde ruht; auf Fressen und Gefressenwerden, auf Gier und Todesangst. Die Nahrung lebt und liebt, kein Gott und kein Teufel wird sich finden, der diesen Preis gewinnt."

„Ja", sagte Isebies wieder.

„So — einfach ja! Sie machen's sich leicht."

„Es ist so", sagte Isebies leise, kaum hörbar. „Aber man spricht in Weimar nicht darüber."

Isebies lächelte. „Wenn Sie hier heimisch werden wollen, dürfen Sie nicht so sprechen. Jeder will seine Seelenruhe."

„Ja, ich möchte heimisch werden, und wär's hier in Weimar!"

„Da fangen Sie's aber nicht richtig an, wenn Sie so etwas wollen. Sie erschrecken die Leute." Isebies lächelte wieder, fast mütterlich. „Hat Ihnen denn das Ihre Mutter nicht gelehrt? Das verstehen doch Mütter sonst sehr gut?"

„Meine Mutter, das war eine echte Orientalin. Mein Vater freilich, das war ein guter Deutscher, der hätte sich sogar in Weimar behaupten können. Selbst habe ich ihn nie gekannt. Ich bin von dem Stück Fremde, das er aus dem Orient mitgebracht hatte, erzogen worden. Eine Katze hätte es ebenso gut und besser gemacht. Goethe sagt irgendwo: Gottlob, daß alle Erziehung nichts nützt. Dann schadet sie vielleicht auch nichts."

Frau Eigenbrodt rief nach Isebies, die von den sonderbaren Worten, die sie so unvermittelt gehört hatte, ganz erregt war.

Dohrns hatten an diesem Abend bei Eigenbrodts nicht festen Fuß gefaßt. Sie waren für Heinrich Eigenbrodt entschieden die rechten Leute nicht, die er regelmäßig in seinem Hause zu sehen wünschte, auch ohne daß er Alexander Dohrns Unterhaltung mit Isebies gehört hatte. Auch Frau Eigenbrodt konnte sich in das Sprunghafte, in Dohrns Art zu sprechen, nicht gewöhnen. Sie meinte: Der Mann hat etwas Jungenhaftes, und die Frau war Marie Sibylle zu sonderbar, ihre Toilette, die etwas Fließendes, wie aus grauen Schleiern Bestehendes hatte, ihre Art zu sprechen, ihr überlegenes, fremdartiges Lächeln.

„Und dabei kennt sie alle unsere eingestammten besten Geschäftsleute fast besser wie wir", sagte Frau Eigenbrodt. „Als sie aber von einer Macbeth-Aufführung sprach, war mir's, als wäre Lady Macbeth ihre allernächste Anverwandte, da wachte sie auf, da leuchteten die Feldherrn-Edelsteinaugen, wie Heinrich sagt, da wurde sie endlich warm, als ob es sie zum ersten Male selbst anginge. Ungemütlich."

Angelika Vogel und Isebies waren anderer Meinung. Sie hatten nichts an Dohrns zu kritisieren und konnten von einem zum andern Mal gar nicht erwarten, sie wiederzusehen.

Und sie sahen sie oft, sie begegneten ihnen auf der Straße, sie huschten miteinander nach dem Unterricht zu ihnen hin. Sie fühlten sich dort sehr wohl in der eigentümlichen Umgebung, in der ein so feiner, außergewöhnlicher Geschmack. verbunden mit einer gewissen Nachlässigkeit, herrschte.

Das blauseidene, zerrissene Sofa thronte stolz mit vollem Selbstbewußtsein im Salon, Vergangenheit und Gegenwart ignorierend.

Ein wundervolles, strahlend grünes Malachitschreibzeug von großem Wert stand auf einem Tischchen davor, es steckten

aber Bonbons in der Tintenschale und keine Tinte, und zwar sehr gute Bonbons, von denen Dohrns bei jeder Gelegenheit sich eins zulangten. Es fanden sich übrigens überall Bonbons in den verschiedensten Behältnissen. Isebies dachte darüber nach, wer wohl den Salon immer von neuem damit versorgte. Jedenfalls doch Frau Dohrn, und ob sie diese guten Sachen immer wie Ostereier versteckte, oder ob sie nach und nach überall hin vertragen wurden. Das schien beinah so, denn auch hinter dem Spiegel steckte eine vergessene Tüte und guckte nur ein wenig hervor. Überall lagen Zigaretten, offen und aller Art elegante Etuis, eine Puderschachtel mit Puderquaste hatte ihren Platz auf einem Büchergestell, und woher der Staub, der meist auf demselben lag, kam, wußte man nicht. Frau Dohrn ging oftmals, wenn sie erregt sprach, an dies Büchergestell und puderte ihr bleiches Gesicht, trotzdem es des Puderns gar nicht bedurfte, es war so eine Angewohnheit und schien ihr wohl zu tun. Während der Unterhaltung liebten beide Dohrns sich mit Teetrinken zu beschäftigen, es wurde endlos Tee getrunken. Sie wollten die weimarischen Dienstmädchen gern daran gewöhnen, den Tee nicht draußen in der Küche aufzugießen. Sie wünschten ihren Samowar im Zimmer zu haben, um den Tee sich selbst zuzubereiten, bekamen ihn aber höchst selten, denn dieses fremdländische Wesen verstand keine weimarische Köchin zu behandeln. Der Samowar wurde die Ursache von Unruhen, Verzweiflungen, Dienstentlassungen und Mißhelligkeiten aller Art im Haushalt. Sie bekamen ihn einfach nicht, den Samowar, und wenn sie ihn bekamen, nur im desolatesten Zustande. Das blanke Messing mit den verzweiflungsvollen Fingerabdrücken der zornigen Köchin geschmückt, die Kohlen am Ausgehen oder so im Brand, daß sie das ganze Zimmer ausräucherten.

Der Samowar war schuld, daß Dohrns schon zweimal gerichtlich verklagt worden waren, einmal wegen fahrlässigen

Brandschadens vom Hausherrn, und einmal hatte Frau Dohrn sich an der Köchin vergriffen und hatte dieser eine Ohrfeige gegeben. Und doch war sie keine Russin, war in Deutschland aufgewachsen, mochte aber russische Traditionen im Blute haben.

Beide Dohrns sprachen ein reines weiches Deutsch, nur Alexander Dohrn hatte das rollende R, weil er in seiner Kindheit zuerst Russisch gesprochen. Er war aber in die deutsche Schule in Petersburg gegangen.

Das Ehepaar hatte etwas Kühles, Eigentümliches im Verkehr miteinander. Sie wurden aber warm, wenn es sich um Kunst, Literatur und allerlei Ergründungen handelte. Die Kinder kamen manchmal in den Salon, zwei reizende Mädchen und ein kleiner Bub. Es war ein sehr liebenswürdiger, höflicher Ton zwischen ihnen und den Eltern. Sie bekamen eine kleine, geistige Anregung vom Vater, eine kleine, liebenswürdige Ermahnung von der Mutter, ein Lächeln, ein Streicheln über die Wange. Sie unterhielten sich auch sehr wohlgesittet ein Viertelstündchen im Salon, die Unterhaltung wurde dann für kindliche Gemüter gestimmt.

Die ganze Familie aber hatte, in Gegenwart von Fremden wenigstens, kein scherzhaftes Wort füreinander. Sie lachten aber alle gern mit denen, die sie zum Lachen anregten. Das Lachen aber war etwas, was sie untereinander nicht hervorbringen konnten.

Isebies sagte zu Angelika Vogel: „Ich möchte wissen, ob sie ein Kind durchwichsen können, ob sie sich ordentlich satt essen, ob sie einen Spaß miteinander machen. Sie haben kein Nest.

Ich möchte wissen, ob sie sich wirklich einmal einen gemütlichen Kuß geben, wie Mama und Papa morgens beim Kaffee. Am Sonntag ist auch gar nichts bei ihnen los, nicht das geringste.

Und Kind möchte ich nicht bei ihnen sein, das wär' mir zu anders."

„Ach," sagte Angelika Vogel und dachte an vergangene Zeiten, „meinst du, überall müssen die Kinder so unverschämt ungezogen sein, wie ihr wart, als ich zu euch kam."

Nach dem Gespräch beim Sonnenaufgang hatte man Isebies eine Aufgabe gegeben. Sie sollte etwas beschreiben, und zwar ein Weihnachtsfest in Weimar, bei sich zu Hause oder bei andern, ganz wie sie wollte. Alexander Dohrn hatte gesagt: „Wir wollen doch einmal sehen, was sie zustande bringt. Auf Orthographie kommt's nicht an, aber sie soll alles so klar als möglich zu sagen versuchen."

Isebies war tief erregt, als ihr diese Aufgabe, die wohl gar nicht so ernst gemeint war, gegeben wurde. Eine Dankbarkeit sondergleichen erfüllte ihr Herz. Es war, als gäbe ihr jemand die Hand, um ihr zu helfen.

Sie saß zu Hause und träumte und grübelte und verwarf. Es kamen andere Gedanken, die sie viel mehr anzogen. Ihr ganzes Herz begann zu leben und zu blühen. Sie träumte nachts Wundervolles, und es war ihr, als wenn sie nur nach den Dingen greifen dürfte, damit sie ihr gehörten. Es war ihr, als wenn sie große herrliche Worte sagen konnte. Sie lebte vom Kopf bis zu den Füßen.

Ihre Seele war wie eine Flamme, aber sie entschloß sich nicht, ein einziges Wort niederzuschreiben. Alle Schönheit war dann fort, alles Leben ausgelöscht. Sie lief allein durch die Felder auf dem Horn, sie dachte an Lilly und Ottomar, und ihre Gedanken wurden zu Sehnsucht. Wenn es ihr schien, als hätte sie etwas Wundervolles empfunden, war es bei Licht besehen nur Sehnsucht nach ihren lieben beiden Kameraden. So kam nichts zustande.

„Nun, wie steht's?" wurde sie bei Dohrns gefragt. „Sind Sie wirklich eine so unfolgsame Schülerin?"

Da schaute Isebies auf, wurde dunkelrot, und Angelika Vogel sagte: „Ja, geben Sie ihr nur einen Aufsatz! Da werden Sie was erleben!"

„Aufsatz? Soll das ein Aufsatz sein?“ fragte Isebies hart. „Dann mach' ich ihn nicht!“

„Nein,“ antwortete Alexander Dohrn, „das soll kein Aufsatz, das soll eine Dichtung sein!“

„Pfui!“ rief Isebies. „Dann tue ich's auch nicht!“ Sie war zornig, ging in das andere Zimmer und sah durch die Scheiben. Alexander Dohrn trat ein. „Sie nennen alles so beim Namen, das ist zum Fürchten.“

Isebies verabschiedete sich bei allen und lief draußen in dem alten Weimar durch die stillen, spätherbstlichen Straßen.

Im November kam die Zeit, daß Alexander Dohrns Stück aufgeführt werden sollte.

Sie waren sehr erregt und beschäftigt und wenn Isebies und Angelika zu ihnen kamen, roch es nach Baldriantinktur.

Als endlich der Tag der Aufführung kam, hatte Isebies wie ein Neufundländer erschnuppert, daß Alexander Dohrn die Baldrianflasche bei sich trug, und wie ein Neufundländer wollte sie ihn schützen und sagte bellig: „Ach, lassen Sie die zu Haus! Jeder kennt Baldrian. Weshalb sollen denn die Leute alles wissen?“

Isebies war diesen Abend mit klopfendem Herzen in Frau Mutters liebem Theater; die roten Seidendamastwände leuchteten. Die Weimaraner waren gerade so behaglich wie an jedem Abend, die Sorgen waren hinter den Logentüren zurückgeblieben. Frau Mutter saß auch gemütlich in ihrem Sessel und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Alle Eigenbrodts waren da; aber Isebies schien der trauliche, tief rot leuchtende Raum wie ausgewechselt. Das waren keine harmlosen Gesichter, die da um sie her saßen, Gesichter, die nur zum Lachen da waren und ein bißchen zum Weinen, Gesichter, die man sich nur bei harmloser, gutartiger Beschäftigung vorstellen konnte und bei guten netten Mahl-

zeiten. Ganz gleichmäßig schienen sie zu Richtergesichtern geworden zu sein, zu kühlen, gleichgültigen Richtergesichtern, vor denen man sich fürchten mußte.

Wie schrecklich, dachte Isebies, es könnten ebenso böse Hunde da sitzen. Sie sind zum Fürchten.

Ein Mitleid sondergleichen überkam sie mit Dohrns. Niemanden hatten sie doch eigentlich als Angelika und die dumme Isebies. Und gelinde gesagt: Diese beiden waren soviel wie nichts, eigentlich kein Verkehr für Dohrns. Zwei Gänse, dachte Isebies. Eine Gans hat der andern nicht einmal das bißchen Orthographie beibringen können. Du lieber Gott. Sie hätte Dohrns ein ganzes Regiment starker braver Freunde gewünscht. Auf Eigenbrodts war auch nicht zu zählen — gar nicht.

Isebies hörte jedes Wort von der Bühne, mit tiefem Mitleiden, und es war alles so schön, so ergreifend. Und o Wunder! Keiner von den bösen Hunden rings umher zerrte an seiner Kette und wollte beißen, als der Vorhang fiel. Es ging alles ganz ordentlich. Es wurde applaudiert wie bei andern Stücken auch. Sie waren ganz ruhig, es geschah nichts Schreckliches.

Isebies warf einen Blick der Erleichterung in die kleine dunkle Loge, in der Dohrns saßen. Ihre Gesichter schimmerten bleich und unbestimmt hervor. Es waren dieselben länglichen Umrisse. Wie sie einander gleichen, dachte sie. Sie wußte es ja, das Stück war wunderschön. Wie gut kannte sie es!

Bei jedem Akt wurde mehr oder weniger geklatscht. In den Zwischenakten war eine rege Unterhaltung. Und zuletzt wurde Dohrn hervorgerufen. Er kam auf die Bühne, verbeugte sich dankend, sah bleich aus. Man sah ihm an, er litt. In Isebies regte sich wieder ein tiefes Mitleiden, daß er da auf der Bühne stehen und vor den fremden Leuten seine Verbeugung machen mußte.

Die waren schon längst mit ihrem Eindruck fertig, als sie sich draußen in der Garderobe ihre Mäntel umtaten, und dachten an ihr Abendbrot.

Von dem Abend nach der Vorstellung hatte sich Jsebies ein wundervolles Bild gemacht! Blumen, Champagner, Händedrücke, Glückwünsche, Künstler, Schauspieler, Reden, ein Rausch, ein herrlicher Rausch, und sie hatte gedacht: Jetzt wird er einmal ganz herzhaft vergnügt sein, ganz außer dem Häuschen und wird seiner Frau einen Kuß geben und sagen: „Siehst du, wer hat mir dazu verholfen? Wer hat mir so treu und gut beigestanden? Du! Nur du!"

In dieser erwartungsvollen Stimmung, wie vor einem großen Ereignis, stieg sie die Treppe zu Dohrns hinauf. Aber als sie eintrat — Alles wie sonst!

Keine Gäste! Kein Fest!

Ein einfaches Abendessen, wie immer hübsch hergerichtet. Der Samowar aber roch auch heute leider nach nicht ausgebrannten Holzkohlen.

Die ratlosen Griffe der Köchin waren auch heute auf dem blanken Messing in verzweiflungsvollen Fingerspuren zu sehen, den ganzen Gemütszustand des aufgeregten Wesens verratend.

Ein Gast nur schien anwesend, und ein steinerner dazu, und das war Alexander Dohrn, der Dichter, der während des Abendessens keinen Bissen anrührte, eine Tasse Tee nach der andern verlangte und sonst kein Lebenszeichen von sich gab.

Jsebies schaute ängstlich und mitleidsvoll auf Frau Dohrn.

Angelika Vogel plauderte etwas gezwungen, und schwerfällig wagten sich ihre kleinen Bemerkungen hervor, und es kam eine Unterhaltung zustande wie in einem Sterbehaus.

Sie erzählte, wie sehr das Stück Frau Eigenbrodt gefallen habe, und wie diese sofort die zwei Verse, die der Regisseur

eingeschoben hatte, bemerkt habe. Sie wußte lobende Urteile von allerhand Leuten. „Man kann sehr zufrieden sein", sagte sie mehrmals.

Frau Dohrn sah ihren Mann mit großen glanzvollen Augen an, ihre Blicke hingen an ihm. Es war, als wenn diese Blicke sagten: „So trägst du es also? Weshalb, mein Freund?"

Alexander Dohrn erhob sich, trank stehend seine Tasse Tee, unruhig ging er im Zimmer auf und nieder.

„Das war das erste und das letztemal!" sagte er kurz und kühl.

Da schaute seine Frau wieder wunderlich auf.

„Ich will nicht unter die Stümper gehen", das sprach er hart. „Wenn von der Bühne aus eine gewaltige Erregung über die Menschheit kommt, sie fortreißt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, — wer solch ein Feuer anfachte, mag sich berufen fühlen. Große Herrlichkeit! ich hab' vielleicht ein paar gelangweilten Frauenzimmern und ein paar Kartoffelbauern das Gähnen vertrieben. Gebrandmarkt! — Wenn du ehrgeizig sein willst, sei's für dich allein!" wendete er sich an seine Frau. „Sonntags stehe ich nicht gern am Pranger, meint das alte Weib."

„Wenn du ein uralt nordisches Königsdrama schreibst," antwortete Frau Dohrn, vollkommen gefaßt und Herr ihrer selbst, „dann erwarte doch nicht einen Weltenbrand. Greif' in das heutige Leben hinein! Nimm die wundeste Stelle!"

„Stümpere", unterbrach er sie, „daran herum! Wenn du wüßtest, was ich weiß! Was ich von Kunst weiß! Hände weg! Heut' lebt keiner, der sich daran wagen soll mit gutem Gewissen. Ekelhaft alles, alles, was sie heute Kunst nennen, Theaterkunst! Wenn sie den rechten göttlichen Ekel hätten, den heiligen Ekel, würde endlich das Schweigen eintreten und ein paar wundervolle, längst geschaffene Dinge würden allein aus dem Meer der Mittelmäßigkeit auftauchen,

und man wüßte, was Kunst ist. Dann vielleicht, dann vielleicht fände sich wieder einer."

„Dann müßte man ja die Theater schließen", sagte Angelika Vogel.

„Für die Abonnenten wäre das fatal", lachte Alexander Dohrn. „Einmal und nicht wieder, das gelobe ich!"

Eine ganze eigentümliche Kraft und Schönheit lag über diesem Menschen, der mit sich und seiner Kunst so streng ins Gericht ging.

In dem fast bartlosen, großgeschnittenen Gesicht leuchteten die Augen, die Züge schienen schärfer und noch reiner wie sonst.

„Ich könnte mir eins denken: Eine Zelle und einen Mönch, der sein Lebtag über einem Werke brütet, zeitlos, wie die alten Inder, einen Geist, der wie ein Kristall an sich selbst, an seinem Werke schafft, ruhmlos, ungekannt, still." Er stand ganz in sich versunken. Niemand wagte ein Wort. „Hanswurststimmung!" rief er heftig. „Gut, ich schreibe noch ein Stück — und noch eins — und noch eins — und noch eins! — Ich mache eine widerliche Gewohnheit daraus, ich bombardiere die Theater. Ich bin zäh und unabschüttelbar — fruchtbar wie ein Karnickel — immer ein neuer Wurf, der Ruhm der zudringlichen Ausdauer, der so wohlverdiente Ruhm bleibt nicht aus! Wer immer am Markte steht mit neuer Ware, von dem wird gekauft. Selbstverständlich! — Pfui Teufel!"

„So," sagte Frau Dohrn, „da wären wir ja am Ende. Herr Dohrn versteht's mit einem Wort, einen Felsblock ins Haus zu stellen, den abzutragen fünfzig Jahre nicht reichen.

Ich erinnere dich an deine Doktorarbeit."

„Es ist dasselbe."

Die Züge der eigentümlich schönen Frau bekamen etwas Undurchdringliches. Die Edelsteinaugen wurden wie blind,

und es war, als wenn sie ihren Blick nach innen und in die Vergangenheit richteten.

„Wir könnten ja," wendete sie sich wie geistesabwesend zu Angelika Vogel, „mit dem Abtragen des Felsblockes immerhin dennoch beginnen."

„Bemüh' dich nicht", sagte er kurz. „Ich wollte freilich, ich wäre auch einer von denen, die den Ekel vor Mittelmäßigkeit nicht kennen und eigene Mittelmäßigkeit zärtlich lieben und verehren. Frau Dohrn würde viel mehr Vergnügen haben."

Alexander Dohrn war von größter Unruhe an diesem Abend, ging von einem Zimmer ins andere, rief einmal nach Isebies. „Kommen Sie, sehen Sie!" Er stand an der offenen Tür des Kinderschlafzimmers. „Haben Sie je so etwas Gutes gesehen?" Er zeigte auf die Betten der schlafenden Kinder. Die lagen rosig warm und blond im süßesten Schlaf. „Das ist noch Frieden; sehen Sie nur! Wollte Gott, sie wären brave Bauernkinder. Die Erde ist unser gutes Recht, die wirkliche, schwere, fruchtbare Erde, unser Anfang und unser Ende. Wie schön, sein Lebtag mit ihr nah verbunden zu sein. Haben Sie einmal gesehen, wie urvornehm so ein alter rechter Bauer ist und so eine alte rechte Bauersfrau.

Die Renner nach Ruhm und Geld haben mit der schweren fruchtbaren Erde nichts zu schaffen, sind heimatlos und unruhig.

Senkt einer seine Wurzeln in die Herzen der andern, das ist auch gut — ist auch Erdenwachstum. So haben die Weiber zumeist ein gutes Leben; aber die Geldjagd, die Ruhmesjagd!

Gott hat mich davor behütet, der Ekel ist zu groß, zu widerlich! Nein, niemals! Frau Dohrn möchte mich anders, ich weiß es; aber mein Gott, niemand kann aus sich selbst heraus."

Angelika sagte auf dem Heimweg zu Isebies: „War das nun eine Ursache, die Flinte so ins Korn zu werfen? Er hat, was man einen schönen Erfolg nennt; eine Sünde, sich so auf dem Absatz herumzudrehen und der ganzen Geschichte den Rücken zu drehen. Die Frau dauert mich. Und wie wundervoll hat sie das Stück wieder und wieder gelesen, ist ganz darin aufgegangen. Heute hätte er mir gestohlen werden können."

„Heute hat er mir zum erstenmal gefallen", sagte Isebies. „Liebenswürdig fand ich ihn auch nicht. Er ist aber durch und durch ehrlich und unbestechlich."

„Mir tut die Frau leid", dabei blieb Angelika Vogel. „Hast du die angstvollen, trostlosen Augen bemerkt, mit denen sie ihn ansah?"

„Ja," sagte Isebies, „sie ist ehrgeizig."

Von der Aufführung des Stückes wurde bei Dohrns, trotz der ausgezeichneten Kritiken und trotzdem es auch über die Stadt hinaus verlautete, daß ein gutes Stück geschrieben worden sei, kaum wieder gesprochen.

Nur wenn Alexander Dohrn nicht zugegen war, sprach die zarte Frau mit derselben Hingabe und Leidenschaftlichkeit wie früher davon und hatte einen neuen Plan, zu dem sie ihn geneigt machen wollte. Sie nahm Angelika das Versprechen ab, ihr beizustehen.

Angelika aber verließ wenige Monate nach der Aufführung das Eigenbrodtsche Haus unter heißen Tränen. Isebies hatte eine gute Kameradin verloren, und in der Stunde, als diese abgereist war, um eine neue Stelle anzutreten, hockte sie sich in Angelikas leeren Kleiderschrank und weinte bitterlich.

Sie wurde jetzt daheim Sibylle genannt, wenigstens hin und wieder. Dohrns waren nach Angelikas Abreise gewissermaßen erst auf Isebies aufmerksam geworden, besonders Frau Dohrn. Sie lebten jetzt in einer ganz lebendigen

Geselligkeit. Durch die Aufführung waren sie bekannt geworden, und dadurch, daß er sein Stück von der Bühne zurückgezogen hatte, wurden sie beredet, denn die vom zweiten Abonnement waren auf die Aufführung neugierig und wurden enttäuscht. Auch die vorzüglichen Besprechungen taten das ihre.

Trotzdem aber alle möglichen Menschen jetzt bei ihnen verkehrten, Adel, Bürgerliche und Künstler, auch Liszt besuchte ihre Montagabende, standen sie doch niemandem nahe.

Zu Dohrns an diesen offenen Abenden zu gehen, hatte Heinrich Eigenbrodt seiner Tochter untersagt. Desto mehr aber hockte sie, wie sie es nannte, an den stillen Tagen bei ihnen. Die Kinder waren auch ganz zutraulich geworden.

In ruhigen Stunden daheim versuchte Isebies die einst von Alexander Dohrn ihr gegebene Idee auszuführen. Was ein anderer uns vorlebt, leben wir nicht selbst. Trotzdem Alexander Dohrn seine schöne Schaffensflamme zertrat, weil sie ihm nicht rein und groß genug erschien, stürmten und wirbelten in Isebies die Funken, und sie schrieb, trotzdem sie lieber etwas anderes geschrieben hätte, einen Weihnachtsabend in Weimar und nannte ihn wunderlicherweise: „Herzgesichts Weihnachtsabend."

Ängstlich brachte sie ihre Blätter in das Haus, in dem sie sicher war, daß sie dort wie eine gute Gabe begrüßt würden. Sie brachte ihre Blätter verschiedene Male mit, ohne den Mut zu finden, davon zu reden. Wie bangte ihr vor dem Mann, der mit sich selbst so streng verfuhr.

Wer Alexander Dohrn um eine Gefälligkeit bat, war fast sicher, daß er sie mit Herz und Seele erfüllte, wie die meisten einsamen Menschen, die froh sind, wenn sie von anderen aus ihrer entrückten Lage in das Leben gerufen werden.

Isebies Sibylle fand also auch das wärmste und bereitwilligste Entgegenkommen.

„Das ist gut! Das ist im Grunde genommen gut!" rief er erstaunt, als das Mädchen mit bebenden Lippen las. „Aber um Himmels willen, haben Sie denn auch die Kraft zu arbeiten?" fragte er wieder. „So ist's natürlich nichts! Denn wer hätte die Geduld, aus diesem Durcheinander den lebendigen Funken zu finden, der mitten darin steckt. — Wollen Sie arbeiten? So ein dummes Mädel! Verzeihen Sie! Das wird Ihnen natürlich gerade einfallen!"

„Ich will arbeiten", sagte Isebies Sibylle mit heißen Wangen.

„Arbeiten bis zum höchsten Maß der Kraftanstrengung, unerbittlich, unermüdlich wie die Natur, und wenn schließlich nichts als eine Gänseblume herauskommt?"

„Ja", sagte das gute Geschöpf in voller Kraft und Freude.

Nun ging Alexander Dohrn mit ihr streng ins Gericht und zeigte ihr die Unzulänglichkeit ihres armen kleinen Werkes. Er war unnachsichtlich. Ihr traten die bitteren Tränen in die Augen. Sie hätte ihm die Blätter aus den Händen reißen können. Er fand jede Zeile unmöglich und wie unmöglich! „Entweder — oder. Aushalten oder nicht aushalten. Bringen Sie mir die Arbeit in acht Tagen wieder. Ganz neu, ganz neu."

„Ja, mein Fräuleinchen", meinte Elise Dohrn und lächelte ihr Lächeln nach innen.

Isebies arbeitete daheim wie eine arme Seele. Las wieder mit bebenden Lippen und wurde wieder abgewiesen.

„Meine liebe Natur," sagte er, „das ist keine richtige Gänseblume. Eine Rose auch nicht, ein Veilchen ebensowenig. Streng, streng, unerbittlich streng gegen sich selbst sein."

So arbeitete das arme ungeschickte Kind zwölfmal ihr Werklein, erst beim elften Male, nach einem halben Jahr, sagte er: „Jetzt ist's die Knospe einer kleinen Blüte. Ich glaube

ein echtes Veilchen sogar. In Ihnen steckt ein kleines Stück schaffender Natur. Das nächstemal lassen Sie Ihre Blume aufblühen; aber wehe Ihnen, wenn Staubfäden, Stempel und alles, was ein Veilchen haben muß, nicht in Ordnung sind."

Sibylle war voller Dankbarkeit und Seligkeit, war so liebenswürdig, wie ein glücklicher Mensch es ist.

„Wie kann ich danken? Frau Dohrnchen, wie kann ich danken?"

„Kommen Sie so oft als möglich," sagte diese lächelnd, „und bringen Sie uns Fröhlichkeit mit. Helfen Sie mir ein wenig, nur lachen helfen Sie mir!"

„Ihnen helfen? Ich?" sagte Isebies Sibylle. „Was fehlt Ihnen?"

„O — o — o," sagte Alexander Dohrn, „wie sie fragt! Nicht wahr, es ist auf dieser Welt alles immer vollkommen in Ordnung? So ein Kind aus gutem Haus sitzt wie in einem Vogelbauer."

„Es tun sich manchmal mitten auf dem Wege Abgründe auf, mein liebes Sibyllchen Isebieschen, in die es nicht gut hineinschauen ist", antwortete Frau Dohrn.

„Sie sprechen rätselhaft", meinte Sibylle leise.

Frau Dohrn lachte grell auf.

Hatten Dohrns Sorgen? Was war das? Beider Gesichter sahen oft so sorgenvoll und angestrengt aus, dachte das junge Mädchen, und fühlte sich sonderbar erschauern wie vor nahem Unheil.

Gleich darauf kam der Tee, und es wurde geplaudert. Literatur und Kunst, tiefste Fragen des menschlichen Daseins — und Zigaretten!

Hin und wieder fielen Worte von merkwürdiger Prägung, aus der Tiefe leidenschaftlichen Erkennens.

Niegehörtes für Isebies.

Alexander Dohrn liebte, wie es schien, in solch unbürgerlicher Art zu denken.

Wie schwer mußte ihm sein geschäftliches Leben fallen, und dennoch sprachen seine Erfolge für eine starke Begabung zu diesem Beruf.

In der Art, wie die beiden Menschen sich zu jeder freien Zeit fast angestrengt unterhielten, lag etwas, als suchten sie Quälendes zu vergessen.

Diesen Eindruck hatte Isebies jetzt fast immer. Eines Tages sagte Frau Dohrn flüsternd zu ihr: „Herr Dohrn ist heute wieder einmal sähr nervös, schwär krank."

Sie sprach manchmal ganz unvermittelt mit einer merkwürdigen Betonung und Aussprache, als genügte ihr die gewöhnliche Sprechweise nicht.

In demselben Augenblicke ertönte über die Stadt hin die Sturmglocke.

Es brannte irgendwo.

Der Mann, der sich vor jeder Zugluft hütete und wirklich oft und besonders heute sehr angegriffen und überarbeitet aussah, riß das Fenster auf, um hinauszuhören. Die Sturmglocken klangen gewaltig und schaurig. Alles lief und rannte draußen.

„Hä! Hä!" schrie Alexander Dohrn in das Gerenn und Gelauf. „Wo brennt's?"

„Unten die Burgmühle!"

„Eine Mühle!" sagte er lebhaft, stürzte aus der Türe, kam mit Hut und Mantel wieder. „Ich gehe hin. Warte nicht auf mich!" und fort war er.

Sein Betragen war das eines unbezwinglichen Jungen gewesen, der nicht aufzuhalten ist. Das schmale Gesicht, das oft so müde und nervös aussah, war straff und voll Energie.

„Vordem alles gelöscht ist, kommt er nicht zurück!" Wieder

das seltsam nach innen gekehrte Lächeln der Frau, bei dem es Sibylle nie ganz wohl zumute war. Soviel Frau Dohrn auch plauderte, hatte sie dennoch etwas Unpersönliches, Schleierhaftes.

„Ach," sagte sie, „Isebieschen," dabei streckte sie die zierliche Gestalt auf dem zerrissenen, blauseidenen Sofa aus. „Was für ein Kindchen Sie noch sind. So klein." Sie zeigte eine winzige Größe an ihrem Finger, trotzdem Sibylle sie bei weitem überragte. „Ob Sie wohl jemand pflegen könnten, so pflegen wie eine junge Mutter ihr Kind, dann möchte ich von Ihnen gepflegt werden, das müßte ausruhen! Im Schoß der Erde ruht sich's wohl, wohl auch im Arm der Liebe", summte sie halb singend.

„Wann bringen Sie Ihre Arbeit nun zum letztenmal?"

„Bald", sagte Sibylle.

„Fürchteten Sie sich, wenn Sie mit mir auch zur Mühle gingen?"

Die Sturmglocken hatten wieder zu läuten begonnen, und schaurig klang es durch die dunkle Herbstnacht.

„Nein," sagte das Mädchen, „fürchten gibt's nicht."

„Könnten Sie für Dohrns etwas tun?" fragte die Frau, so etwas spielerisch verwöhnt. „Wenn Dohrns nun Sorgen hätten, denken Sie mal, würden Sie versuchen, Trost zu bringen? Würden Sie ein Engel sein und oft kommen, um zu zerstreuen?"

„Ja, gewiß. Aber was für Sorgen haben Sie?"

„Sorgen?" Frau Dohrn wiegte den Kopf. „Sorgen? Ein weiter Begriff. Denken Sie einmal für Dohrns, wie Sie für Ihre Kinderchen denken würden?"

Das war etwas viel verlangt von Isebies Sibylle.

„Dohrns sind müde — müde. Ach, was wissen Sie vom Leben? Aber voran, wenn Sie wirklich mit mir zur Mühle wollen."

Sie war in Angst um ihn, das fühlte Isebies. Trotzdem sie nach Hause hätte gehen müssen, ging sie mit Frau Dohrn zur brennenden Mühle.

Der Feuerschein am Himmel glühte, Stimmen und Laute, Prasseln, Toben, Läuten, Trompetensignale wurden greller und lauter, je näher sie kamen.

Frau Dohrn ging bebend an Isebiesens Arm, die leicht dahinschritt.

Jetzt sahen sie die Feuersbrunst vor sich, die uralte Mühle brannte lichterloh. Der steinerne Giebel ragte starr aus dem Flammenneste, sonst war alles Bewegung, Rasen, Glut und Rauch. Die Mehlvorräte stoben wie glühende Funkenströme in die Höhe. Und das ungeheure Sturmläuten setzte wieder ein.

„Nun ist er natürlich mitten darin, wo es am tollsten zugeht. Wir können ihn gar nicht finden. Wo er ist, dürfen wir nicht hin", sagte Frau Dohrn.

Und wahrhaftig, er war bei den Spritzen, er arbeitete mit. Isebies bemerkte ihn.

„Das kenne ich", sagte Frau Dohrn. „Er sucht Leben, Leben unter Menschen."

„Aber Sie haben ja jetzt Menschen", meinte Sibylle.

„So, so," murmelte sie, „ein paar Neugierige. Ich weiß es ganz genau, was ihn hierhertreibt. Und doch — doch — Er ist unmöglich für die Gemeinsamkeit. Er kommt aus Einsamkeit und zieht sich, und die zu ihm gehören, in Einsamkeit hinein. — Schicksal! Schicksal! Er denkt anders wie andere. Er handelt anders. Unheilbar weltfremd. — Und nicht zu verbinden mit bürgerlicher Welt."

Frau Dohrn hing ängstlich an des jungen Mädchens Arm, ängstlich und doch fest und sicher. Isebiesens Herz schlug. Sie hätte durchaus nach Hause gemußt, sie wußte, wie unliebsam ein Zuspätkommen daheim empfunden wurde.

Das Mädchen versuchte einige Male zaghaft loszukommen.

„Ei, Isebieschen, ich denke, ich denke, ein gewisser Jemand will Dohrns helfen?"

„Ja, aber was tun wir hier? Wir können doch hier nicht helfen?"

„Dann freilich müssen wir gehen." In Frau Dohrns Stimme lag ein solches Gekränktsein, daß es Sibylle ganz wirblig im Kopf wurde. Weshalb war Frau Dohrn gekränkt? Was dachte sie sich denn? Sibylle blieb. So erging es ihr in nächster Zeit oft. Ihr Gewissen trieb sie klar und deutlich nach Hause. Frau Dohrns sehnsüchtiges Verlangen und ihr eigener Wunsch hielten sie zurück.

Unruhe zog in ihrer Seele ein. Die zwölfte, letzte Umarbeitung ihrer kleinen Arbeit beschäftigte sie. Niemand sollte davon wissen.

Zu Hause wollte sie gut und brav sein. Sie wollte auch liebenswürdig sein. Alle waren es daheim. Die Zwillinge blühten in süßer Heiterkeit. Frau Mutter wurde mehr und mehr einem heiteren, guten Geiste gleich, den nichts mehr trübte, und Marie Sibylle, die Mutter, war so gut und besorgt, so ganz für alle lebend, sich selbst vergessend, und wenn der Vater ins Wohnhaus kam, wollte er volle Harmonie. Er verlangte von seiner Familie, daß sie ihn wie ein laues, sanftes Bad nach schwerer Arbeit umgab.

Und alles war, wie er wünschte.

Sibyllens Seele aber blieb geteilt. In Dohrns Haus hatte sie Pflichten übernommen. Dohrns waren gequälte Menschen, trotzdem Sibylle noch nicht sah, wo die Qual lag. Isebies Sibylle arbeitete, wie sie als Kind gespielt hatte, sah und hörte nicht vor Eifer. Da es am Tage selten möglich war, arbeitete sie nachts mit brennenden Wangen, und sie vollendete zu Alexander Dohrns Zufriedenheit ihr kleines Werk. Er lobte sie und sagte: „Der erste, der allererste Anfang ist gemacht." Isebies Sibylle ging leicht, wie auf Wolken,

vor Seligkeit, und sie dachte: Wer weiß, ist auch meine Seele ein Stückchen Erde, in der etwas wächst.

Sie ging, ohne es zu ahnen, den schweren Gang des Weibes, das nach geistiger Arbeit sich sehnt, nach geistigen Kräften und Gluten. Aber diese Sehnsucht des Weibes ist wie eine große Liebe, die kein Dach und kein Heim und keinen Herd hat. Bei Eigenbrodts hatte Isebies sich in ein schönes, ruhiges Ganze still und heiter einzufügen mit vollem Behagen, bei Dohrns ein sorgenvolles, noch in Dunkel gehülltes Schicksal vergessen zu machen, das sie nicht kannte, das niemand kannte. Sie sollte dort erheitern, zerstreuen, ermuntern, beruhigen.

Sie fühlte aber ein Meer von Kraft, das sie trug, leicht und schwebend trug. Ihre Jugend war wie ein Rausch und ihre Seele wie eine Flamme. Dabei war sie die Isebies noch immer, von der ihre Mutter gesagt hatte: „Sie ist ein ganzes Dorf braver und ungezogener Kinder.“ Ihr Betragen war oft sehr überraschend, besonders in Gesellschaften blickten die Zwillinge etwas besorgt, was Isebies Sibylle anzustellen beliebte; da war sie oft launisch und unberechenbar. Es steckte immer noch das böse Kind in ihr, das den Leuten Zettelchen mit allerhand Dummheiten an die Kleider steckte.

Hier nun Sibyllens kleine Geschichte, in der Frau Rauchfuß als Goethes Schatz Christiane vorkommt, in der ihr Onkel als Goethe erscheint und allerlei, was Gomelchen erzählt hatte, und die voller orthographischer Fehler steckte und voller Unzulänglichkeiten, die Alexander Dohrn ihr nachsah. Doch zeigt diese kleine Geschichte wohl auch, daß Isebies Sibyllens Seele tief wie ein Brunnen ist: Wehe, wenn solch ein tiefer Brunnen von Leid überquillt, und wehe auch, wenn solch ein Brunnen von Freude überquillt. Die Seelenbrunnen dieser Erde sollten nicht zu tief sein.

Es lebte einmal in einer hübschen kleinen Stadt vor einer Reihe von Jahren eine junge Person, und es war Weihnachten.

Die junge Person war ein schlankes Mädchen und hatte eine etwas breite Stirn und ein zartes schmales Kinnchen.

Die Schwestern sagten früher, als sie noch Kinder waren: Sie hat ein Gesicht wie ein Herz, und zeichneten sie, während sie ihre Schularbeiten machten, auf das Löschblatt, was dem Mädchen immer ein rechter Ärger gewesen war, denn wozu sollte sie gerade ein Herzgesicht haben.

Der Mann, der sie liebte, sagte es dann später den Schwestern nach und nannte sie auch manchmal „Herzgesicht". Das deuchte ihr aber aus seinem Munde ein sehr lieblicher Ausdruck, und sie hörte es nur zu gern — und hätte die Welt darum gegeben und noch einen Stern dazu, hätte der geliebte Mann heute, an diesem heiligen Tag, es wieder zu ihr sagen können. Das hatte aber gute Wege. Ihre Seele trug eine Wunde, die Entsagung geschlagen. Wer solch eine Wunde an sich selbst erlitten hat, wird mit Wehmut, ja mit Ehrfurcht von der jungen Person hören.

Sie war am Morgen des Heiligen Abends erwacht und hatte geträumt; ein schöner Garten, den sie gar wohl kannte, der die süßeste Freude gesehen, wäre öde und schaurig verwandelt worden. Die Rosen und die Sommerblumen braun und tot zur Erde gesunken und Zweige und Zweiglein beladen mit hellen gefrorenen Tränentropfen. Ein trauriger, toter Garten, nicht auszudenken wie traurig, und eingehüllt in einen weißlichgrauen kalten Nebel und bedeckt mit Schnee. Eine Welt für arme, sehnsüchtige Geister.

Und als sie sich auf ihren Traum besann, war's Wirklichkeit. Als der Schlaf und die Traumbefangenheit ganz von ihr abfielen, war's Wahrheit, der sie nicht entrinnen konnte,

bange, schwere Wahrheit. Der Garten lag wirklich kalt und tot vor ihrem Fenster.

„Wie ist denn die Welt?" dachte das arme Herzgesicht. „Wie kann man denn in solch einer Welt leben, in der starre Tränen an den Zweigen hängen, und in der das Herz so weh' tut?"

Früher hatte sie diese Welt zur Winterszeit ganz anders gefühlt. Diese Welt hatte nach gebratenen Äpfeln gerochen, der weiße, kalte Nebel hatte wie eine Decke über lieblichen Geheimnissen gelegen, das Herz war erfüllt gewesen von all dem seligen Tummeln in frischer, lebendiger Kälte, von Schneeballwerfen und Winterwonne. Wer hätte da an Rosen denken mögen!

O du seelenfreie Welt, die du nach gebratenen Äpfeln und beseligender Winterkälte duftetest. Und nach frischgebackenen Weihnachtsstollen. Und welch ein Huschen, Rennen, Laufen war damals in dieser Welt! Wie Glucken hatten sie unter den Flügeln alle etwas geheimnisvoll Ausgebrütetes!

Die jungen Leute tranken Tannenduft, der sich aus freien Wäldern ins Haus gedrängt hatte, der eigentlich nicht ins Haus gehörte. Fremd und geheimnisreich berauscht er die Herzen, die das ganze Jahr über durch nichts anderes wieder so zu erwecken waren.

Ja, und weshalb war denn nicht alles so wie einst? Es lief und rannte doch auch heute, was Beine hatte, in einer süßen, warmen Duftwolke, die von den frischgebackenen Stollen ausgeströmt wurde und bis in die schneebleichen Straßen hinausdrang. Und benahmen sie sich zu Hause nicht alle wieder wie Glucken, die etwas geheimnisvoll Ausgebrütetes unter den Flügeln bargen — und dufteten nicht auch die Tannen und erweckten Seligkeiten, die sonst das ganze Jahr hindurch schliefen?

Mag sein, daß alles so war, — aber nicht für das Herzgesicht und für alle jene nicht, die eine Entsagungswunde im

Herzen tragen, und für die Armen, Müden, Kranken und Sterbenden nicht. Unsere Erde ist für jeden, der da lebt, eine andere Erde.

So kam es auch, daß die junge Person das duftende helle Haus verließ, in dem alles so wichtig und selig dem Abend entgegengluckte, und daß sie hinaus in die kalte Dämmerung des schneeigen Winternachmittags flüchtete, und sie ging, wie die von neuem Schmerze Berührten gehen, wie die ohne Hoffnung, die in ihrem Herzen beten: Laß mich nicht den allzu Glücklichen begegnen, führe mich zu den Armen.

So ging sie durch die hübsche, kleine Stadt, zwischen den geschäftigen Leuten hin, an den hellen Läden vorüber, deren Lichter heute schon früh wie zarte, breite Strahlen in den dämmerigen Nebel fielen.

Die kleine hübsche Stadt war aber keine gewöhnliche Stadt, wie so viele Abertausende in Deutschland, in denen die Generationen leben und sterben wie die Pflanzen im Walde.

Das Herzgesicht ging durch die Stadt der großen Toten, durch die Stadt, in der die Toten leben, durch diese einzige Stadt, in der die Toten lebendiger sind als die Lebenden, in der sie auf der Straße zu gehen scheinen, in der jeder Fremde, der die Stadt besucht, zuerst nach den verlassenen Häusern derer, die längst verstorben sind, fragt.

Das stille Mädchen wußte gar wohl, in welcher wunderlichen Stadt es lebte.

In den anderen Städten nimmt jede Generation ihre Erinnerungen mit ins Grab, die vorhergehende Menschenwelt stirbt noch einmal mit. Alles geht schlafen. Hier aber war eine Generation lebendig geblieben, war noch in aller Erinnerung.

Der Weg führte das Mädchen in ein kleines, niederes Haus, durch ein verschneites Gärtchen. Der Schnee lag so schwer und dicht auf den halbwüchsigen Tannen, die längs des

Gartenpfades standen, daß diese sich tief geneigt hatten. Mit Mühe bog sie die Zweige zurück, um durch den stäubenden Schnee vorwärts zu kommen. Nicht viele mochten diesen Weg vor ihr gegangen sein. Welche Stille und Schnee-einsamkeit im heimlichen Garten.

In dem kleinen Haus, auf das der fast verschneite Pfad zuführte, brannte ein einsames trübes Licht und leuchtete einer armen vergessenen Seele, die in einem uralten Häut-chen wohnte und wie eine Maus aus den beiden Augen-gucklöchern in die Welt schaute. Und das arme verschrumpfte Häutchen war das einzige Überbleibsel jener großen ver-gangenen Menschenzeit, die längst vorübergerauscht war. Und das arme Häutchen lag auf einem schmalen Bett, und die kleinen Mäuseaugen lebten und funkelten. Ja, sie funkel-ten wirklich in aller Einsamkeit und Unbeweglichkeit.

Das Mädchen trat ein. Nichts regte sich. Nur ein helles dünnes Stimmchen rief: „Was kommt denn da?"

„Ich bin's nur."

„Wer ist das Ich?"

Da stand das Mädchen vor dem Bett.

„Du bist's, gutes Kind?" sagte das helle Stimmchen matt. Nach einem Weilchen: „Daß ich deinen Namen immer wieder vergesse und die anderen Namen auch — und du bist so gut!"

„Nenn' mich Herzgesicht", war die Antwort, — sie wollte das Wort aussprechen, als spräche es der, den sie liebte, sie wollte es hören. „Wie geht's denn?"

„Wie es einem geht, den der liebe Gott zu holen ver-gaß."

„Heute ist Weihnachten", sagte das Mädchen ...

„So, so — ich weiß, ich weiß." Ganz matt: „Was ihr so Weihnachten nennt."

Da nahm das Mädchen unter ihrem Mantel ein Sträuß-chen von Maiblumen und Veilchen hervor und legte es dem

armen Häutchen in die welken, kühlen Finger und eine Tüte mit allerlei Frischgebackenem auf das Deckbett.

„Wir hatten keine frischen Blumen damals — nein, — das gab's nicht. Wenn's Winter war, war's Winter", sagte das Stimmchen zittrig, kaum hörbar. — „Aber sonst — sonst, — da hatten wir mehr als ihr."

Der Strauß fiel der kleinen Alten aus der Hand. „Alle waren sie schon hier — alle. Wo sollen sie denn auch hin? Die Ehr' ist freilich zu groß; — aber die einzige bin nun doch einmal ich, — die noch da ist."

„Wer war hier?" fragte das Herzgesicht. — Sie wußte ja, wer dagewesen war. Sie hatte es in ihrer hoffnungslosen Sehnsucht nicht unter den robust Lebendigen aushalten können und war zu der uralten gelähmten Träumerin gegangen, die jeden Tag den lieben Tod zu kommen bat. Zu der, die nur mit Toten verkehrte, die die Namen der Lebendigen nicht behalten konnte, die die Lebendigen verachtete wie etwas, was sich unverschämt eingedrängt hatte, was nichts verstand und konnte, alles falsch anfaßte, Unnötiges trieb — und die Alte mit Neuerungen ärgerte. Das alte Häutchen war wie Frau Rauchfuß eine weitläufige Verwandte von Christiane Vulpius. Und alles lebte noch heute in ihr, — aller Ärger jener Zeit, — und alle Freude und Ehre und Schande und aller Hof- und Stadtklatsch.

Sie hatte die Ehrfurcht vor dem Goetheschen Haus, nicht die literarische, sondern die wirklich menschliche, urwüchsige der entfernten Verwandten. Sie hatte den Ärger noch heute auf Frau von Stein und ließ an ihr keinen guten Bissen. Sie kannte alles und wußte alles.

Sie erzählte unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit Klatsch und Geheimnisse, über die mancher Goethekenner schon seine Doktorarbeit gemacht hatte. Sie war eine kleine Flamme, die von dem großen Feuer jener Tage übrig geblieben war, und die heute den armen Falter angezogen

hatte durch ihr sehnsüchtiges Flackern nach Tod und Vergangenheit.

„Die Schüttchen, die sie jetzt dumm genug Stollen nennen," lispelte das Stimmchen, „waren zu meiner Zeit gerad' noch einmal so groß wie jetzt. Die Müllern drüben hat mir die ihrigen heuer gezeigt, als sie vom Bäcker kamen. 's war aber rein gar nischt! — Das hätt'n wir mal versuchen sollen, die Schüttchen unnötig 'rumzuschleppen! Wenigstens Frau Geheimerat Goethe ihre hätten sie nicht nur so zum Herzeigen zu mir 'reintragen können. Wenn eins wegen Schüttchen berühmt werden könnte, so wär's die Tante Christiane geworden. Überhaupt, wer da zuerscht kommt! Sie oder Er? Natürlich, Exzellenz wäre sie wegen der Schüttchen nicht geworden; aber ich habe immer gesagt: Die beste Frau für ihn, das war die Tante Christiane. Du lieber Gott, wie die Weihnachten gerichtet hat! Wie die feiern gekonnt hat, — davon macht sich keiner eine Idee jetzt mehr. Ich seh' sie noch vor mir. Ich war ein kleines Mädchen. Zwei Bäckergesellen hatte sie in der Küche vor'm Backtrog, — der war aus 'nem alten Eichenbaum. Wir sagten immer: nach Amerika könnt' eins d'rin überfahren. — Die Tante Christiane stand in der Küche und lachte, — und die Berge von Rosinen und Mandeln und Zitronat warf sie allemal selbst in den Teig und sagte allemal: ‚Jetzt kommt der Reichtum und die Kraft vom gelobten Lande über euch, ihr Gesellen!' Und mit einem schneeweißen Taschentuch wischte sie von Zeit zu Zeit den Bäckergesellen, die mit aller Kraft kneteten, den Schweiß von der Stirn. Und wie sie so dastand und die schwarzen Augen funkelten — und diese bloßen kräftigen Arme! — und so rund und stark, und ein Lachen, wie jetzt keins mehr lacht, — da war sie für keinen König auf Erden zu schlecht. Und die Gesellen schauten auf sie allemal. Ob sie jung war, ob sie alt war, das tat nichts zur Sache. Meine Tante war meine Tante! Die war lustiger als alles. Wie die die Treppe

hinaufflog, ohne Rast und Ruh, um jeden Tannenzweig; und jedes arme Kind, das ins Haus kam zu Weihnachten, empfing sie wie eine Mutter, — und was ein jedes von ihr bekam! In einem Zimmer saß sie und packte Paketchen für die Armen, und ein jedes sah aus wie ein Liebesgärtchen und war besteckt mit lauter Lustbarkeiten. Und sie lachte dabei wie ein Kind. Nie hab' ich so einen seligen Menschen geseh'n. Ich hab' ihr als Kind mal geholfen, gold'ne Sterne an woll'ne Röckchen zu stecken, — da kam der Herr Geheimderat herein und blieb in der Tür stehen und schaute ihr zu, wie sie sang und pfiff und behaglich hantierte, — und da hat's ihm wohl sehr schön gefallen. Ich hör' noch, wie er sagte — und seine Augen leuchteten nur so: ‚Ei du ausgelassenes Fett!' Und ich hab' damals gemeint, wie so Kinder sind, es sagt's der liebe Herrgott selbst zu seinem allerschönsten und lustigsten Engel, der für die ganze Welt Weihnachten macht.

Ja, und es war, als machte meine Tante Christiane für die ganze Welt Weihnachten. Ich weiß noch, sie hatte neue Weihnachtsschuhe an! Das waren himmelblaue Sammetsöckchen mit Katzenfell, und in denen lief sie lautlos durchs ganze Haus, denn gestört durfte der Geheimderat natürlich nicht werden. Funkeln und strahlen tat meine Tante Christiane vor Herzensfreude, — die hat nur der gekannt, der sie zu Weihnachten gesehen hat. Da war so viel Liebe drin — Gott verzeih' mir die Sünde — als in unserem Herrn und Heiland. Wenn sie unter dem Weihnachtsbaum stand und dem ganzen Hause bescherte, da ist kein Herz dagewesen, das ihr nicht zuflog.

Und wenn der Geheimderat noch so ein großer Dichter war, die Tante Christiane hätte er nicht beschreiben können und hat's auch nicht versucht. Aber wohl gewärmt mag er sich an ihr haben. Der liebe Herrgott hat es gut mit ihm gemeint, nicht weil er gar so berühmt geworden ist, sondern

weil unsere Tante Christiane bei ihm war, — da hat er wohl lachen können."

Die kleine Seele, die wie eine Maus aus den Augenguckllöchern schaute, hatte jetzt das ganze armselige Häutchen belebt und erwärmt. Es dehnte sich am eigenen Feuer. Ein Funke aus Tante Christianes Temperament glimmte in dem uralten Nichtchen, das der liebe Gott zu holen vergessen hatte.

„Schau, Herzgesicht, oder wie du heißt, wie hätte denn die Steinin je solche Lust ins Haus gebracht wie die Tante Christiane? Ach, geh' mir — niemals! Mir macht keine was weiß mit den vornehmen Weibsen. Für die kihleren Tage, da is eins schon besser dran mit den Frauen, die keine Vornehmheit drückt, die lachen können. Ich sage nischt gegen die Steinin, geliebt hat sie ihn, das muß wahr sein, und er sie auch. Davon wußte meine Mutter zu reden. Ich hab' sie nur gesehen in ihren alten Tagen im Park spazieren gehen; aber so ein bißchen sauer hat sie allemal drein geschaut. Meine Tante Christiane aber war Licht und Feuer im Haus. Und wenn sie allen Grund gehabt hätte, gegen ihren Herrn andere Saiten aufzuziehen, — ist das Licht und das Feuer drum nicht im Hause erloschen. Ei der Tausend! Siehste, Herzgesicht, oder wie du heißt, und heut' sind sie alle bei mir gewesen, — die Fürschtlichkeiten — und die großen Männer und die vornehmen Frauen, — und ich hab' meine Tante Christiane lachen gehört! — Und hab' Weihnachten gefeiert. Und wenn's ganze lebendige Weimar sich ereschpert (ein alter weimarischer Ausdruck), so was bringt ihr nicht zusammen, wie die Schatten ohne Haus und Hof und ohne Licht und Feuer.

Wie ich noch auf den Beinen war, da bin ich am Weihnachtsheiligenabend durch den Park gegangen und durch die Straßen, und da hab' ich so manches geseh'n, was mir nie über die Lippen kommen wird.

Der liebe Gott weiß, wo er unsere Seelen aufbewahrt; aber daß ihm die alten Weimaraner hin und wieder entwischen, — das ist sicher. Daß die ihres Schöpfers Erde geliebt haben, mehr als es gut war, das hat ein jeder sehen können. Jetzt is aber nischt ... auch rein gar nischt los."

Die Alte war matt geworden, das Sträußchen lag ihr unbeachtet auf der Brust, die Tüte mit Bäckereien sah so winzig aus, daß das arme Herzgesicht sich schämte, denn sie sah im Geiste Tante Christianes Schüttchen vor sich, in die sie die Kraft und den Reichtum aus dem gelobten Lande ausgegossen hatte.

Das uralte Häutchen sank wieder in sich zusammen. Die funkelnden Mäuseaugen erloschen, das Seelchen verkroch sich.

Als das Herzgesicht durch den verschneiten Garten ging und die schweren Zweige der halbwüchsigen Tannen auseinanderbog, um hindurch zu kommen, war ihr bang und sehnsüchtig zumute. An ihrer eigenen Sehnsucht trug sie und an der Sehnsucht der alten Weimaraner, denen das vergessene arme Seelchen am Heiligen Abend einst begegnet war.

Die Wege des stillen Parkes lockten fast vor dem kleinen Hause, und Herzgesicht betrat sie mit leichtem Schauer. Keine Menschenseele weit und breit — Schneestille —. Die kahlen Bäume ragten weich und nebelhaft in den grauen dichten Himmel hinein. Alles Leben im Städtchen, in den Straßen, in den hellen warmen Häusern zusammengedrängt, — hier kein Laut, kein Schritt. Hier störte sie nichts in ihren sehnsüchtigen, lebenabgewandten Gedanken. Hier feierte sie ihr Weihnachten. Ach, so anders wie sonst. Sehnsucht ist eine große, große mühselige Arbeit der Seele. Aber sie hätte nicht da gehen sollen, nicht in solche berückende Einsamkeit, die sie ganz mit ihrem eigenen Empfinden erfüllen konnte.

Schauer überrannen sie. Unheimlicher schien ihr die kleine, einsame Alte im verschneiten vergessenen Haus, unheimlich deren Schauen und Erinnern.

Ihr war, als wäre sie einem armen verlassenen Geist begegnet. Sie fühlte sich ganz wunderlich erschüttert. Nein, sie hätte nicht hierher gehen sollen. Und war es ihr nicht, als wenn leichte, zarte Schritte zögen — und zartes Bewegen um sie zu spüren sei?

Ach, die Alte hatte sie ganz behext, hatte sie in ihre Kreise gezogen. Sie mußte sich an alles süße, heiße Leben erinnern und danach sehnen, was fremde Seelen hier einst getrunken, wie feurigen Wein, wie Duft von Sommerrosen.

Sie trug die Erdensehnsucht fremder Seelen jetzt in sich. Vergänglichkeitsgefühl durchrann sie ganz und gar. Sie fühlte mit den Verstorbenen. Sie fühlte deren Vergangenheit und Geliebtsein, — ihr Lieben, ihre Erdenseligkeit, — deren Sommer und Winter, — ihre Weihnachtsfeste, ihr seliges Beieinandersein, ihr Behagen, ihr Lachen, alles Süße, was die Erde für sie hatte, und die weihevollen Vergangenheiten vieler, vieler Menschenseelen ließen sie leiden.

Die Weihnachtsglocken klangen tief und voll hoher Feier über die Wipfel der Bäume hin, erfüllten die ganze Luft. Die stille Erde begann wie mit dröhnenden Herzschlägen zu leben.

Jetzt lag die russische Kirche vor dem bangen Herzgesicht, das lange, heimische, altertümliche Haus, das mit vielen Augen in den alten Park hineinschaut. Dunkel das ganze Haus, in dem Charlotte Stein einst lebte, in dem sie ihre große Liebe gefeiert und gelitten. Helle strömt nur aus der hohen Glastür im Erdgeschoß, hinter welcher der Gottesdienst der griechischen Kirche gefeiert wurde. Eine Seelenmesse für die russische Fürstin, die hier einst regierte. Eine einsame Totenmesse wurde heute vom Geistlichen in dem großen, niederen Saal gehalten. Niemand war gekommen, ihr beizuwohnen.

Die Kirchensänger sangen schwerlastende, gewaltige, herzerschütternde Töne. Das einsame Mädchen sah durch die

geschlossene Glastür, wie der Geistliche im goldstrotzenden Ornate sich am Altar beugte und neigte, wie er wandelte, und der Gesang flammte auf und nieder, als bewege Sturm ihn.

Weh und Geheimnis, Grauen und Hoffnung. An den Stellen der Messe, wo das leise Schluchzen der Gemeinden im fernen weiten russischen Reiche die Kirchen durchzittert, kein Laut hier — denn niemand feierte diese Messe mit.

Draußen aber vor der Kirche stand ein armes Menschenkind, welches das Wissen der Vergangenheit trug. Alle Sehnsucht, die hier einst gefühlt wurde, von den lebendigen Toten, wogte auf.

Das war keine Totenmesse, die der Geistliche im goldstrotzenden Ornate und die Sänger der gewaltigen, geheimnisvollen Klänge hier feierten, das war eine Messe zur Erinnerung verklungener Liebesworte, zur Erinnerung verloschener, sonniger Seligkeiten. Und dem Herzgesicht war es, als hörte eine stille Geistergemeinde um sie her die schmerzvolle Erdenwonnenmesse mit ihr, die gewaltigen Klänge, die auf ihren breiten Fittichen das Weh der Vergänglichkeit in die Weltennacht hinaustrugen, einem geheimnisvollen Ziele zu.

Da dröhnten die Weihnachtsglocken wieder mächtig über die Einsamkeit hin, als schlüge das Herz der Erde, und verkündeten das heilige Fest des Erlösers für diese Welt, die des Trostes so sehr bedarf für Lebendige und Tote.

Und in ihrer Seele erschauerte das Herzgesicht und erkannte auch den Erlöser, der die unermeßlichen, wundervollen Klangfittiche geschaffen, die das große Erdenweh der Vergänglichkeit geheimnisvoll erlösend emportrugen.

O, ihr Erlöser dieser Erde, voller Dank sollen die Menschen eure Feste feiern.

Das Haus der kindlich Starken, in dem die neue Generation nach dem Leben greift

Der lustige Zwilling Biwi erwischte den Vater eines Tages, als er zu seiner Frau sagte: „Was meinst du, haben wir die Pflicht, irgendwie uns danach umzuschauen, daß sich unsere Kinder verheiraten?"

„Nein," antwortete Marie Sibylle, „Gott bewahre."

„Soviel ich weiß," meinte Heinrich Eigenbrodt, „tun das manche Eltern und halten es für ihre Pflicht."

„Mag es tun, wer da will, ich finde es ungehörig. Wenn Gott es ihnen bestimmt, werden sie auch ohne unser Zutun glücklich."

„Ja, und außerdem habe ich meine Töchter nicht für fremde Leute erzogen. Wenn sie klug sind, bleiben sie überhaupt bei uns."

„Das will ich nicht sagen," antwortete die Frau; „aber keinesfalls haben wir die Pflicht, in dieser Weise, wie du sagst," — nie hätte Marie Sibylle ausgesprochen, um was es sich handelte — „für sie zu sorgen."

„Gottlob!" meinte Heinrich Eigenbrodt. „Denn beim eigenen Unglück behilflich sein, ist viel verlangt."

Marie Sibylle lächelte.

Sein teuerstes Gut war Heinrich Eigenbrodt kein sicheres Gut. In seiner hausväterlichen Harmlosigkeit bemerkte er zwar nicht, wie trotz aller gegenseitigen Liebe sein Bestes unaufhaltsam von ihm fast unbewußt fortstrebte.

Die Mädchen hatten ihre Verehrer, die Heinrich Eigenbrodt vollkommen scherzhaft nahm; da war keiner, den er wert hielt, daß eine seiner Töchter ernstlich sich nach ihm umsah, eine seiner lieben, hübschen, guten Töchter nach so einem dummen Kerl!

Sie waren alle drei, jede in ihrer Art, natürliche, frische Geschöpfe und verkehrten mit jungen Männern wie mit Brüdern, besonders die Zwillinge.

Viel junges Volk ging bei Eigenbrodts ein und aus, Mädchen und junge Männer, und von diesen war jeder sicher, vom Hausherrn nicht für voll angesehen zu werden.

Fest aber war beschlossen, daß keine der drei Töchter einen gewissen Vetter Eigenbrodt heiraten dürfte, der Leutnant in Weimar war. Das wurde allen drei Mädchen einfach gesagt, und damit war die Sache erledigt.

Ja, als die Eltern verreisten, wurde Frau Mutter und der ungefährliche Vetter als Wächter des Hauses eingesetzt, außerdem der Sohn eines Eigenbrodtschen Freundes, der drüben im Geschäftshaus tätig war. Diese drei teilten sich gewissenhaft in den Wächterposten.

Es war in dieser Zeit Sommermitte, die Gemüter leicht und heiter, das Laub dicht und dunkel, die Rosen im Garten standen in voller Blüte.

Die Mahlzeiten konnte man in der großen Laube einnehmen.

Frau Mutter präsidierte, der Vetter und die drei Cousinen saßen und plauderten und lachten, und zur Abendmahlzeit kam Friedrich Merk noch aus dem Geschäftshaus herüber, um nach dem Rechten zu sehen. Eine Freundin der Frau Mutter erschien auch aus diesem Grunde, eine alte heitere Frau, die mit Vorliebe, wenn sie eintrat, sagte: „So sind wir wieder, gottlob, alle beisammen, young and elderly people," und heut sagte sie noch: „Da sitzt ihr ja mit euren Vätern! Deshalb muß ich der Frau Mutter Gesellschaft leisten, denn so viel Jugend, da fühlt sich ein einzelnes altes Leut' ganz verlassen."

Frau Mutter aber hatte mit Freuden ihre junge Tafelrunde überblickt. Gewöhnlich erschien auch noch ein Jurist, Hans Zerzog, der sich in Biwi gründlich verschaut hatte, ein fideler, witziger Mensch; sein Vater war ein großer Herr im Ländchen. Hans Zerzog aber war das wunderlichste Gemisch von allen möglichen Eigenschaften, hatte ein großzügiges, gutgeschnittenes Gesicht, eine kleine, äußerst lebendige

Gestalt, humoristische Bewegungen und drollige Rokokohände, die zu seinem Renaissancegesicht nicht recht paßten, war schlagfertig, witzig, gewandt, mit einemmal fast unbeholfen.

Seine Natur schien nicht besonders fleißig ineinander gerührt zu sein. Großväter, Großmütter, Mütter, Väter, Urgroßmütter und Urgroßväter, die Frau Mutter alle gekannt hatte, lagen bei ihm, zeitweilig wenigstens, in heftiger Unterhaltung.

Wenn er etwas besonders Witziges sagte, meinte Frau Mutter: „Das war der alte Haase, das ist ein geistreicher, drolliger Mann gewesen;" beklagte sich ihre Enkelin, daß Hans Zerzog wieder einmal ungezogen und hanebüchen war, meinte sie: „Das war einfach der alten Häsin ihre Mutter, da kann er nichts dafür." Erzählte jemand: der junge Zerzog sei doch ein witziger, immer amüsanter junger Mann, meinte die Frau Mutter: „Das hat er von dem Franzosen, der in die Familie einheiratete;" wurde er im allgemeinen gelobt, meinte die Frau Mutter wieder: „Ja, so ist sein Großvater mütterlicher Seite gewesen, ein Prachtmensch, und ich hoffe nur, der junge Zerzog nimmt sich den ganz besonders zu Herzen und läßt ihm die Oberhand."

Der junge Zerzog und das Hanswürstchen Biwi standen sich vortrefflich, zankten sich, versöhnten sich wieder, waren immer zum Gaudium der übrigen miteinander beschäftigt. Sie gaben ein drolliges Liebespaar ab und waren heute wieder einmal, wie schon oft, beim Abendessen ins Streiten gekommen; die kleine prächtige Person hatte der Tischgesellschaft auseinandergesetzt, daß sie nur einen Mann heiraten würde, der genau wie ihr Vater sein müßte, von früh bis abends tadellos gekleidet, in jeder Gewohnheit vornehm, groß und nobel in allen Dingen, und der sich Eau de Cologne ins Waschwasser gösse. Darauf sagte Hans Zerzog: „Gäb's Durchleuchtungen für solche Hirnchen, würde man im reizen-

den Hirnchen von Fräulein Biwi natürlich alles mögliche Entzückende finden, aber viel, sehr viel — Hirngespinste — und große Rosinen." Er war hübsch zornig auf den Geschmack seiner Angebeteten, denn alles, was sie an ihrem Vater gerühmt, waren nicht gerade seine eigenen hervorragenden Eigenschaften. Er hatte einen gewissen Zug zum Kleinbürgerlichen, den er sehr achtungsvoll behandelte. Die Lacher aber bekam er durch seine witzige Antwort auf seine Seite.

Die kleine Weltdame aber bemerkte, zu dem verbotenen Vetter gewendet: „Wenn die Eltern sich nicht beeilen mit dem Wiederkommen, stehe ich nicht dafür, daß sie die beiden Streitböcke als verlobtes Paar wiederfinden." Der verbotene Vetter seufzte, denn sein Vateramt hier im Hause war kein leichtes, wenn man bedenkt, daß die kleine Weltdame das reizendste Geschöpfchen war, das einem Vetter je vor die Nase gesetzt wurde.

Wem eigentlich Friedrich Merk von den drei Mädchen sein Herz zugewendet hatte, wußte niemand so recht, Frau Mutter ausgenommen, der er manchmal klagte, daß es Fräulein Sibylle so merkwürdig verstünde, einem unter den Händen zu verschwinden.

Ja, das verstand Isebies aus dem Fundament: mit Liebenswürdigkeit zu überschütten und dann, hast du nicht gesehen, so wirst du sehen — fort.

Ach, und was den andern wie ein Taschenspielerkunststück erschien, das Sichunsichtbarmachen, war eine gar schwere Kunst. Sie war so bemüht, jedem, der ein Recht auf sie hatte, zu geben, was sie geben konnte, und lebte wie in verborgener Ekstase. Sie wollte alles tun, alles leisten, was man von ihr verlangte; aber in kürzeste Zeit gedrängt, denn sie kam sich vor wie eine Katze, die ein Nest mit Jungen hat, das sie niemanden verraten will.

Bei ihren Freunden war wirklich Sorge eingekehrt, auch

für die junge Sibylle ganz deutlich. Sie arbeiteten gegen ein böses Schicksal, einen Vertrag, den Alexander Dohrn seinerzeit mit jener Bank gemacht hatte, die Besitzerin des alten geographischen Instituts war, das er leitete. Damals jung und unerfahren, hatte er sich mit diesem Vertrag eine Schlinge über den Kopf gezogen, und nun lebte er in dem nervös machenden Bewußtsein, nicht frei zu sein und ohne große Verluste sich nicht frei machen zu können.

Beide Dohrns reisten seit Jahren von Sachverständigen zu Sachverständigen, von Autorität zu Autorität, um einen juristischen Ausweg aus dieser Gefangenschaft zu finden.

Frau Dohrn selbst weihte Sibylle in diese Sorgen ein, und das junge Ding saß wie erstarrt vor solchem Vertrauen.

Es war der erste Lastwagen des Lebens, der ihr aufs Herz fuhr.

Das Vertrauen Frau Dohrns steigerte sich. Die junge Sibylle bekam von ihr zu allen Tageszeiten kleine dreieckige graue Briefchen, die Biwi Isebiesens Mäuse getauft hatte.

Diese Briefe setzten Sibyllens Mitgefühl in Flammen.

„Wie ein armes krankes Kind von seiner Mutter, hänge ich im Augenblick von Ihnen ab", schrieb die wunderliche Frau an das Kind, das vom Leben noch nichts wußte. „Kommen Sie, kommen Sie, Engelchen, Sie tun so wohl! Isebieschen, wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten!

Ach, lassen Sie uns plaudern, lassen Sie uns Herrn Dohrn auf andere Gedanken bringen. Verlassen Sie uns nicht.

Ihre Elise."

Sibylle war geehrt und glücklich, daß Menschen sie brauchten, sie wirklich notwendig hatten. Nun wußte sie doch auch, weshalb ihr Gott ein so wundervolles Kraftgefühl in die Seele gesenkt hatte. Wie schön das Dasein war! Tagsüber war sie voll Leben und Lebensglut, sie hatte allerhand schöne frohe Arbeitspläne, die ihr das Herz schlagen ließen. Sie

sang, sobald sie sich allein fand, war liebenswürdig und froh, und nachts träumte sie wundervolle Träume.

Eines Tages, am Nachmittag, als die Familie plaudernd im Wohnzimmer saß, die jungen Leute zugegen waren, das lustige Pärchen Hans Zerzog und Biwi zum Genuß der andern immer von neuem Streit miteinander suchten, denn ihre gegenseitige Liebe schien noch nicht so recht in Form gekommen zu sein, sagte Heinrich Eigenbrodt zu Isebies: „Heute, mein Kind, dürfen wir uns doch auch einmal wieder an deiner Gegenwart freuen, ohne daß fremde Menschen ihre Hände nach dir ausstrecken. Sie scheinen heute die Gnade zu haben, dich uns zu lassen."

Isebies schwieg. Nie in ihrem Leben hatte sie ihren guten Vater spöttisch sprechen hören. Es trieb ihr das Blut zum Herzen; wie fremdartig hörte sich das an? Was war das? Wie kam das? War sie wirklich so oft bei Dohrns? Sie wußte gar nicht recht ... Wie im Traum war's ihr zumute.

In diesem Augenblick brachte das Zimmermädchen eines der grauen dreieckigen Briefchen. „An Fräulein Sibylle", sagte das Mädchen.

„Wieder 'ne Maus", rief Biwi mitten im Schwätzen und Lachen. „Diese dummen Mäuse immerzu."

Isebies wagte den Brief nicht zu öffnen.

„Es wird auf Antwort gewartet!"

Dunkelrot öffnete nun Isebies Sibylle das Zettelchen und las:

„Kommen Sie, liebes Engelchen Sibylle. Es gibt allerhand zu helfen und zu plaudern. Haben Sie Dohrns vergessen? Geht's Ihnen gut? Ja — ja! Bringen Sie Ihre Arbeit. Wer plaudert so gut die Sorgen fort? Wer wohl?

Ihre Elise."

„Sagen Sie, daß ich nicht kommen kann", wendete Sibylle sich an das Mädchen.

Das arme Kind war tief erregt. Wußte denn Frau Dohrn nicht, wie schwer das alles war?

Oft war es Sibylle schon erschienen, als könnte Frau Dohrn sich die Dinge gar nicht vorstellen. Konnte sie denn nicht so ein Briefchen mit der Seele verfolgen, war sie nicht imstande, sich zu vergegenwärtigen, wie es mitten im Kreis der Familie ankam?

Konnte sie sich nicht denken, daß alle darüber die Köpfe schüttelten, daß eine nicht mehr junge Frau so stürmisch nach einem jungen dummen Ding verlangte?

Irgend etwas fehlte.

Das war in Sibylle wach wie eine leichte Mahnung, auf die sie nicht hören wollte.

Sie ging an diesem Nachmittag nicht zu Dohrns; aber wunderlich, daß ihr dieser Entschluß keine Ruhe brachte.

Sie sah im Geiste Frau Dohrns vorwurfsvolle Augen auf sich gerichtet, und wieder empfand sie das tiefste Mitleid.

Sibylle schämte sich fast, daß sie Frau Dohrn etwas bedeutete. Ach, Freunde sollten sie haben, starke, kluge Freunde, denen sie sich vertrauen konnten!

Wie gern hätte sie ihren Vater gebeten, zu raten und zu helfen, wer weiß, ob der nicht einen Ausweg gefunden hätte. Heinrich Eigenbrodt aber verhielt sich in letzter Zeit immer abwehrend gegen Dohrns, und Sibylle konnte sich nur einen wahrhaft treuen Freund diesen Menschen gegenüber vorstellen. Einer, der sie nicht liebte, würde sie auch nicht verstehen, würde nicht begreifen, daß Alexander Dohrn die Gefangenschaft unter den beengenden ungünstigen Bedingungen in diesem Geschäft als unerträglich empfand, trotzdem alles brillant ging, die Bank zufrieden war und die Einnahmen nichts zu wünschen übrig ließen.

Auch über das blauseidene zerrissene Sofa, das noch immer nicht überzogen war, hätte wohl jeder die Achseln gezuckt und noch über manches, was nicht so ganz ordnungs-

gemäß aussah. Die vielen Bonbons und der desolate Samowar und die tiefen Seufzer Alexander Dohrns. Denn welcher Mensch in Weimar seufzte so und sagte: „Welt — Welt —! Eine Welt für Kinder und Teufel!" Und wenn man fragte, wie man in Weimar fragt: „Na, wie steht's Befinden?" und zur Antwort bekam: „Vortrefflich, erhaben, auf einer Welt, wo einer den andern frißt, auf der die Nahrung lebt, ganz ausgezeichnet!"

Ach, wenn er doch nicht so antworten wollte, dachte Isebies Sibylle, wenn er doch ganz einfach sagen würde: Danke, ganz ordentlich, wie alle nicht jungen Leute in Weimar antworten, wenn man sie nach dem Befinden frägt. Sie selbst erschrak nicht mehr vor solchen Antworten — gar nicht. Es erschien ihr natürlicher, natürlicher wie: Danke, ganz ordentlich, oder etwa: Danke, so so, la la. Aber sie wußte auch längst, daß einer den andern auf Erden frißt, daß jedes Geschöpf in Todesangst lebt, nur die bürgerlichen gebildeten Leute wußten das nicht, solange es ihnen gut ging und sie sich sicher fühlten. Und wenn es ihnen nicht gut ging, sagten sie es freilich auch nicht. Und das fand Sibylle doch sehr anständig von ihnen. Schade, daß Alexander Dohrn sich nicht so betrug wie die andern. Er erschwerte sich das Leben damit. Ja, ihm war es gleich, ob die Weimaraner sein Fläschchen mit Baldriantinktur schnupperten. Das mochte sie nicht an ihm, hätte es fortgewünscht, denn er war ein so guter Mensch und klüger wie alle andern, und durch diese dummen Schrullen gab er sich den Mäulern der Leute preis. Und wer mochte auch auf einer so unverschleierten Welt leben! Sibylle sah darin ganz klar und liebte das tief verschleierte Leben, das die Eigenbrodts führten, das so schön und liebevoll und ganz aus Rücksicht füreinander gewoben war. Aber in Dohrns Haus hörte sie Dinge, die ihre aufhorchende Seele staunen ließen.

Bei Eigenbrodts sprach man nicht vom Tod, nicht von

Liebe, nicht von tiefen Fragen des menschlichen Lebens. Von elementaren Dingen wurde überhaupt nicht gesprochen, nur von bürgerlichen.

Dohrns standen aber fast ohne alle Bürgerlichkeit den Dingen gegenüber.

Und so war Sibylle oft erschüttert von Worten und Gedanken, die sie dort aufnahm, und die so viel älteren und abgehärteten Dohrns konnten sich in eine derart behütete zarte junge Seele kaum mehr hineindenken.

Alexander Dohrn hatte ganz recht gehabt, als er Sibylle einst sagte: er käme aus einer traditionslosen Urwelt.

Für ihn war seine Welt eine starke, freie Welt, in der er aufgewachsen. Isebies Sibylle aber trat wie mit bloßen Füßen und bloßem Herzen in sie ein, wie aus einem warmen Stübchen in Sturm und fremde Morgendämmerung.

Wie sehr war Heinrich Eigenbrodt eines Morgens erschreckt, als alle zur Andacht früh am Kaffeetisch versammelt waren; die Wintersonne schien freundlich zum Fenster herein, Behagen und Seelenfrieden seines Hauses umgab alle schön und sanft; die Kaffeekanne stand blitzend auf dem alten messingenen Wärmer, das Meißener Porzellan glänzte, die Butter war von zartestem Goldgelb und duftender Frische, die Gesichter der Anwesenden ruhig ausgeschlafen, gebadet und gesund, — als Isebies, eben da Heinrich Eigenbrodt einen Abschnitt aus der Bibel vorlesen wollte, die Arme auf den Tisch legte, den Kopf darauf und schluchzte. Ihre ganze Gestalt bebte und zuckte. Heinrich Eigenbrodt blickte auf. „Was ist ihr denn?" fragte er seine Frau, denn es war nicht seine Art, in solchen Fällen direkt mit den Kindern zu verkehren. Er brauchte dazu gewissermaßen Marie Sibyllens Hilfe, wie der Herr Jesus Christus die Maria braucht, um mit seinen Sterblichen zu verkehren.

So wenig wie der Vater sich Isebiesens ungewöhnliches Benehmen erklären konnte, wußte Marie Sibylle es zu deuten, und alle waren erschrocken, als Isebies auf öfteres Fragen nur ihr verschlossenes Siouxindianergesicht zeigte und endlich sagte: „Jeden Morgen vor einem Abgrund stehen kann ich nicht, schon so vor dem Frühstück."

„Vor welchem Abgrunde?" fragte Heinrich Eigenbrodt.

„Vor der Morgenandacht", antwortete Isebies ganz hilflos.

Heinrich Eigenbrodt klappte das Buch heftig zu.

„Wie kann das möglich sein?" fragte Marie Sibylle sanft und ruhig. „Solltest du den Sinn der stillen Stunde am Morgen nicht verstehen? Wir sollen an Gott denken, wenn wir den Tag beginnen, und da das Leben zerstreut, sind wir dem guten Vater dankbar, wenn er uns dazu Zeit und Muße gibt."

„Wenn das so einfach wäre, an Gott zu denken", antwortete Isebies herb.

„Ja, wo ist die Einfachheit unseres Kindes hin?" Heinrich Eigenbrodt schüttelte schwermütig den Kopf. Mächtiger sagte er: „Wer wagt es, in unser Haus einzugreifen? Wer wagt es, das Wesen unseres Kindes anzutasten?"

Heinrich Eigenbrodt stand erregt auf und verließ das Zimmer.

Isebies saß schuldbewußt vor ihrer Tasse. Alle schauten mit großer Befremdung auf sie, und das Frühstück wurde schweigend und bedrückt eingenommen. Mit einem tiefen, ratlosen Seufzer trat Heinrich Eigenbrodt wieder ein und vergrub sich hinter seinen Zeitungen.

Wenige Tage nach dieser Szene erhielt Isebies Sibylle von ihrem treuen Freund, dem Pfarrer und Dichter bei welchem sie konfirmiert worden war, einen guten, liebevollen Brief. Die Eltern hatten sich in ihrer Sorge an ihn gewendet.

„Liebe Isebles Sibylle!

Ich habe mit Betrübnis gelesen, daß Deine Eltern um mein teures Kind besorgt sind. Zunächst muß ich Deinem Vater recht geben, Du mögest, wie das in Deiner erregbaren Natur liegt, den Verkehr bei Dohrns übertrieben haben, und hast sicher über dem fremden Haus das Elternhaus vernachlässigt, dem Du nach Gottes Ordnung zuerst angehörst, und dem Du unendlich viel zu danken hast. Daß Du der Ansprache und Aussprache bedarfst, weiß ich. Aber dazu ist ein so ausschließlicher Verkehr nicht nötig. Du mußt ruhiger werden und klarer über das, was Du willst und sollst. Dein Gemüt ist wie ein See, der fort und fort von Stürmen aufgewühlt wird, auf einem solchen See kann sich der Himmel nicht spiegeln. Kennst Du denn den Gewaltigen nicht mehr, der die inneren Stürme so gut beschwichtigen kann?

Suche, liebe Sibylle, in diesem Leben nicht, was dieses Leben nicht bieten kann. Wir können und sollen nicht immer in hohen Regionen leben, auch nicht vor allem uns, sondern vor allem anderen leben. Bezwinge dich und lerne erst tagelöhnern, auch dann, wenn Du eine Kunst treibst. Ich meine, arbeite auch da, wo Du nicht gerne arbeitest.

Vorerst aber tritt Deinem lieben Vater recht nahe, diesem gütigen, prächtigen Menschen. Er vor allem ist Deine natürliche Stütze und sicher Dein bester Ratgeber. So darf es nicht fortgehen. Du betrübst Deine Eltern, machst ihnen Sorge.

Ich kenne Deine Dohrns nicht, um ein Urteil zu fällen, ob die Luft dort für Dich gesund ist. Laß das Deine Eltern beurteilen. Ich habe nur den herzlichsten Wunsch für unser liebes Kind Sibylle, daß es in sich zu Ruhe und Klarheit kommt, und daß mein teures Kind den alten göttlichen Kinderglauben heilig im Herzen hält. Dein alter Freund sagt Dir: Dieser Glaube in seiner unergründlichen Einfalt ist größer und tiefer als alle Weisheit der Menschen. Er ist eingepflanzt in unser Herz. Es besteht nicht ohne ihn. Wenn Menschen-

weisheit ihn vertreiben will, so hat eine Bettlerin eine Königin vertrieben.

In Liebe und Treue

Dein alter Freund."

Isebiesens Herz wurde schwer und schwerer, während sie diesen guten Brief las. Wie wunderlich, sie war so besten Willens, und es war, als könnte sie nicht handeln, wie sie wollte. Daß die Eltern sich an ihren alten Pfarrer gewendet hatten, tat ihr wohl und weh. Sie sah sein braves, tapferes Gesicht — ja, er war nicht mit ihr zufrieden. Er wollte sie aufrütteln. Niemand war mit ihr zufrieden. Wie kam das nur? Weshalb konnte sie nicht leben wie die anderen? Kurz nachdem sie des lieben Pfarrers Brief gelesen, schrieb Frau Dohrn:

„Liebe, gute, dumme, kleine Isebies?

Wie schlecht Sie von mir denken. Trauen Sie mir wirklich zu, daß ich unsertwillen der Isebies ein Stündchen Unbehagen wünsche? Wie schlecht denken Sie von Frau Dohrn, o schlechte Isebies! Sie schreiben mir von der Szene am Morgen. Sie kommen tagelang nicht. Was fällt Ihnen ein! Das war Ihres Vaters Ernst nicht! Kleine närrische Isebies. Glauben Sie, ich will Ihnen Ihren Glauben nehmen? Wie denn? Haben wir je über Glauben gesprochen? Ihr Gewissen ist unruhig? Weshalb? Jedes junge Geschöpf in Ihrem Alter hat seine Glaubensnöte. Kommen Sie nur, wenn Sie kommen wollen, ganz selbstverständlich nur, wenn Sie wollen, wenn es Sie hergezogen, wenn es Ihnen so scheint, als wäre es hübsch so. Kommen Sie, bis Sie wieder an Frau Dohrn denken, bis Ihnen der Gedanke leise aufsteigt, was machen Dohrns? Sie erwarten mich wohl. Fürchten Sie kein Wort mehr. Dohrns haben ein wenig Sorgen. Und nun ruhen Sie sich ganz aus, erholen Sie sich ganz. Überwinden Sie unnötige Gedanken, denn weshalb sollen

wir uns nicht sehen? Seien Sie liebenswürdig zu Hause und bleiben Sie nicht gar zu lange fort. Sie machen sich unnötige Sorgen. Arbeiten Sie fleißig.

Ihre Elise."

Es geht ihnen nicht so schlecht, dachte die junge Sibylle, aber ihr Herz war voll Unruhe. Sie wußte die Freunde in Not und Bedrängnis und ihre Eltern in Sorge. Ihr Plaudern machte das schwere, nutzlose Arbeiten vergessen, ihr Lachen und ihr Wille, helfen zu wollen. Sie war selbst erstaunt über diesen Willlen. Sie dachte daran, wie sie Ottomar gesagt hatte, daß sie an den Tod nicht glaube.

Sie empfand sich so lebendig, weshalb es ihr jetzt nicht so rätselhaft erschien, daß Frau Dohrn nach ihr verlangte. Isebies Sibylle ging wie eine ganz junge, starke, frohe Mutter zu ihren Freunden, so übervoll von Liebe und Mitleid und Frohmütigkeit. Und sie dachte: Wer in Weimar würde so zu ihnen gehen! Und mit solcher Kraft und solchem Mut! Niemand! Keine Menschenseele. So voll Hoffnung für sie. Wären die Menschen wärmer zu ihnen, verständen sie Dohrns besser, dann brauchten die mich nicht. Aber so — Es darf nur niemand leiden! Nein, gewiß und wahrhaftig nicht!

So wurde Isebies Sibylle wieder ruhiger. Vielleicht würde sie selbst leiden. Da hatte wenigstens niemand dreinzureden.

So kamen wieder ruhige Zeiten für alle. Die Andachten, die tagelang ausgefallen waren, wurden wieder gehalten. Der Vorfall war vergessen. Isebies Sibylle lebte ihr einfaches Leben: sie sah sich vor, die Ihrigen nicht zu beunruhigen, sie bat Frau Dohrn, nicht so oft zu schreiben.

In dieser Zeit hatte das streitbare Liebespärchen sich in Liebe zusammengestritten. Die erste Verlobung im Hause Eigenbrodt.

Das Brautpaar wurde angestaunt, Mutter und Groß-

mutter waren gerührt, die Schwestern etwas verlegen, die Dienstboten übereifrig, Blumen und Kuchen regnete es ins Haus, Briefe und Gratulanten. Ein Festduft zog durch alle Räume. Das Brautpaar saß viel müßig umher und störte alle etwas.

Frau Mutter hatte es sich schon ein wenig bequem gemacht, hatte viel oben in ihren sonnigen Zimmern gesessen und sich mit ihren alten Briefen beschäftigt. Die Mädchen sahen hin und wieder, wenn sie die liebe Frau besuchten, daß sie Blätter, in denen sie eben gelesen, unter ein Sofakissen schob.

„Siehst du," sagte sie einmal zu Sibylle, „da nehme ich Abschied von meinen guten Briefen. Wenn ich einmal gestorben bin, sorgt mir, daß sie verbrannt werden, solange ich aber lebe, sollen sie bei mir bleiben; das letzte, was wir Alten vom eigenen Leben außer der Erinnerung haben."

Frau Mutters Lebenswehmut war gar bald, wenigstens äußerlich, verflogen, als die große Arbeitszeit, wie Erntearbeit, an die Reihe kam.

Es wurde geschafft und gesonnen und gewählt. Frau Mutter rüstete das Lebensschiff der Enkelin mit derselben Liebe, wie sie die Tochter einst versorgt, nur wehmutsvoller noch, denn sie stand nun auf der Höhe des Wissens vom Leben.

Für Sibylle war daheim eine Stimme erwacht, die ihr wohltat. Friedrich Merk neigte sich zu ihr hin, ruhig und friedvoll, wie es seinem ganzen Wesen natürlich war. Wie etwas Selbstverständliches hielt er sich zu ihr. Wenn sie alle um den Familientisch versammelt waren, fühlte er sich gut und ruhig, wenn er neben ihr saß. Er verlangte nicht, daß sie viel mit ihm plauderte und lachte, beteiligte sich an der allgemeinen Unterhaltung, aber eine Frage, ein Sich-zu-ihr-wenden ließ sie fühlen, daß dies Herz ihr gehörte.

Wenn sie im Garten miteinander auf- und niedergingen und sie unbeobachtet von den anderen waren, fühlte Sibylle, wie er alles, was sie ihm sagte, warm und treu erwog. Nach und nach war es bei den Eigenbrodts durchgedrungen, daß Sibylle arbeitete. Die Zwillinge lächelten darüber, die Eltern betrachteten die Sache sorgenvoll, fast mit Kummer. Friedrich Merk sprach auch darüber mit ihr und sagte: „Ich weiß nicht, soll ich mich freuen? Mir ist, als brauchte Ihre Natur nichts als ein frohes gutes Leben und Menschen, die Sie glücklich machen können. Die Tage sind so kurz, und das Leben ist so kurz, und die Liebe, die eine Frau zu geben hat, ist so groß und reich. Die Frauen haben das bessere Teil auf Erden. Mir ist's fast schmerzlich, daß Sie etwas von Ihrem Reichtum fortgeben wollen. Ich glaube, nur Einheit macht ganz froh."

Während Biwis Verlobungszeit gab Sibylle ein Fest. Man ließ sie gewähren, trotzdem Marie Sibylle Eigenbrodt, die Mutter, sagte: „Sie wird noch alles auf den Kopf stellen. Ein junges Mädchen gibt ein Fest! Das ist noch nicht dagewesen!"

Und Sibyllens Fest wurde wundervoll. Bei Weimar liegt ein altes Schlößchen, in dem früher ein Fräuleinstift war, uralt und geheimnisvoll mitten in Wiesen eingebettet. Der Tiefurter Park steht wie eine dunkle, mächtige Wand in der Ferne, und hier waren Bäche, Buschwerk, herrliche Bäume, die im hohen Sommer in ihrer vollaubigen Pracht wie Berge aufragen.

Sibylle liebte das alte Schlößchen und den großen viereckigen Garten. Auf dem Schloßhof eine mächtige Platane und vor der Schloßtür zwei steinerne uralte Bären.

Der Garten, von einer Mauer umschlossen; Obstbäumchen und Blumen, eine solche Fülle von Sommerblumen, eine Wildnis von Sommerblumen, die uralte Mauer von

Efeu überwuchert, der dicke Stämme bildete und dunkle blaue Beerenbüschel trug. Sonderbare Sandsteinköpfe standen in der Mauer in Nischen. Sibylle hatte an hundert gezählt. Könige, Feldherren, Mohren, schöne Damen, Türken und Köpfe mit gewaltigen Allongeperücken, und über alles war ganz oder zum Teil der grüne Efeuschleier, den die Zeit wirkt, herabgesunken. Man mußte ihn heben, um zu schauen. Da fand sich ein Vogelnestchen in steinernen Locken, oder ein Fledermäuschen hielt seinen Sonnenschlaf, angehängt an steinernen Federschmuck. Und die Köpfe mit dem übermächtigen Ausdruck oder dem affektierten Liebreiz früherer Zeiten, sahen aus dem grünen Dämmer von aller Welt vergessen in die bunte Sommerblumenpracht.

Ein Garten voller Träume. Falter und Bienen hatten hier, so schien es, ihre Heimat. Das war ein Gegaukel um die altmodischen Blumen. Rittersporn und Eisenhut und die feurigen Kapuziner, dazwischen wie Szepter blühende Zwiebeln und blau angelaufene Rotkrautköpfe und Salat, duftende Kräuter, Dill und Estragon und das blaublühende Gurkenkraut, und Zentifolienbüsche von hohem Alter und großer Pracht. Und wieviel ungekannte Blumen und Kräuter, die das köstliche Durcheinander noch sommerduftender, noch farbenreicher machten.

Hier war der Sommer zu Haus.

Und hier wollte Jsebies Sibylle ihr Fest feiern.

Es war für Sibylle eine ganz wundervolle Angelegenheit mit diesem Fest, keine gewöhnliche Sache, kein sonderbarer Einfall; es war eine tiefinnerliche Angelegenheit, ein leidenschaftliches Gefühl zu geben, Liebes zu tun; eine süße, wehmütige Sühne, der Gottesdienst einer armen Seele, die sich schuldig fühlt und voll Liebe ist, die vor jedem, den sie liebt, hätte knien mögen und sagen: Ich hab' dich lieb; auch wenn ich nicht alles tue, was du willst, ich weiß mir nicht zu helfen.

Niemand wußte, welcher Art das Fest sein würde, das Sibylle feiern wollte.

Eines Tages kam ein Brief von Sibylle, in dem alle feierlich eingeladen wurden, nach Tiefurt zu gehen und von Tiefurt aus über die Wiesen nach dem Schlößchen Krommsdorf.

Ein paar Eigenbrodtsche nächste Freunde bekamen auch solche Briefe.

Und so brach der schöne Tag an, ein Sommertag ohne Wolken, ohne Wind.

Sie war von Mittag an draußen im Schlößchen und deckte unter der Platane eine Tafel, die ihr der alte Gärtner aus dem Schloß, ihr guter Freund, herausgeschoben hatte, wand Kränze und Sträuße. Von den Zweigen des herrlichen Baumes hingen Girlanden, und in der Krone des zweiten Baumes, der hinter dem ersten, fast von diesem versteckt stand, war für einen jungen Burschen, einen Geigenspieler, der Sitz gezimmert, da sollte er wie ein Vogel musizieren. Die alten Gärtnersleute halfen ihr. Körbe voll guter Dinge hatte sie sich hinaustragen lassen und Windlichter, und um den Stamm der Platane hing eine weißleinene Decke, an der sie seit lange gearbeitet hatte. Die Decke war phantastisch mit Pfauen und Kornähren bestickt, ein wunderliches Muster, das Isebies sich selbst erdacht und woran sie ihrer Mutter zur Beruhigung gestickt hatte.

„Die Decke sieht aus wie ein Teppich, den vor uralten Zeiten ein Königskind gewebt hat." meinte Sybille.

Die ganze Tafel war köstlich: Blumen und Früchte, Wein und Kuchen, eine Erdbeerbowle. Die alte Gärtnerin hatte frische Kartoffeln gekocht, und allerlei Herrlichkeiten sollten mit diesen aufgetragen werden.

„Solch ein Freudenfest — solch ein Freudenfest!" sagte die Gärtnersfrau einmal über das andere, und der junge Bursche, den Isebies mitgebracht hatte, spielte in der Platane zur Probe.

Hochlehnige alte Stühle aus dem Schlößchen standen um die Tafel, die einer Märchenhochzeitstafel glich. Von der Gartentür bis zur Platane war ein Teppich von Blumen gestreut.

Sibyllens Herz schlug vor Seligkeit. Und als sie ihren Gästen auf dem Wiesenpfad in erster zarter Abendstunde entgegenging, die Sonne war nur etwas erst gemildert, und golden lag ihr Licht auf den gemähten Wiesen und versprach noch sanfte schöne Stunden, da war es, als wenn Sibylle flöge, ihr weißes Kleid wehte im leichten Sommerhauch, und ihr Herz war leicht und hell wie ein Sommerwölkchen.

Als sie ihre Leute kommen sah, flatterte sie mit den Armen in der Luft und rief und rannte und fand alle lachend und voller Erwartung. Frau Mutter war auch mitgekommen, alle, die sie geladen.

„Na, was wird's denn werden", sagte Marie Sibylle Eigenbrodt, die vor allem Unbekannten etwas Sorge hatte.

„Es wird schön, es wird schön!" rief das Mädchen.

Und so wurde es auch, es wurde wunderschön. Als die Gäste von den gemähten goldigen Wiesen in den Garten traten, dessen grün verhüllte Mauern den ganzen Sommer wie mit Armen zusammengedrängt eingeschlossen hielten, und als sie durch die grüne Pforte traten, den blumenbestreuten Weg sahen, da war ein Staunen und Verwundern.

Frau Mutter rief und bewegte die liebevollen Schmetterlingshände auf Sibylle zu. „Ja, was fällt ihr denn nur ein." Die Zwillinge küßten sie, der Vater strich ihr über das Haar, die guten Freunde waren ganz aus dem Häuschen, Hans Zerzog schüttelte ihr die Hand und Friedrich Merk küßte sie ihr, und als aus der Baumkrone das süße Geigenspiel erklang, da man sich zu Tische setzte, waren alle ganz hingerissen.

„Das ist ja das Gustävchen vom Kannerückchen!“ sagte Sibylle.

„Euer guter Freund?“ frug die Frau Mutter.

Und nun hörte sie noch lieber zu, und es war eine wundervolle Bachsche Melodie, die er spielte.

„Er kann spielen, soviel ihr nur wollt, denn er hat Wein und Brot und alles, was er braucht, oben im Baum. Er ist ein wohlversorgter Vogel“, sagte Isebies Sibylle.

Nun wurde die Decke bewundert von allen Seiten und bewundert, daß sie fertig geworden war.

Und Isebies Sibylle bediente alle. Niemand durfte aufstehen und ihr helfen. Dies Tischlein deck' dich im alten Schloßgarten unter der Platane trug Herrlichkeiten aller Art für seine Gäste auf. Zwischendurch klatschte Sibylle in die Hände, damit der Vogel in den Zweigen nicht zu lange ruhen sollte.

Niemand, der am Tische saß, hatte je solch eine köstliche Mahlzeit gehalten, denn alle mochten klar oder undeutlich spüren: die ihnen die Speisen bot und sie bediente, war eine Seele, die sich in Liebe hingab, so voll Glut, als sollten sie ihr Lebtag nicht wieder mit ihr zusammen sein.

Es war ein herrlicher Abend, die Schwalben schwirrten um den alten Giebel des verlassenen Schlößchens, und die Sommerblumen dufteten aus dem mauerumschlossenen einsamen Garten. Ganze Wolken von Duft zogen über die Tafel hin.

Frau Mutter sagte: „Es ist heute keine Hochzeit und keine gebräuchliche Feier. Es ist nur Isebiesens Fest, — aber ein so schönes Fest, wie ich noch nicht erlebt habe, — und ich bin alt und hab' Schönes und Schweres erlebt.“

Heinrich Eigenbrodt war ganz bewegt. Er schlug an sein Glas und sagte: „Ja, es ist ein wunderschöner Abend, ein schönes Fest, und daß meine liebe Tochter Sibylle uns dieses Fest gerichtet hat und uns so ihre große Liebe gezeigt hat,

tut meinem Herzen wohl, das schon im voraus bedrückt ist, daß meine Biwi uns verlassen wird."

„Ich verlasse euch ja nicht!" rief Biwi. „Geh', sag' so etwas nicht, Vater."

Sibylle ging zu ihrem Vater, und der schlang den Arm um sie und küßte sie, da gab sie ihm ein Blatt in die Hand und sagte: „Das schrieb ich für dich."

Heinrich Eigenbrodt rückte sich ein Windlicht zurecht, entfaltete das Blatt, und trotzdem sie sagte: „Lies es nicht hier!", las er dennoch. Er hörte ein wenig schwer auf der Seite, an der Sibylle stand.

„Komm her, mein Kind," rief er nach einer Weile, „setze dich und lies es mir und den anderen vor." Er rückte ihr selbst das Windlicht zurecht.

Sibylle schlug das Herz. Es war das erstemal, daß sie ihren Nächsten etwas von dem mitteilen sollte, was ganz ihr Eigenstes war.

Sie saß neben Friedrich Merk, wie immer, und las mit bebender Stimme und klopfendem Herzen:

„Als Christus zum zweitenmal auf Erden war und niemand mehr wußte, was gut und böse ist, die Erde ihrem Ende zuging und alle ratlos nach Gottes Wegen, die sie verloren hatten, suchten, und Mond und Sonne blutrot am Himmel standen, kam Christus wandernd durch eine Stadt auf seinen Weg, diejenigen zu finden, die ihn erkannten. Und es begegnete ihm ein elendes Weib, die rief ihn an und sprach: ‚Die Sonne steht blutrot am Himmel, die Tage der Erde neigen sich ihrem Ende zu, was soll ich tun in aller meiner Not, um meine Seele zu retten?'

‚Tue, was dir am schwersten fällt zu tun. Dann wirst du den Frieden deiner Seele und die Gewißheit eines ewigen Lebens in dir tragen.'

Und das Weib kehrte heim müden Schritts, denn sie wußte, was ihrer harrte. Die Kinder liefen ihr entgegen und schrien

nach Brot, und sie brachte ihnen nichts heim; da gedachte sie der Worte des heiligen Wanderers: Tue, was dir am schwersten fällt zu tun, und da ihre Seele und ihre Hände trotz allen Jammers rein geblieben waren und ihre Ehrlichkeit ihr einziger Reichtum war, ging sie hinaus auf den Markt und tat das Schwerste, was sie tun konnte, griff nach einem der Brote, die bei einem Bäcker auslagen, und sprach dazu: ‚In Gottes Namen denn!' und der Herr der Brote ließ sie gehen. Darauf trat sie bei einem Metzger ein, langte sich ein Stück Fleisch und sagte wiederum: ‚In Gottes Namen denn!' und der Herr der Fleischstücke ließ sie gehen, ohne sie anzuschreien. Der Mund des Bäckers war versiegelt gewesen wie der Mund des Metzgers, und beide glaubten einen Engel im feurigen Schein gesehen zu haben, der bei dem einen ein Brot, bei dem andern ein Stück Fleisch fortgenommen hatte.

Christus aber war weiter durch die Stadt gegangen, in der die Menschen durch die Straßen hasteten, geängstigt davon, daß die Sonne blutrot am Himmel stand und nach der Schrift verkündete, daß sich die Tage der Erde ihrem Ende zuneigten, da begegnete ihm ein Mann, der ihn erkannte und auf sein Angesicht fiel und sagte: ‚Herr, was soll ich tun, um meine Seele zu retten? Der Jüngste Tag ist nahe, und die Toten stehen bald auf, hört man sagen.'

Da antwortete Christus und sprach: ‚Tue, was dir am schwersten fällt zu tun.'

Da ging der Mann heim, und sein Gewissen schlug. Er trat in seinen Laden, und der Schweiß rann von seinem Angesicht, so sauer wurde es ihm, das Schwerste zu tun. Dann nahm er die falschen Gewichte mit schwerer Hand von seiner Wage und suchte in einer staubigen Ecke nach den vollen Gewichten.

Und als die Kunden kamen, und er ihnen die Waren nach rechtem Gewicht und Maß abwog, glänzte sein Gesicht wie eines Engels Angesicht, und die Kunden liefen auf die Straße

und riefen: ‚Ein Heiliger hat uns die Waren im Laden gewogen. Es geschehen Wunder und Zeichen.‘

Und der betrügerische Kaufmann hörte das Geschrei und fühlte, daß er auf Gottes Wegen ging, und Friede zog in sein Herz.

Und Christus begegnete wiederum einem Weib, das ihn erkannte und ihn anrief in der Not ihrer Seele. Und er antwortete ihr wiederum: ‚Tue, was dir am schwersten fällt zu tun.‘

Und das Weib blickte ihn an und sagte: ‚Dazu fehlen mir die Kräfte.‘

Christus aber antwortete ihr: ‚Tue, wie ich dir zu tun geheißen habe, und du wirst die Wege Gottes finden.‘

Und das Weib ging heim und fand ihre Söhne, wie diese es sich wohl sein ließen. Sie hatten ein Gastmahl gegeben. Spiel und Gesang klang ihr entgegen; da verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Sie vergeudeten ihr Hab und Gut im Vaterhaus. Niemand gedachte eines Armen. Niemand gedachte, die Wege Gottes zu finden. Blutrot standen Mond und Sonne am Himmel. Die Toten standen auf, und die Tage der Erde neigten sich ihrem Ende zu. Sie aber hatte keine Macht über ihre Söhne und irrte in Verzweiflung umher.

Sie war zu schwach ihr Lebtag gewesen. Allzu gut ist liederlich, erkannte sie. Sie würden sie verhöhnen, wenn sie jetzt zu ihnen träte, um ihnen Vorwürfe zu machen. Sie würden sagen: ‚Geh', laß dich heimgeigen, was sollen wir an die Armen denken, wenn alles zugrunde geht! Was sollen wir nach den Wegen Gottes suchen, die niemand zu finden weiß? Heut' ist Heute! Das ist uns sicher. Den Augenblick fassen! Geh büßen und fasten, wenn's dich freut. Laß uns zufrieden!‘

Sie hörte sie im Geiste also reden. Da nahm sie sich ein

Herz und ging die Treppe hinauf und warf die Schwachheit ihres Lebens von sich und trat in den Saal, in dem das Gastmahl abgehalten wurde, und trat unter die Gäste.

Und weil sie entschlossen war, das zu tun, was ihr am schwersten fiel, leuchtete auch ihr Angesicht wie eines Engels Angesicht, und ihre Worte waren wie Peitschenhiebe, und als die Söhne die Schwache, Allzudemütige also reden hörten, fürchteten sie, daß die Decke des Saales über ihnen zusammenbrechen würde, und liefen hinaus und riefen: ‚Die Festen der Erde wanken! Die Toten sind auferstanden!‘ Und sie taten Buße und gingen in sich. Sie gingen in sich und suchten die Wege Gottes in ihrer eigenen Seele.

So tat Christus auf seinem Weg durch die Stadt Wunder an denen, die ihn erkannten. Und etliche fragten: ‚Du sagst Sündern und Heiligen: Was dir am schwersten fällt, das tue! Dem Sünder aber ist das Gute am schwersten, dem Heiligen das Böse! Wie? Sollen wir das Böse tun?‘

‚Das ist also gemeint, ihr Teuren‘, sprach Christus zu ihnen. ‚Sonne und Mond stehen blutrot am Himmel, die Tage der Erde neigen sich ihrem Ende zu. Wenige suchen die heiligen Wege. Heut ist Heute! Den Augenblick fassen, das ist euer Gott. Ich aber sage euch: Gut ist nicht gut und bös ist nicht bös, wenn diese Erde emporgeflammt ist. Die Wandlungen und Überwindungen eurer Seele aber sind das ewig Lebendige.‘“

Sibylle schwieg, senkte die Augen und wagte nicht aufzublicken. Ein seltsamer Eindruck, die schweren Worte aus dem Mund dieses zarten Mädchens zu hören. Der lauduftende Sommerabend, der alle schmeichelnd umgab, das Außergewöhnliche der ganzen Feier, das liebevolle, fast zärtliche Bedienen und Sorgen des sonst oft so verschlossenen Geschöpfes, das seine eigenen Wege ging, trotz aller leiden-

schaftlichen Liebe. Alle waren bewegter Stimmung. Und so erstaunte es niemand, daß Friedrich Merk sich erhob, als Sibylle geendet hatte, an sein Glas schlug, seine sanfte, lebendige Stille unterbrach und sagte: „Schweige, wer hier schweigen kann! Wir haben alle einen lieben, herrlichen Menschen unter uns, ein gutes Kind! Eine junge Seele voll Zartheit und Güte, voll Wahrheit und Kraft. Ja, ich weiß es, was ich sage. Wohl denen, die sie tröstet, wohl denen, die durch sie glücklich werden!" — Er schlug wie Isebies Sibylle in die Hände und rief: „Spiel', Gust'l, spiel'! Denn zu dieser Menschenseele gehört Musik!"

Da klangen die süßen Geigentöne aus der Baumkrone wie träumender Vogelgesang.

Der Glückliche wirst wohl du selbst sein! dachten die, die um die Tafel saßen, und stießen mit Friedrich Merk an.

Als er das Glas des seltsamen Mädchens berührte, sagte er leise: „Das mußte gesagt sein. Einer muß es sagen." Und er küßte ihr die Hand, und sie sah wie ratlos zu ihm hin und blickte auf die anderen ebenso ratlos.

„Ja," meinte Marie Sibylle, die Mutter, lächelnd, „ich glaub's, daß du dich wunderst, daran sind wir wirklich nicht gewöhnt, so gefeiert zu werden. Heut aber hast du es verdient, gutes Kind, — und ich fange an zu begreifen, daß du vielleicht wirklich Menschen trösten kannst, daß in dir etwas liegt, was wir nicht wissen, und daß man dich wohl oder übel gewähren lassen soll."

Heinrich Eigenbrodt legte seine Hand in die seiner Frau. Es war das so seine stumme Art, mit ihr übereinzustimmen.

Bei Mondenschein ging man im hellen Schloßhof auf und nieder. Aus der Baumkrone drangen hin und wieder zarte Geigentöne.

Unter der Platane wurde die Tafel abgeräumt. Draußen vor dem Tor stand der Wagen, der Frau Mutter nach Hause führen sollte.

Die übrigen gingen durch den nächtlichen geheimnisvollen Blumengarten über die tauigen Wiesen ihren Heimweg.

Friedrich Merk hielt sich eine Weile neben Hans Zerzog.

„Mir ist eigentümlich zumute", sagte er zu diesem. „Vor Jahren in allererster Jugend lag ich krank an einem leichten Lungenübel, das im Süden vollkommen geheilt wurde, an das ich nie wieder dachte; und heute erinnert mich mein ganzes Wesen an jene Zeit. Erinnerungen stehen auf: die Güte und Sorge meiner Mutter, die Seligkeit des Reisens, der eigentümliche, nicht unangenehme Druck auf der Brust, oder was es war, es ist mir alles gegenwärtig."

Bald hielt er sich wieder zu Sibylle. Sie gingen schweigend nebeneinander her.

Dann fragte er sie nach ihren Freunden. Sie erzählte ihm. Sie bat ihn um Rat, denn mehr und mehr zogen sich bei Dohrns bedrohliche Wolken zusammen. Er versprach, zu raten und zu helfen, wie und wo er nur konnte. Und sie freute sich, ihnen einen treuen und so ganz verläßlichen Freund erworben zu haben.

„Sie suchen Hilfe für andere, — — doch daß Sie mir immer so schutzbedürftig erscheinen," sagte er, „verstehe ich kaum. — Aber lassen Sie mir diesen Glauben! Mir ist oft, als drohte Ihnen etwas und ich dürfte Ihnen helfen. Geben Sie mir Ihren Arm."

Sibylle tat, wie er wünschte, und sie gingen wieder schweigend.

„Seltsam," sagte er, „mir ist, als müßten Sie Sterbende trösten können. Ich möchte nur Sie in meiner Nähe haben, wenn meine Seele sich auf die große Reise macht, dann werden Sie und ich alt sein. Ich älter wie Sie. Ich werde vor Ihnen sterben; — aber wie es auch mit uns einmal sein wird, — werden Sie kommen — werden Sie da sein?"

„Ja", sagte das junge Mädchen. „Das hat aber noch lange, lange Zeit!"

Er lächelte. „Das Leben könnte so wundervoll sein, so unausdenkbar schön!“ Er war tiefbewegt. „Ich möchte Ihnen heute noch eins sagen: Tun Sie doch den schönen Kopf des Sterbenden Alexander, den Dohrns Ihnen schenkten, von der Wand in Ihrem Zimmer. Er steht so schwer auf dem Brett über dem kleinen Ruhebett. Tun Sie's noch heute abend. Ich verlasse mich darauf.“

Sibylle versprach es ihm.

So verabschiedeten sie sich voneinander.

Marie Sibylle, die Mutter, brachte in dieser Nacht ihr gutes Kind zu Bett, half ihr beim Ausziehen und plauderte mit ihr. Sie fühlte heute eine unendliche Liebe zu ihrem Mädchen und hätte es nicht verlassen können und hatte so recht das Gefühl: Dies junge, reiche Geschöpf gehört dir. Wer weiß, wie lange noch, — nur dir! Sie war von den schweren, tiefen Christusworten ihres Kindes, die es seinem Vater geschrieben hatte, betroffen. Was für ein seltsames Geschöpf! Welch ein ungekanntes Leben führte Isebies. Sie wollte ihr näherkommen. Isebies Sibyllens Fest hatte die Mutter aufs tiefste bewegt.

Während sie miteinander plauderten, stieg Sibylle in ihrem Nachtkleid auf das kleine Ruhebett und hob mit aller Anstrengung den schweren Kopf des Sterbenden Alexander von dem großen dunklen Eichenbrett. Marie Sibylle half ihr und fragte: „Weshalb tust du das?“

„Ich hab' es versprochen“, sagt das Mädchen. — „Fühlst du den leichten, kühlen Hauch?“

„Nein. Geh' zu Bett und deck' dich zu, du frierst.“

Sibylle legte sich. Nach einer Weile aber setzt sie sich aufrecht und sagt: „Es ist ein kühler Hauch hier, der mich immer trifft. — Gib mir ein Tuch.“

Sie legt sich das Tuch um die Schulter und ist ganz still.

„So, ist's nun gut?" frägt Marie Sibylle.

„Nein. — — Es ist ein kalter Hauch. Leg' mir noch etwas um."

Die Mutter geht aus der Tür, und nach geraumer Weile bringt sie eine weiche wollene Decke, in die sie ihre Isebies ganz einhüllt.

„Verlaß mich nicht, der Hauch dringt auch durch die Decke." Isebies blickt angstvoll.

„Du bist krank", sagte Marie Sibylle, die Mutter, besorgt.

„Nein, gewiß nicht; aber geh' nicht fort. Fühlst du's nicht?"

Marie Sibylle legt ihre Hand auf Isebiesens Wange, und auch ihr ist es, als wenn sie einen kühlen Hauch verspürt. Ihr scheint's fast so.

„Dieser Hauch überströmt mich ganz und gar, — auch die Decke hilft nichts", sagt das Mädchen.

„Die Tür ist geschlossen, die Fenster sind zu, durch die Wände kann kein Hauch kommen in dieser Sommernacht. Leg' dich jetzt und schlaf' ein."

„Geh' nicht fort."

Marie Sibylle bleibt bei ihrem Kind und setzt sich, so müde sie ist, an den Tisch und blättert in einem Buche. Isebies liegt still und lang in ihre Decke gehüllt.

„Wie ist's?" fragt Marie Sibylle.

„Es ist dasselbe", antwortet Isebies. „Ich weiß nicht, mein Herz ist mir so schwer, der Hauch macht mich trauriger und trauriger."

„Du bist überreizt, hast dich zu sehr angestrengt."

„Nein — nein — Ich war so froh", sagt Isebies.

Wieder nach einer Weile fragt Marie Sibylle: „Wie ist's?"

„Es ist dasselbe", antwortete Isebies ganz leise, kaum hörbar. Marie Sibylle verläßt ihr Kind nicht, bis es eingeschlafen ist. Da schaut sie nach ihm. Tiefe, regelmäßige Atemzüge; aber zwischen den im festen Schlaf geschlossenen

Lidern dringen Tränentropfen und rollen über die jungen Wangen. Für Marie Sibylle ein unvergeßlicher Eindruck. Dies stille, schlafentrückte Gesicht und die lebendigen Tränen.

Am Morgen erfuhr Marie Sibylle, die Mutter, erschauernd, zuerst von allen im Hause, daß Friedrich Merk plötzlich in der Nacht an einem Blutsturz ganz einsam in seiner Wohnung gestorben sei.

Bangenden zitternden Herzens stand sie an Isebiesens Tür und wagte nicht zu öffnen.

Sie hatte ihr nicht in das Herz gesehen; aber die ahnungsvollen Tränen, die tiefen ahnungsvollen Schauer ließen sie alles befürchten.

Sie fand Isebies schon wach. Das Fenster stand offen, und das Mädchen war damit beschäftigt, Rosen, die ihr Friedrich Merk gestern gepflückt, aus dem Waschkrug zu nehmen und in ein Glas zu ordnen.

Als Isebies Sibylle gehört, was ausgesprochen werden mußte, sagte sie laut: „Der Glückliche!" mit einem Ton, so tief aus innerstem erschauerndem Herzen; aber es war nicht der Schrei beraubter Liebe. Marie Sibylle strich ihr über die Wange. Isebies sagte: „Wie gut, daß er mich heut nacht zu finden wußte. Meine Seele hat ihn gewiß getröstet, als ich schlief. Gewiß. — Ich war gewiß bei ihm."

Marie Sibylle überrannen Schauer, als sie Isebies so gelassen von den geheimnisvollen Begebnissen dieser Nacht, die am Morgen schrecklich an Bedeutung gewonnen hatten, sprechen hörte. Die heißen Tränen ihres schlafenden Kindes und das Sichverhüllen vor dem Todes- und Abschiedshauch ist Isebiesens Mutter nie aus dem Gedächtnis geschwunden. Eine ernste, sie tiefbewegende Erfahrung, daß wir über unser Bewußtsein hinausleben, und sie dankte Gott in ihrem Herzen, daß er ihr das Kind vor einer tiefen, schmerzvollen Liebe bewahrt hatte.

Friedrich Merk war Isebies lieb gewesen, vertraulich, heimisch, und das plötzliche Versinken, Fortgewischtsein dieses lebendigen, guten Menschen hatte ihr ein Frösteln der Seele hinterlassen.

An einem Abend, als Sibylle zu Dohrns kam, befand sie sich in einer eigentümlichen traumhaften Stimmung. Der plötzliche Tod Friedrich Merks hatte sie müde gemacht, eine Müdigkeit des Körpers und der Seele, die schon wochenlang schwer und drückend auf ihr lag. Kein Schmerz, kein Verlangen; aber ihre Kräfte hielten nicht stand. Der geheimnisvolle Abschied, den sie genommen, hatte ihr Wesen in den Grundtiefen erschüttert. Die unbewußten Tränen, die Marie Sibylle ihr Kind hatte weinen sehen, waren allzu schwer geweinte Tränen gewesen, in Erkenntnissen und Gefühlen vergossen, die nicht im Bewußtsein hafteten, die anderen Sphären, anderen Zuständen des Lebens angehörten.

Müde und träumerisch saß sie allein im Dohrnschen Salon. Es duftete nach Zigaretten, eine Pflanze mit roten kleinen Beeren stand im Licht der Lampe.

Eine rote Beere hing im Dunkel, wie eine kleine Welt. Sie schien zu schweben und trug einen Lichtschimmer, wie unsere Erde im Sonnenlicht.

Sibylle schaute auf die kleine schwebende Welt im Dunkel des Raums.

Das Erdchen machte sie traurig und schwermütig. So viel Leid auf dieser kleinen Welt mit ihrem Funken Sonnenschein und ihrer verschatteten Nacht, im Dunkel schwebend. Das Leben erschien ihr schwer, so unverhältnismäßig schwer und so lang, — so lang und dunkel. Das Jungsein war auch eine schmerzvolle Sache, eine Unruhe — ein Weltverlangen — ein Kraftgefühl — wohin damit? Was taten sie alle damit? Nichts geschah. Man saß und plauderte und lachte, und die Jungen weinten wohl auch hin und wieder. Ruhig

und vernünftig wurde man später, dann kamen wieder andere daran, die plauderten und lachten, und hin und wieder wohl weinten. Sibylle seufzte leise, da öffnete sich die Türe, und Frau Dohrn trat ein im fließenden grauen Gewande. Sie ging auf Sibylle zu, sah aber an ihr vorüber.

Was sieht sie nur, dachte Sibylle und lächelte. Sie vergegenwärtigte sich, daß Frau Dohrn oft so verloren blickend in das Zimmer trat, und Sibylle dachte: Sie hat geschlafen. Sie schläft so zwischendurch. Das kam dem jungen Geschöpf komisch vor. Niemand bei ihr daheim schlief am Tag oder gar vor Schlafengehen. Auch Frau Mutter tat das nicht. Sie waren alle wach und hell daheim von früh bis in die Nacht.

„Herr Dohrn ist fort", sagte Frau Dohrn mit einer eigentümlichen Betonung, ohne auf Sibyllens Gruß zu achten.

Sibylle schaute auf.

„Fort," sagte Frau Dohrn langsam — „fort."

„Verreist?" fragte Sibylle.

„Das nicht. Ausgegangen."

„Einfach ausgegangen?"

„Ja. Wenn sie es einfach ausgegangen nennen?" sagte Frau Dohrn, immer noch in die Ferne blickend, in schwerer Betonung. „Ja ja."

„Was ist denn?" fragte Sibylle etwas ungeduldig.

„Er ist ausgegangen, — ist das immer so ganz sicher, daß er wiederkommt?"

„Für gewöhnlich", meinte Sibylle, „ist das wohl so. Sind Sie durch mich aus dem Schlaf geweckt worden?"

„Geschlafen?" wiederholte Frau Dohrn lächelnd. „Geträumt. — Gelesen, — wie Sie wollen, auf meine Art geschaffen.

Ich lese ‚Das Leben der Kaiserin Katharina von Rußland' — der Kaiserin!"

Sibylle war es unbehaglich zumute. Fremd kam ihr diese Frau heute vor. Wesenlos. — Was war ihr denn?

„Interessieren Sie sich für Katharina von Rußland?"
„Ich weiß nichts von ihr", sagte Sibylle.
„Nun, und?" fragte Frau Dohrn wie gespannt.
„Ich weiß nichts. Sie geht mich nichts an."
„Nein, Sie wahrlich nichts!" rief Frau Dohrn hell aus. „Mich aber, — mich! Blut von ihrem Blut! Geist von ihrem Geist!"

Wie sie das sagte! Träumte sie? Welche Leidenschaft im Blick!

„Ja — ja, Isebieschen. Verrückt bin ich nicht. Sie sind gut eigenbrodtsch, so klug Sie sind, und trotzdem ein Fünkchen Genie im Kopf spukt. Sie haben nie die Glut zu herrschen im Blut gespürt! Sie haben nie eine übermächtige Seele gespürt, die hinaus, über alle hinaus will! — Und diese Armseligkeit! Diese Fähnchen! Dies Glückchen und Unglückchen! Das Sichwinden in Winzigkeit. Diese Sündchen und kleinen lausigen Tugenden! Ach, gehen Sie — Und Herr Dohrn? Ein herrlicher Mensch in seiner Art; — aber — aber: ein widerstrebendes Instrument, um zu erreichen — weltabgewandt ein Träumer — weltfremd, nie weltverbunden! — Eine gute Stunde — ein guter Gedanke — ein Plaudern ist ihm genug. Genügsam wie ein Bernhardinerhund, versunken wie ein Mönch! — Mit einem Freiheitsdrang wie ein Wilder! — Kann das bißchen Druck nicht ertragen, unter dem ungerechten Vertrag zu arbeiten — Hä! — Noch ein wenig aushalten, und mit eiserner Kraft wäre es erreicht, — wir könnten bei dem brillanten Gang auch unter diesem Vertrag frei leben und atmen! Aber nein! Mit dem Kopf durch die Wand! Er läßt sich nicht gefallen, ungerecht hier angebunden zu sein! Fort — er muß fort! Herrschen aber heißt, über den Dingen stehen, auch über den zwingenden!

Ach, Isebies! Der Mann, der mit mir ginge! — und alles läge uns zu Füßen. Auch als Dramatiker könnte er

steigen und steigen! Sie haben's miterlebt! Talent die Fülle, — und voller Gleichgültigkeit. Er geruht es nicht aufzuheben, was ihm zufällt. Hier nicht und dort nicht — nirgends!

Sie wissen nichts oder jämmerlich wenig von mir, Isebies. Glauben Sie mir, so als Gespenst auf Erden leben, als Gespenst mit heißem Verlangen, — eine Katharina oder Lady Macbeth aber ohne Körper: das ist mein Los.

Wenn ich versuchen wollte, mich in Sie zu ergießen, mein Wollen in Sie zu pflanzen, — würde ich eine schöne Müh' haben, mich geltend zu machen!

Und was durch eigene Kräfte herrlich würde, — wird mit fremden Kräften ein dünnes Spiel voll Widerstreben.

Wir haben uns gezankt, und er ist fort! — Spazieren gegangen, sagen Sie. — Ich glaube auch, daß er spazieren gegangen ist."

„Ich glaube auch." Sibylle ging in das Kinderzimmer und plauderte mit den guten Geschöpfen, die voll Dank und Freude waren. Als sie durch Frau Dohrns Schlafzimmer ging, sah sie das Buch liegen, in dem Frau Dohrn gelesen hatte.

Sibylle erzählte den Kindern eine Geschichte, und Frau Dohrn kam und hörte zu, — hatte aber noch ganz verträumte, erregte Augen.

Alexander Dohrn trat ein und sagte: „Gottlob, daß Sie da sind!" seine Stimme klang warm und lebendig wie noch nie.

„Lassen Sie sich nicht stören, schwatzen Sie weiter. Es ist so hübsch, tapfer, jung und dumm zu sein. Wir wollen Bauern werden, ganz einfache Leute, — nur nicht sich hetzen. Wer die Welt erkannt hat, ist für die Welt verloren. Wenn Sie wüßten, wie tief das ist! Wenn Sie wüßten, wie wundervoll das ist. Welche Freiheit! Wenn wir für diese Welt verloren sind, — welcher Gewinn!"

Am Morgen des nächsten Tages erhielt Sibylle von Frau Dohrn wieder ein graues dreieckiges Briefchen, eine Maus, wie Biwi sagte, und eine dicke Maus.

„Liebes, tapferes Mütterchen, Sie waren gestern verstimmt. Und mit Recht. Sie kommen ins Haus, wie ein guter, freundlicher Geist — hilfsbereit, gut wie ein liebes Kind, und ich mache Ihnen mit dummem Zeug das Herz schwer.

Sie sind so ganz Sie selbst in jedem Wort, in jeder Gebärde, an Ihnen haftet nichts Fremdes. Sie sind Ihrer Kräfte froh, Sie arbeiten so hübsch tapfer, wenn man Ihnen etwas zu tun gibt, sei es was es sei, so gehen Sie mit der ganzen Ehrlichkeit Ihrer Seele daran. Alles kommt aus Ihnen selbst. Glauben Sie mir, ich weiß genau, was es uns bedeutet, daß Sie uns Tag für Tag helfen, und daß die Stimmung durch Sie ruhiger wird, der Mut manchmal wächst, die Hoffnung um sich greifen will, mit einem Wort, daß es uns erträglicher zu gehen scheint.

Sagen Sie, weshalb greif' ich so nach Ihnen? Weshalb fehlen Sie mir so?

Sie haben mich gestern nicht verstehen können. Ich bin ein armes Gespenst ohne Hände, und ich verlange nach den Armen anderer, ich verlange nach der Wärme anderer.

Glauben Sie, ich kann zu ihm sagen, was ich will? Mir fehlt der Mund, mir fehlt die Sprache. Ich kenne eine traurige Geschichte von einem armen Geistchen, das gar zu gern Wäsche aufgehängt hätte. ‚Ach, du Liebe,' sprach es wieder und wieder zur Dienstmagd, die es nicht sah und nicht hörte, ‚häng' die Wäsch' mit mir auf. Kehr' die Stube mit mir aus, gib mir deine Hände.'

Unendlich reich bin ich und unendlich arm, lechzend nach Ausdruck meiner Seele. Ein Dichter ist in mir, ohne Form, eine Königin ohne Macht.

Und Ihr alle seid Hände und Füße und Herzen und Kräfte,

die davonlaufen. Ich stehe immer allein, ungehört wie das Gespenst bei der Dienstmagd.

Ich lasse Sie lachen, Isebies, weil ich nicht lachen kann. Ich bitte um Ihre Hilfe, weil ich nicht helfen kann. Ich halte Sie am Schnürchen, — aber Sie entwischen mir. In meiner Ohnmacht habe ich gestern gesagt: Er könnt' bleiben, wenn er wollte, er könnte die Ungerechtigkeit ertragen, wenn er wollte. Heut sage ich: Nein — nein — nein! Ich hab' ihm unrecht getan. Er kann's nicht tragen und er darf's nicht! Eins käme zum andern. Jetzt kann er Neues beginnen. Jetzt muß es geschehn! Jetzt oder nie, — er hat recht! Heut oder Untergang! Er hat recht. — Ach, welch eine Seele bin ich denn? Woher stamme ich? — Was tue ich? — An was vergreif' ich mich? Fort — fort — fort! Welch einen Abend verlebten wir, als Sie gegangen waren, — kommen Sie! Vertrauen Sie mir ganz. Wissen Sie, was Sie uns sind? Nein. Die Kinder sagen: Der Engel — Wo bleibt der Engel? Die Großen fragen: Wo bleibt sie, — wo bleibt die gute Lebensquelle, — und ich für mich ganz allein sage: Wo bleibt meine Hand, wo bleibt mein Mund, wo bleibt mein Lachen?

Elise."

Doch ein sonderbarer Brief, dachte das Mädchen. — Es war Sibylle, als wenn sich Spinnengewebe um sie legten, um ihr Denken und Fühlen, etwas Zartes, Fesselndes, Unentrinnbares schien sie zu umgeben. Wer ist eigentlich Elise Dohrn? Niemandem gleicht sie, dachte Sibylle, verstehe ich sie? Versteht sie sich selbst? Diese Schleier, mit denen sie sich umgibt, diese seltsamen Schleierkleider, und diese seltsamen Augen? Dies Träumen und Versinken, und dieses Stahlharte in ihr.

Die sonderbare Begierde nach Macht und Herrschen. Wie ihr die Augen kalt, fast grausam leuchteten! „Diese Sünd-

chen und kleinen lausigen Tugenden", hatte sie gesagt. Was ging in ihr vor? Was sollte das heißen?

Sibylle fühlte sich von Fremdartigem umgeben. Von einem Wesen beeinflußt, das sie nicht kannte, und das ihr dennoch so lieb war, so nah — fast heimisch.

„Beschreib' mir mal deine Frau Dohrn", hatte die liebe Frau Mutter sie neulich gebeten.

Isebies Sibylle hatte sie ihr nicht beschreiben können, auf keine Weise.

„Ist sie gut?" hatte die alte zarte Frau endlich gefragt.

„Gut? Ja, sie ist gut, aber — das ist nicht die Hauptsache bei ihr. Du bist gut, — und mit dir ist sie nicht zu vergleichen."

„Ist sie besonders klug?"

„Besonders klug, — ja", hatte Sibylle geantwortet. „Aber eigentlich nicht einfach klug so wie du. Sie ist nicht mit dir zu vergleichen."

„Ist sie denn heiter und lustig?"

„Ja," sagte Sibylle, „das schon; aber nicht von selbst so wie du."

„Nun, was ist sie denn dann für ein sonderbares Wesen? Ich bin ein einfacher, demütiger Mensch. Ist sie denn nicht einfach und demütig, wie wir Menschen sein sollen?"

„Nein, das ist sie nicht", hatte Sibylle geantwortet. „Ich weiß es nicht. Vielleicht ist sie es."

„Aber weshalb liebst du sie denn? Man muß wissen, weshalb man einen Menschen liebt."

„Ich liebe sie, weil ich sie liebe, Gomelchen. Sie ist so lebendig. Sie hat mir's angetan."

„Lebendig?" fragte die Frau Mutter. „Und hat dir's angetan? Da kann ich mir nichts dabei vorstellen. Und er?"

„Er ist vor allen Dingen gut; aber ein närrischer Kerl, würdest du sagen, Gomelchen."

„Wenn er nur gut ist, da mag alles hingehen. Nun, und klug?“

„Er ist nun wieder ureinfach klug. Für ihn gibt es nur ganz große Begriffe, die stehen wie Riesenklötze da, und das Kleine, das, was uns allen so wichtig erscheint, gibt's für ihn gar nicht. Deshalb nenne ich ihn einen närrischen Kerl. Er stolpert über kleine Steine, wenn er von einem Felsblock zum andern springt. Für ihn gibt es das Alltägliche nicht.“

„Das ist ungemütlich“, sagte Frau Mutter.

„Ja, ungemütlich schon manchmal; aber er ist wie ein Kind. Er freut sich an einem Gedanken, der stimmt, so in sich hinein, wie man sich als Kind über etwas freut. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der sich so über einen Gedanken vergessen kann, so ganz weltvergessen kann er sein, und es sind immer Gedanken, die das Geheimnis der Welt heller machen, über Gut und Bös und solche Urdinge.“

„Das freut dich?“ fragte die liebe Frau lächelnd.

„Ja, das freut mich. Ich höre ihm gern zu. Seine Gleichgültigkeit der Welt gegenüber würde mich nicht freuen, wenn ich seine Frau wäre; aber so freut sie mich. Ich muß oft lachen und glaube, daß er viele Dummheiten macht und die Leute ärgert. Er sagt zu den Allerungeschicktesten die weisesten Sachen.

Er lädt die fremdesten Leute auf der Straße ein, wenn sie ihm gefallen, und schleppt sie zu sich hinauf und fragt sie aus und versucht, ob sie ihn verstehen. Und wenn so ein Mensch ihn nicht versteht, läßt er ihn wieder forthüpfen, wie ein Kind einen Frosch forthüpfen läßt, den es satt hat, der es langweilt, und dann sagt er noch irgendeinen Unsinn, den er dem Frosch mit auf den Weg gibt. Er versteht es, sich Feinde zu machen. Ich wollte, er wäre in solchen Dingen anders.“

„So gefällt er dir besser wie sie?“

„Das kann ich nicht sagen“, hatte Isebies Sibylle geant-

wortet. „Ich liebe sie mehr; aber das Gute, das ich dort finde, finde ich mehr bei ihm.“

„Und wenn sie beide nun nicht einfach schlechtweg klug und schlechtweg gut sind, wer besorgt denn das bei ihnen?“

„Gomelchen, ich glaube, ich! Ich glaube, darum lieben sie mich so!“

„Ei du lieber Gott,“ sagte Gomelchen.

„Freilich, liebes Frauchen; aber ich bin doch ganz, ganz anders wie sie, so viel einfacher. Sie sind beide wie aus dem Nest gefallen, und ich war doch in einer hübschen, guten, lieben Kinderstube, bin Mutters Tochter und deine Enkelin. Ich räume oft bei ihnen auf, lege die Bücher zurück, sammele die Bonbons, die in der Stube herumliegen, räume überhaupt auf, stäube ab, während wir uns unterhalten, mein Staubtuch liegt immer bereit, mache ihnen Mut, wenn sie alle Hoffnung verloren haben, erzähle ihnen dummes Zeug, bringe sie zum Lachen, habe ihnen auch den Samowar in Ordnung gebracht und Imogens Schulbücher, gegen die die unseren wahre Aktenstücke sind, und habe es sogar dahin gebracht, daß sie das Sofa neu überziehen ließen.

Ich sage ihm auch manchmal, er soll nicht so dumme, wildfremde Leute ins Haus bringen, die nachher nur klatschen.

Die Menschen sind doch wie die Pflanzen, man kann sie nicht so mitten in der Blüte, wenn sie einem gerade gefallen, herausreißen und irgendwo bei sich einpflanzen. Er meint, das geht alles.

Es fehlt dort eben ein ganz simpler Mensch, der sich der Dinge annimmt. Mit einem wirklich ganz simplen Menschen aber könnten sie nichts machen, der würde bei ihnen herumstehen wie eine große Kiste im Salon.

Siehst du, Gomelchen, so ist unsere Freundschaft etwa. Nur habe ich nicht gesagt, was ich dort bekomme. Ich lerne von ihm arbeiten und denken. Was in mir Gutes geworden ist, ist durch ihn geworden.“

So etwa war das Gespräch zwischen Frau Mutter und Isebies Sibylle gewesen, und an dieses Gespräch dachte sie, als sie Frau Dohrns sonderbaren Brief gelesen. Es war ihr ein Trost, daß sie Gomelchen alles so ungefähr hatte einfach erzählen können, wie es zwischen ihr und Dohrns stand.

Zeit verging. Bei Eigenbrodts lebten sie in Behagen und bei Dohrns in Unruhe, in schwüler Luft vor einem Gewitter. Und das Gewitter hing am Himmel. Tapfer stand die kleine Frau unter den dunkeln Wolken. Sibylle hatte den Eindruck, als wäre die zarte Person aus Stahl. Ein lebhafter, anstrengender Verkehr mit Rechtsanwälten, mit Sachverständigen wurde unermüdlich fortgesetzt.

Heinrich Eigenbrodt sah die Sorge seines Kindes um ihre Freunde und fragte Sibylle, was etwa zu tun sei, ob dieser oder jener seiner Freunde eingreifen könnte. Er wäre bereit, dies zu versuchen. Er trug ihr kurz und gemessen auf, Dohrns zu fragen, ob ihnen mit dem Rat dieser oder jener Persönlichkeit gedient sein könnte.

Sibylle war von der Güte ihres Vaters tief bewegt. Sie wußte, wie wenig noch immer der Verkehr nach seinem Sinne war, trotzdem sich alles friedlich und unauffälliger geregelt hatte. Sie fühlte seinen Kummer, sein Widerstreben gerade bei diesem Entgegenkommen deutlicher wie je, empfand das Unrecht, das sie an ihm tat, in Hilflosigkeit und Verwirrung.

Sie konnte ihm für seine Güte kaum danken und schrieb sogleich an Dohrns von ihres Vaters Bereitwilligkeit zu helfen. Es war ihr unmöglich, diese gute Botschaft ihnen selbst zu überbringen.

Frau Dohrn schrieb ihr zurück: „Sorgen Sie sich nicht zu sehr um uns, gute Isebies. Wir hoffen, daß eine Krankheit, denn die ist am meisten zu fürchten, uns nicht überwältigt.

Wir bleiben für jede Freundlichkeit tief dankbar. Sagen Sie das Ihrem Vater. Ich überlege, was helfen könnte; zunächst Ihre Gegenwart, die uns beide aufrichten, vielleicht vor Krankheit retten würde.

Das ist das Gewisse.

Vier bis fünf Tage sind jetzt unberechenbar, und Sie schreiben von einer kurzen Reise, die Sie unternehmen wollen. Das andere aber, die Hoffnung darauf zu setzen, daß irgend jemand durch eine Beurteilung der Sache etwas für uns tun könne, ist ungewiß, — ganz ungewiß und wahrscheinlich zu spät.

Das einzige, was die Bank noch abhalten könnte, uns völlig auszunutzen, wäre die Öffentlichkeit. Herr Dohrn muß einen Vergleich eingehen, um keinen Prozeß zu riskieren. Wir erwarten heute, jeden Tag, einen Delegierten der Bank.

Liebe Isebies, mißverstehen Sie uns nicht, wir sind tief dankbar für jede Mithilfe; aber ein Urteil in der Sache würde so gut wie nichts helfen, denn die Bank ist dem Buchstaben des Vertrags nach im Recht. Selbst wenn eine höchste Autorität dem Sinne des Vertrags nach uns recht gäbe, so würden wir, um einen jahrelangen Prozeß zu vermeiden, uns vergleichen müssen.

Dem Sinne nach und der Verabredung des Vertrags nach haben wir vor jedem redlich denkenden Menschen unzweideutig recht.

Sagen Sie das Ihrem Herrn Papa und danken Sie ihm in unserm Namen."

Sibylle hatte in der Unruhe ihres Herzens geschrieben, daß sie ein paar Tage zu ihrer Schwester Biwi reisen müßte. Sie war von der Güte ihres Vaters so bestürzt, daß sie ihm dies Opfer bringen wollte. Sie wollte ihm etwas Gutes tun. Wenn Dohrns sie nicht jetzt so nötig gehabt hätten, sie wäre nicht wieder zu ihnen gekommen, so sehr sie an ihnen hing.

In Sibyllens Herzen wehten die Gefühle wie die Winde in einem Kornfeld, von Osten nach Westen, von Westen nach Osten. So nur reift das Korn; aber die Unruhe der Seele ist schwer zu tragen, und zuviel Wind und zuviel Unruhe sind für Korn und Seele nicht gut. Windstille, warme Sommertage müssen kommen.

Sibylle und Alexander Dohrn waren zwei gute Kameraden geworden, voll Vertrauens zueinander.

Frau Dohrn sagte: „Ihr steht einander gut."

Es war ihr, wie es schien, angenehm, wenn Sibylle ihre Arbeit brachte und ihn um Rat fragte und sie stundenlang miteinander berieten und plauderten.

Frau Dohrn fühlte, wie er dann Vergessen trank, wie er ein natürliches, ruhiges Leben lebte und alles Schwere für Stunden im Hause versank.

In dieser Zeit fielen Sibyllens erste Erfolge, und ganz wunderliche Erfolge, an die niemand gedacht hatte. Des seltsamen Geschöpfes Art zu schreiben gefiel, ja verwunderte manchen. Welches Erstaunen bei Eigenbrodts!

Es wurde über Isebies Sibylle in den Zeitungen geschrieben. Ganz vernünftige Männer gaben sich die Mühe, über das, was Isebies sich ausgedacht hatte, zu schreiben, lobten und tadelten.

Und alle daheim fragten sich: „Woher hat sie das alles? Woher kennt sie den Tod, das Leid, die Liebe und das Alter? Wieso sind die Erfahrungen mit ihr geboren?"

Frau Mutter streichelte sie zärtlich, als sie zum ersten Male gelesen, was ein bekannter und berühmter Schriftsteller über Isebies schrieb. Tränen standen in Frau Mutters Augen, und sie sagte: „Du armes Kind. Ich kannte und liebte dich, als du ein Püppchen warst und in deinen Kissen lagst."

Marie Sibylle war es angst und bange.

Heinrich Eigenbrodt aber hatte unverhohlene Freude.

Die zarte Weltdame wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, sie rümpfte die kleine Nase. Es war ein wenig Mißachtung ihrem Befremden beigemischt. Biwi, die Verheiratete, war voller Freude.

Isebies aber erschien den Ihrigen etwas entrückt zu sein.

Sie selbst behandelte die Sache fast gleichgültig. Nur an dem Abend, als sie mit einer vorzüglichen Besprechung ihrer Arbeit zu Dohrns ging, blickte sie freudigen Herzens zum dunkeln Herbsthimmel hinauf, und der war ausgestirnt, über und über gestirnt, so schön und strahlend, zum Sterben geheimnisvoll. Da durchfuhr sie ein Schauer, und sie dachte über sich nach und dachte über alles nach, was sich mit ihr begeben hatte, und eine Andacht sondergleichen erfüllte ihr Herz; Tränen traten ihr in die Augen, und sie stand unter den noch dichtbelaubten Bäumen vor dem Haus, die den scharf herbstlichen Duft ausströmten, ganz still ...

Es war ihr, als wäre sie ein Königskind aus einem uralten Märchen, ein starkes, glückliches Königskind, mit einer Krone, und ein seliges Gefühl von Macht und Seligkeit bewegte sie. Niemand kannte diese heilige große Stunde. Sie konnte ins Grenzenlose hinein empfinden, niemand lächelte, und sie selbst wußte im Augenblick nichts von Vielheit, Kleinheit, Größe und Maß.

Sie stand unter dem gestirnten Himmel eine glückliche Seele.

Dann ging sie, als berührten ihre Füße den Boden nicht, zu ihren Freunden.

Sie traf Alexander Dohrn allein daheim.

„Nun, was ist's?" fragte er und schaute groß auf, als sie eintrat. „Schön sind Sie, Isebies, heute!"

Sie reichte ihm stumm das Blatt.

Er las.

„Welche Freude!" sagte er. — „Daß sie dem guten Isebies nichts tun!"

Sein Gesicht strahlte.

„Schauen Sie! Schauen Sie, was sie da schreiben. Reingefallen! Verstrickt! — Na!"

Isebies lachte.

„Ich freue mich", sagte er. „Es hätte auch anders sein können. Sie hätten über die schauderhaften Sätze die liebe süße Seele eigentlich umrennen müssen, wie sich's gehört, und die Sätze sind gar nicht so schlimm, Isebies. Ihr Wesen dringt wenigstens durch! Auch durch Druckerschwärze! Aber, aber, wenn die meine Heimatseele kennen würden! wie ich sie kenne! wie sie jetzt die Türe öffnete und hereintrat, und alle Unruhe und Sorge und Schererei ist fort, — und das Lachen ist da, das Glück! — Isebies!"

Er war auf sie zugetreten und hielt ihre beiden Hände in den seinen — fest — fest.

Isebies sah in ihr fremde Augen, in Augen, die sie so anders anblickten wie sonst. Sie erschrak, als hätte sich der Boden vor ihr aufgetan.

„Isebies," sagte er, „— ich weiß nicht, was ich sage. Gott verzeih' mir's, Gott schütze mich und Sie! Isebies! —" Es war wie ein Aufschrei. — „Sie sind mir über alles lieb!"

Verwirrung überkam sie. Unmöglichkeit war möglich! Ihr Freund, ihr guter Freund, dem sie so ganz vertraute, der ihr so heimisch war, — so nah, — so gut, — den sie verehrte, dessen tiefe, ehrliche Seele sie liebte! — Entsetzlich! — Was hatte sie getan?

Er hatte sich auf das Sofa geworfen und das Gesicht in die Hände verborgen. — Sie hörte sich jetzt selbst sprechen. Es klang ganz, als wenn eine Stimme zu einem kranken Kind sprach.

„Seien Sie ruhig, — das vergeht, — das vergeht. Sie haben so viel Sorgen. — Sie nehmen die Dinge so schwer."

Er lächelte schmerzvoll, als er aufschaute.

„Ich hab' meine Heimat gefunden, was meinen Sie? Heimweh ist für den einen überwindbar, — für den andern . . ?

Sie schwiegen beide.

Isebies verstand diese Stunde nicht. Es war alles außerhalb ihr und erschreckte sie wie eine Geistererscheinung.

Unmöglich — unmöglich!

Es war ihr, als müsse sie ihn von diesem Unglück, diesem Bann befreien.

„Denken Sie, denken Sie," sagte sie bebend, „an alles, an Frau Dohrn, an die Kinder, wie lieb alle Sie haben."

„Ich denke an alles, — ich weiß alles", sagte er und faßte nach ihrer Hand und küßte sie in selbstvergessener Leidenschaft.

Sie wollte ihm die Hand entreißen, wie sie es jedem andern Mann gegenüber getan hätte; aber es war etwas in ihr, was sie hinderte, schroff und empört zu sein.

Seine Seele war ihr lieb und heilig.

Sie hatte so Wundervolles in ihm erkannt.

„Weh will ich Ihnen nicht tun. Gott behüte mich davor. Sie sehen selbst alles klar", sagte sie kaum hörbar.

„Ich sehe alles klar zum Verzweifeln", war die Antwort, und er drückte ihr einen Kuß auf die Lippen.

„Frau Dohrn kommt zurück", sagte er in einer Betonung, die Sibylle die Seele erschütterte.

In welch einem Unheil fühlte sie sich stehen.

Frau Dohrn trat ein.

Wie die Dinge geschehn, dachte Sibylle voll dunkeln Staunens.

„Nun, da ist sie ja!" rief Frau Dohrn. „Da ist die Hoffnung und das Lachen!"

Frau Dohrn brachte Bonbons mit und schüttete sie auf dem Tisch aus.

„Heidi," sagte sie, „bei Dohrns geht's auf und nieder." Sie war bei dem Rechtsanwalt gewesen. „Martin hat heut zum erstenmal eine Auffassung, aus der sich Hoffnung schöpfen läßt. Wer weiß, es wäre sogar mit einem Prozeß zu wagen."

„Nie", sagte Alexander Dohrn schroff.

„Ich wag' es!" sagte die Frau fest. „Wie oft hat's mich verlangt, einmal statt einem Kommerzienrat oder sonst einem Ehrenmann einem echten, rechten Löwen gegenüberzustehen. Macht um Macht! Mut um Mut, ohne alle Redensarten. Mein Blick ist nicht schlecht, dünkt mich; — so eine Bestie, ob sie sich nicht davor zusammenkauert!"

Katharina von Rußland, dachte Sibylle wie im Traum.

„Ich bin ganz frisch von dem Gedanken geworden. Ein Prozeß! Weshalb nicht? Kampf — Leben! Mir ist's recht! Druck ertrag' ich nicht; aber Kampf! Um mein Recht kämpft' ich bis aufs Blut, und wiederum mein Recht könnte ich mit dem Fuß von mir stoßen mit Leichtigkeit. Leben! Und erhöhtes Leben! Heiliger Gott!"

„Darum Bonbons", sagte Alexander Dohrn trocken.

„Bonbons statt anderer Sensationen. Ja! Bonbons!" Sie lächelte.

Wir müssen nach Leipzig, meinte Martin, und dorthin soll der Delegierte von der Bank kommen, um mit uns zu verhandeln. Martin hatte heute seinen hellen Tag. Ich bin ganz mutig geworden."

„Ich muß gehen", sagte Sibylle.

„Da geht sie, wenn Dohrns ein wenig obenauf sind!" rief Frau Dohrn.

„Sind sie es denn?" fragte er versonnen.

„Sie sind's!" sagte die Frau. „Mir ist's, als spürte ich neues Leben."

„Sibylle hat ihre erste Besprechung gebracht." Er wollte Sibylle aufhalten.

Sie antwortete: „Die lasse ich hier. Ich bin müde."

Frau Dohrn brachte Sibylle an die Treppe und fragte: „Herr Dohrn war mißgestimmt, schien mir, und die Besprechungen sind gut? Ja? Sehen Sie, es kommt alles. Wann machen wir ein Freudenfest?"

Als Sibylle auf der Straße war, versagten ihr die Füße. Sie ging ermattet. Wie schwer war die leichte Seele, die eben noch in Glückseligkeiten unter dem ausgestirnten Himmel gestanden hatte, vom Schicksal beladen worden.

Sie konnte nur mühsam und gebeugt gehen.

In ihr liebes Heimathaus trat sie wie eine Fremde ein.

Ach, das war nicht auszudenken, was sie erlebt hatte!

Sie ging schlafen, so früh es noch war, und schlief sofort ein vor Erschöpfung. Es war ein tiefer, tiefer Schlaf, wie ihn die ganz Erschöpften schlafen.

Früh war Sibylle auf. Fort — fort! dachte sie.

Sie setzte sich noch im Nachthemd an ihren Schreibtisch und schrieb einen Brief an Frau Dohrn.

„Gut, daß es besser geht, gut, daß Hoffnung aufsteigt, so kann ich Sie ruhiger auf ein paar Tage verlassen. Ich fühle mich krank. Ich bin so erregt. Es ist zuviel für mich: Mein Daheim, Sie lieben Menschen, — meine Arbeit. — Mir schwindelt!

Seien Sie nicht so gut mit mir! Wir müssen uns fremder werden, dann erst, meine ich, kann ich wieder an Leben denken.

Wenn ich zurückkomme, reden Sie mir nicht zu, so oft zu kommen. Wenn wir uns fremder sind, stehe ich Ihnen ruhiger gegenüber und kann besser helfen.

Ich muß mir irgendein Bild von meinem Leben machen, ich will nicht mehr so verworren leben wie jetzt. Ich tue meine Pflicht daheim nicht. Ich betrübe. Bei uns ist immer Freude und Friede, — und ich störe. Denken Sie auch mit mir? Seien Sie fremder gegen mich und nicht so gut, so himmlisch gut wie Sie sind!

Sagen Sie mir nicht, daß Sie mich notwendig brauchen, das ist mir jetzt kein Trost, — ich erschrecke davor.

Sie schreiben und sprechen zu mir wie jemand, der volles Leben in sich hat. Ich fühle, wie ich Tag für Tag über meine Kräfte lebe. Meine Seele ist nicht ruhig. Ich lade Schuld auf mich mit meinem Verhalten zu Hause.

Vielleicht wird alles wieder besser; aber kranken Kindern muß man den Willen tun."

Sibylle bat noch in aller Frühe ihre Mutter, daß sie zu ihren Pfarrersleuten reisen dürfte.

Wie gerne wurde ihr das gewährt.

Marie Sibylle, die Mutter, freute sich, daß ihr Kind so an den prächtigen Leuten hing, daß sie ihnen ihr Glück selbst mitteilen wollte.

So packte Sibylle eilig ihr Köfferchen und fuhr wie ein Dieb in der Nacht mit klopfendem Herzen in das liebe Nest, nahe bei Jena, in dem sie sicher war, herzlich und voller Güte empfangen zu werden.

Sie mußte eine Strecke vom Jenaer Bahnhof aus zu Fuße gehen. Die schönen fremdartigen Berge, die einzig sind in Deutschland mit ihren Weingärten und ihren scharf abfallenden Flanken, ihren großzügigen Formen und Hochebenen, waren von der Herbstsonne bestrahlt und schwammen im Licht, wie Inseln in einem Lichtduftmeer. Die Wälder am Fuße der Berge, an den Nord- und Westseiten waren schon bunt gefärbt.

Sibylle tauchte unruhigen Herzens unter in dieser leuchtenden Herrlichkeit. Wie gut, daß ihre lieben Pfarrersleute so weltabgeschieden wohnten, daß man zu ihnen auf weichen, lebendigen Wegen gehen konnte, über Rasen mit Herbstzeitlosen, den vornehmen, kühlen Blumen wie besät, über elastische Pfade auf dicken Schichten von Tannennadeln, über gestorbenes purpurbraunes Buchenlaub, auf das sterbend neues Laub niederregnete voll farbiger Glut.

Was für eine Welt war das, in der Tod und Leid im

Farbenrausch flammte. Durch die Bäume ging Todesahnen in feurigen Strömen. Die heiligen Bäume lebten ihr geheimnisvolles Leben, das uns so nah und fern, so unbegreiflich ist, das Leben stiller, ruhigerer, vornehmerer Wesen, wie wir es sind, zu denen aus unserem Herzen kein Trost dringt, kein Mitfühlen, die aber uns mit Ruhe und stiller Freude und guter Erdenseligkeit überschütten, die uns mit ihren starken Armen überwölben, schützen, bergen wie Götter, die wir aus innerster Herzensregung anbeteten, zu denen von jeher, solange Mensch und Tier unter ihnen wandeln, Gebete aufgestiegen sind, unter deren Kronen Herzen ruhiger schlugen.

Auch Isebies Sibylle ging unter diesen Kronen gesänftigter, weniger erschreckt, weniger verworren.

Und als das liebe Haus und Dorf der Pfarrersleute vor ihr lag, flossen die Blutwellen wieder natürlicher, sie schien wie aus den Händen guter Wesen entlassen.

Das Haus im Schutze breiter Nußbäume lag wie eine Heimat vor ihr im freundlichen, sanften Tal.

Sie sah im Garten, in dem die Herbstblumen glühten, den Pfarrer und Dichter graben und arbeiten. Die Malven nickten über den Zaun, und die mächtigen Sonnenblumen leuchteten wie Gestirne, und die Pracht der Astern lohte, und das Herbstvögelchen sang. „Gütschü — be, Gütschü — be." Es sang so kristallhell in die klare Herbstluft hinein, so wehmütig selig, wie eine Seele, die es schön findet und wohl zu sterben. Es sang vom süßen Tod der Natur, vom seligen Hinsterben, von Herbstfrieden, von den letzten Dingen.

Der alte Mann mit dem tapfern Gesicht lächelte bei seiner Gartenarbeit und beim Gesang des Vögelchens und hob den Kopf und sah Sibylle am Zaune stehen.

„Mein Kind!" rief er. „Mein gutes, liebes Kind!" Und warf das Grabscheit beiseite. „Ja, daß dich! Wie kommst du daher?"

Er streckte ihr die Hände entgegen, und über den Zaun zwischen den hohen blühenden Malven küßte er sein Kind auf die Stirn und rief seine Frau.

Er gedachte nicht seiner erdigen Hände und strich ihr übers Haar und sagte nur, als er's bemerkte: „'s ist liebe, gute Erde, unser aller Heimat. Nun lauf, mein liebes Herz, und komm zum Gartentürchen rein."

Da kam auch schon die Frau Pfarrerin, mit den braunen Samtaugen, die wie zwei dunkle Stiefmütterchen blühten, mit dem leicht ergrauten welligen Scheitel, dem lachenden, frischen Mund, der ehrlichen Schürze und den liebevollen Händen. Und der Pfarrerin warf sich Sibylle in die Arme und umschlang sie und küßte sie. Da atmete Sibylle Vanille ein, den würzigen Duft von Zitronat und Rosinen und warmen Mehlhauch. Die Pfarrerin hatte Kuchen gebacken.

Sie tat lauter wundervolle Dinge, die lachende Frau mit den blühenden dunkeln Augen; Kuchen backen, Blumen säen, Blumen pflücken, Kinder und Mütter trösten, warme Strümpfe stricken, Früchte liebevoll behandeln, ihre warme Katze streicheln. Ihre klugen Hände nähten blütenweiße neue und alte Wäsche, räumten zärtlich in den Zimmern und der blanken Küche.

Sibylle wurde bewillkommnet wie das Kind vom Hause.

„Ist's doch, als hätte mein Herz davon gewußt," sagte die Pfarrerin froh; „als ich aufstand, war's mir, als flüsterte mein Schutzengel mir zu: ‚Back' einen Kuchen.'"

„Das flüstert dein Schutzengel oft", meinte der Pfarrer.

„Und zwar einen Mohnkuchen", sagte die Pfarrerin lachend. „Den besten von allen."

Dies Haus mit seinen Menschen war ein Friedensnest.

Menschen, die durch die Wandlungen des Lebens gegangen waren, hatten hier die Lebensruhe gefunden, ihren Gott, ihr Jenseits und Diesseits, und was bei unruhigen Naturen zu Unliebenswürdigkeit, Erregtheit, Mißgunst, Übel-

launigkeit und Friedlosigkeit wird, all diese unverbrauchten Kräfte waren hier zu Blumenflor, Kuchen und Sträußen geworden.

Es gibt gar viele Welten hier auf Erden, diese aber war eine der schönsten, kindlichsten, abgeschlossensten und kraftvollsten.

Verwirrnis lag weit draußen in der Welt der andern, Wunschlosigkeit breitet hier ihre Flügel wie eine Henne aus, und die Pfarrersleute waren untergekrochen. Was sollten sie auch wünschen, die Seligkeit trugen sie schon im Herzen, der Tod stand unsichtbar wie ein guter Bote aus einer andern, bessern Welt vor dem Blumengarten, und sie waren es in aller Ruhe gewärtig, daß es einst sichtbar würde, um ihnen zuzuwinken, es sei an der Zeit.

Die Gesichter der Pfarrersleute waren rein und klar. In beiden Gesichtern blühten die Augen.

Sibylle dachte, als sie so ganz beim Willkomm den Frieden dieser wundervollen Welt einsog: Was hat Gott mit mir vor?

Sie gingen miteinander den breiten Weg im Garten zwischen den geradlinigen Blumenrabatten auf und nieder. Sibylle eingehakt in den Arm des Pfarrers und in den Arm der Pfarrerin.

Sie plauderten miteinander.

So sehr der Pfarrer Sorge um seines lieben Kindes Seelenheil im Herzen trug, fragte er doch nicht. Es war ihm genug, daß diese Seele ihm wieder zugeflogen war.

„Weißt du noch, als du vor zwei Jahren zu mir kamst, als du ‚Tristan und Isolde‘ zum erstenmal gehört hattest und mich um das heilige Abendmahl batest, und wie ich es dir reichte? Denn weshalb sollte der Leib unseres Herrn nicht einem schönheitstrunkenen Herzen geboten werden? Ich seh' dich noch unter denen stehen, denen ich den Kelch reichen sollte. Ich kannte all ihre Mühsal, ihre Nöte, ihre Sünden und Qualen des Leibes und der Seele. Mein Kind war aber ohne

Schuld. Gott segne es; ohne Qual des Leibes und der Seele, erschüttert von der Größe der Schönheit und Herrlichkeit, die Gott dem Menschen ins Herz gelegt, trat sie an den Tisch des Herrn. Hast du seitdem nicht wieder das Abendmahl genommen?"

„Nein", sagte Isebies. „Nur aus der Hand meines lieben Vaters möcht' ich es empfangen."

„Das ist nicht recht, jede Hand ist geheiligt, die es bietet; morgen bereite ich meine Gemeinde vor, an den Tisch des Herrn zu treten. Willst du teil daran nehmen? Willst du am Sonntag wieder das Heiligste empfangen?"

„Ja", sagte sie leise.

„Gottlob, daß du ohne Zaudern mir antworten kannst. Ich werde dich in stiller Stunde nicht fragen, was du erlebt hast, du brauchst mir nicht zu beichten. Mir ist's genug, daß ich deine Antwort habe."

„Ich bin nicht besser geworden," sagte Sibylle traurig, „und ich weiß mir und andern oft nicht zu helfen."

„Ich kann dir nur sagen: Die dir angestammt sind, haben fürs erste das stärkste Recht an dich. Sei nicht wehleidig dir und deinen Freunden gegenüber. Unsere Pflichten auf Erden müssen nach einfach menschlichen Gesetzen und Rechten gehen, sonst geraten wir ins Chaos."

Die Pfarrerin drückte ihren Liebling an sich und sagte: „Das Hemd ist mir näher als der Rock. Verzeiht, wenn ich ganz simpel rede."

Über den Zaun rief eine lebensfrohe, rauhe Stimme: „Na, habt ihr euren kleinen Balg wieder mal bei euch? Geh her, laß dich begucken! Biste mal wieder beim lieben Gott?"

Das war der Bruder des Pfarrers, Landarzt im Dorf. Er stand mit seiner langen Pfeife und paffte. „Na, gucke, gucke, die macht sich raus! Mit jungen Mächen fang' ich's Hiten gar nich an, da is der liebe Gott anderscht."

„Ach was", sagte der Pfarrer. „Bleib' du bei deiner Doktorei und red' keinen Unsinn!"

„Der sagt immer noch zu seinem Bruder: ‚Lieber Gott'", brummte die Pfarrerin. „Siehste, Isebies, mit Karlen is nichts zu machen, da mag man sagen, was man will."

„Nee, in keener Weese; aber hibsch is 's bei lieben Gotts, un gar, wenn sie Mohn- oder Zwiebelkuchen mit Speck backen, da kann meine Sindigkeit gar nich erwarten, bis gerufen wird, un wenn der Zwiebelkuchen zu schwer fürs Mägelchen is, da hat sie eenen ‚Kersch' angesetzt. Gottstrambach, in den ihren Himmel lass' ich mersch gefallen. Wär' nich ibel, wenn ich all meine armen Deiwel von Patienten in so eenen schicken därfte, statt sie barfuß un nackig in de Dunkelheit un ins Ungewisse 'neinmarschieren zu lassen."

„Du verstehst dein Metier nur halb", sagte der Pfarrer.

„Jawohl, Philosophie is für so Leite wie ihr, aber wo's Hirn wie'n Knorz is von aller Sorge un Arbeit, da bleib mer davon. Hast'n schon eemal zugeguckt, wie die Katz' mit der Maus spielt, eh' se ihr den Treffer gibt, stundenlang, ewigkeitenlang, mei Lieber, nich zum Anschaun. Der komm ämal mit Philosophie un solcherlei!"

„Kämst du nur", sagte der Pfarrer.

„Den guck' an! Nee. lieber Gott, was ä Doktor is, is ä schlechter Christ!"

„Weil er befangen ist."

„Er!" rief der Bruder und schwang seine Pfeife. „Hab' ich deine Schweine gehitet, daß de mir mit ‚er' kommst! Geh, guckt nach eiern Mohnkuchen. Wollte Gott, es wär' ä Zwiebelkuchen mit Speck, der wär' mir lieber, schon weil de Bauchweh dann merschtenteels ne Sicherheit sin un der Kersch och."

„Du siehst," sagte die Pfarrerin zu Sibylle, „er bleibt sich treu, ein schlechter, gefräßiger Christ und ein guter Doktor."

Der wundervolle Herbsttag, das Behagen im Hause, die

Heiterkeit der Seelen umgaben Sibylle. Das aber war es nicht, was sie hergeführt hatte. Sie hatte hier zu sich selbst kommen wollen, nachsinnen wollen, was zu tun sei; wohin sie sich wenden sollte, denn ihre Freunde konnte sie nicht wiedersehen.

Von den Obstbäumen im Garten tropften die reifen purpurnen Äpfel und Birnen von Zeit zu Zeit ins Gras, wie im Überschwall des Reichtums, und die alten Leute hatten in der goldnen Herbstsonne ihre hellste Laune. Diesseits und Jenseits floß ihnen zusammen; verklärt war Tod und Leben. Das arme, unruhige, verwirrte Herz des guten jungen Geschöpfs, das sich hierher gerettet hatte, wurde ganz beiseite gedrängt in seiner Lebensnot, vor dieser Abgeklärtheit, Helle und dem Reichtum des Herbstes und der reifen Seelen.

Aber es fand sich eine Stunde nach dem Gottesdienst, der Vorbereitung der Gemeinde zum Abendmahl, daß sie mit ihrem Pfarrer sprechen konnte. Sie erzählte ihm von ihren Erfolgen und von Plänen, die wirr in ihrer Seele aufgewacht waren.

„Trügerisch, mein Goldkind, trügerisch! Du suchst Ruhe und Befriedigung in der Kunst? In ihr ist weder Friede noch Genügen zu finden. Die wahre Kunst wird aus der Schönheit geboren und deutet auf Höheres hin, über sich hinaus. Die wahre Kunst ist prophetisch. Sie zeigt uns das Wirkliche als ein Verklärtes, sei es in Worten, Tönen, Farben oder in Stein. Frieden kann nur der gewähren, der selbst den Frieden hat, den die Welt nicht hat; ‚den Glauben aber kann man nicht einschnupfen‘, meinte Freiherr von Stein.

Schriftstellerin — welch ein trauriges Wort! Ich meine, mein Goldkind müßte schamrot werden. In all deiner Unzulänglichkeit glüht ein Funken von echtem Feuer, und du willst dich Schriftstellerin nennen lassen? Willst so Brot verdienen, Handel treiben? Wie, mein Kind?“

„Ich will arbeiten!“ sagte Sibylle. „Ich will das, was ich in mir fühle, wirklich vollenden. Zu Hause kann ich das nicht. Ich will fort von zu Hause.“

„Fort von zu Hause? Wie das aus deinem Munde klingt. In die Fremde? So ein weiches Herz wie du? Willst deine Seele ausbieten, deine Schmerzen, deine Seligkeit verkaufen? Ich weiß schon, was du willst, — du verschweigst mir — du verschweigst mir.“

Es war ja nicht ihr Geheimnis allein, was sie von zu Hause forttrieb. Sie durfte nicht sprechen, so gern sie ihres alten Freundes Hand in die ihrige genommen und gesagt hätte: Ach, was soll ich tun, wo soll ich Hilfe und Rat finden?

„Ich verschweige nicht — ich verschweige nicht“, gab sie aber zur Antwort.

„Diesmal bist du nicht wahr, mein Kind“, sagte der Pfarrer ruhig.

Am Abend saßen sie alle drei bei der Lampe.

„Es könnte sein,“ sagte der Pfarrer, „daß heute noch unser guter Junge käme, er könnte drüben bei Karl wohnen, weil unser Fremdenstübchen so gut besetzt ist.“

„Was habt ihr denn für einen Jungen?“ fragte Sibylle.

„Ja, da wirst du dich wundern“, meinte die Pfarrerin. „Wir haben jetzt zwei Kinder, dich und ihn. Du kennst ihn sogar. Sag's nicht, wer's ist,“ wendete sie sich lebhaft an ihren Pfarrer, „sie wird schon sehen.“

Und sie sah. Der Pfarrer las eine Parabel vor, die er gedichtet hatte, und sagte: „Ein wenig Pfeffer in diese Welt streuen, ist hin und wieder ganz gut und braucht es.“

Da tat sich die Tür auf und Ottomar trat ein — Ottomar Rauchfuß.

„Ottomar!“ rief Sibylle. Es war ihr Herzensfreund, Lillys Bruder.

„Isebies!“

In diesem einfachen Aussprechen der Namen lag alles, was sie miteinander erlebt hatten: die schöne Kindheit, die starke Luft des Ettersberges, ihre Zusammengehörigkeit.

Beide sahen sich einen Augenblick voll Verwunderung an.

Sie sah nur seine Augen. Das waren die braunen, ernsten uferlosen Augen, in die sie als Kind so gern hineingeschaut hatte wie in eine ruhigere Welt.

Er schien noch gewachsen zu sein, die Gestalt war kräftig, schlank.

Er blickte auch auf Sibylle so wie einst, als wollte er wie damals sagen, wenn er ihr nicht so recht traute: Sieh mir in die Augen; und wenn sie ihn mit weit offenen Augen dann angesehen, war die Sache für ihn erledigt. So auch jetzt. Es war für ihn die Isebies, seine und seiner Schwester gute Isebies. Er gab ihr die Hand wie sonst, und es war, als lägen keine Jahre zwischen der letzten und dieser Begrüßung.

„Hast du damals meinen Brief bekommen?"

„Den letzten —," sagte Isebies, „auf den ich nicht wieder schreiben durfte?"

„Ja, den", sagte er.

Er begrüßte den Pfarrer und die Pfarrerin herzlich und wurde von ihnen so herzlich aufgenommen wie Isebies heut morgen.

„Was sollen wir nun tun?" fragte Ottomar. „Sibylle hatte ihren Eltern versprechen müssen, den Verkehr mit allem, was Rauchfuß heißt, aufzugeben. Die Ursache ist Ihnen bekannt."

„I bewahre," sagte die Pfarrerin, „das haben die so nicht gemeint. Nun ist ja alles gut und friedlich. Dich lassen wir jetzt nicht von uns fort, unsern liebsten Freund, unsern guten Jungen, da laß mich nur an die Eigenbrodts schreiben. Das war damals!"

Der Pfarrer schaute nachdenklich.

Ottomar stand wie jemand, der entschlossen ist zu gehen.

„Nein," sagte der Pfarrer, „du bleibst. Ich nehme die Verantwortung auf mich. Ich stimme allerdings nicht mit meiner Frau so ohne weiteres überein. Frauen nehmen solche Dinge auf die leichte Schulter. Aber in diesem Falle ist es auch meine Meinung, daß du bleibst. – Es ist eine Fügung Gottes, daß wir uns fanden, wie die, daß wir Isebies Sibylle fanden. Ich halte es für gut, daß ihr einander einmal wieder sprecht. Unser Kind braucht Rat und Hilfe. Vielleicht kannst du mit uns das Rechte für sie finden. Ich sollte heute noch an Eigenbrodts schreiben. Bleiben sie bei ihrem Entschluß, was ich durchaus nicht glaube, so ..."

Der Pfarrer hielt inne, als traue er selbst seiner Folgerung nicht ganz.

„In Gottes Namen", sagte er dann. „Diese Verantwortung nehme ich einfach auf mich. Jetzt setz' dich, Ottomar. Hätte ich es vordem gewußt, wie die Dinge stehen, so hätte ich dich gebeten, deinen Besuch aufzuschieben; — aber so .. Es ist ja kaum möglich, da du zu uns gehörst und bald noch enger zu uns gehören wirst."

„Da weißt du auch wohl gar nicht, daß Ottomar Rauchfuß, wenn er sein Examen nächstens hinter sich hat, aller Wahrscheinlichkeit nach hier neben meinem Manne Hilfsprediger werden wird?" fragte die Frau Pfarrerin.

„Nein." Sibylle schaute Ottomar groß an. „Theolog bist du geworden?"

„Staunt dich das so?"

„Ein wenig bin auch ich mit daran schuld", sagte der Pfarrer. „Ich möchte gerad' in unserer Zeit die Besten zu uns herüberholen. Das heißt zugleich die Redlichsten und die Tapfersten."

„In Tapferkeit und Redlichkeit," antwortete Ottomar lächelnd, „sollen Sie sich hoffentlich nicht getäuscht haben."

Sibylle dachte: Komisch, daß ich die Pfarrer früher gar nicht leiden konnte. Und nun sitze ich mitten unter ihnen, und der liebste Junge gehört zu ihnen.

Sie hatte oft darüber nachgedacht, was Ottomar wohl geworden sei. In keinem Beruf hatte sie sich ihn vorstellen können. Ja, wirklich, sie konnte ihn sich jetzt ganz gut als Pfarrer denken; aber nicht in der Stadt, nur unter Bauern in einem stillen Dorf, wie den guten Pfarrer Schönwetter hier.

„Und Lilly!" fragte sie und fand sich schuldig, daß sie nichts von ihr wußte.

„Lilly?" antwortete Ottomar gedankenvoll. „Es ist dieselbe Lilly, die wir kannten, der man die Hände unter die Füße breiten möchte. Entsinnst du dich genau, Isebies, wie sie aussah?"

„Ja", sagte diese versunken in Erinnerung.

„Es legt ihr niemand die Hände unter die Füße."

Er griff in seine Brusttasche und zog ein Taschenbuch hervor, entnahm ihm ein Bildchen und reichte es Isebies.

„Lilly!" rief sie, und Tränen schimmerten in ihren Augen. „Lilly mit zwei Kindern. Das ist das älteste," sagte sie, „das, — für das ich leben und arbeiten wollte. Wenn man dem einen wohltut, tut man dem andern weh. Ihr war ich treu von ganzer Seele und durfte es nicht sein. Sagt mir, wie findet man sich in dieser Welt zurecht? Es ist nicht so einfach. Das andere Kindchen ist wohl etwa zwei Jahre. Und was tragen sie, Lilly und das Älteste, für Bündelchen auf dem Rücken?"

„Rucksäckchen", sagte Ottomar. „Sie wandern viel. Du wirst alles erfahren."

„Wie zart und schön sieht Lilly aus. Ist sie glücklich?" fragte Isebies zaghaft.

„Sie glaubt es zu sein."

„Wieso glaubt sie es nur?"

„Es ist viel, wenn man es zu sein glaubt. Nur möge der Glaube ihr erhalten bleiben", antwortete Ottomar ernst.

„Ist er nicht gut zu ihr? Liebt er sie nicht, wie er sie lieben müßte?"

„Er liebt sich selbst. Sie liebt ihn auch, und das läßt er sich gefallen. Wenn es so bleibt, wie's jetzt ist, mag's sein. Wir werden's erleben."

„Wo wohnen sie?"

Sie bekam zur Antwort: „Er ist Schriftsteller, braucht Anregung, ist nicht fürs Familienleben geschaffen, und so hat Lilly eigentlich kein Heim, lebt bald da, bald dort mit den Kindern und betet ihn aus der Entfernung an. Sie ist so ziemlich vogelfrei. Er nennt sie sein wanderndes Frauchen. Entsinnst du dich noch, wie sie sagte: Ich kann nur sein, wenn mich jemand, der mich liebt, an der Hand hält. Von da an wußte ich, daß ihr ein schweres Los bestimmt war, denn was uns am schwersten fällt, das müssen wir erleben."

„Wie kommst du darauf?" fragte Sibylle erstaunt und dachte an die Legende, die sie ihrem Vater geschenkt hatte.

„Wie ich darauf komme? Weil ich die Augen offen habe."

„Ich hab' dasselbe gedacht", sagte Sibylle befangen.

„Das ist natürlich," meinte er, „denn schon zu jener Zeit wußten wir davon. Der Dorn, den du der Alten aus dem Fuß zogst und zwischen den Lippen hieltest! Von da an ist der Gedanke wohl in dir und mir gewachsen. Er ist auch einfach genug, so daß jeder eigentlich darauf kommen muß."

„Isebies aber," sagte der Pfarrer, „kann diesen Gedanken wohl aussprechen oder niederschreiben, aber schwer wird sie danach handeln. Sie tut, was ihr gefällt."

„Sie kann auch tun, was ihr schwer zu tun wird", sagte Ottomar. „Leicht war es ihr nicht, Lilly und mich aus ihrem Leben zu streichen, nichts mehr von uns zu hören und zu sehen. Ich fürchtete fast, daß sie dennoch an mich oder Lilly schreiben würde. Sie tat es aber nicht."

Das war der alte, liebe, ernste Ottomar, der so sprach.

Sibylle, wie in einem Traum befangen, war wieder das

glückliche, verträumte Kind, das so gern nach Ottomars einfachen Worten und einfachen Taten handeln wollte und es so oft nicht konnte.

Ottomar war ihr das Maß gewesen, das sie an Gutes und Böses legte. Wenn er sie gelobt hatte, welch ein Frieden des Herzens, und wenn er tadelte, welche Verzweiflung! Sie hatte als Kind oft gedacht, er steht Gott näher als andere Menschen.

Ja, es war ganz recht, daß er Pfarrer wurde. Dann konnte er mit kummervollen Leuten reden, mit Leuten, denen er zum Besten zusprach. Denn mit Gebildeten um nichtige Dinge zu plaudern, war er zu gut.

Sonderbar, daß Alexander Dohrn ihm darin glich. Wie weh tat es Sibylle jedesmal, wenn sie ihn so gründlich mißverstanden sah. Alexander Dohrn aber war unendlich schwerer zu verstehen als Ottomar. Ottomar war von jeher der einfache Mensch gewesen, dessen ruhige Seele leicht und stark über die Erde ging, und Alexander Dohrn war ein Sucher, ein Grübler, der nicht ruhte, bis er das Wesentlichste erfaßt hatte. Welche Weite des Denkens lag in ihm, und dann wieder war in ihm etwas Kindliches, das Ottomar fehlte. Oder fehlte es auch ihm nicht?

Ein wenig glichen sie einander.

Isebies-Sibylle fühlte sich in Ottomars Nähe ruhiger. Es war ihr, als könnte nichts Schweres und Beunruhigendes geschehen, seit sie ihm wieder begegnet war, und er sprach mit ihr genau so wie vor fünf Jahren, als hätten sie sich jeden Tag in dieser Zeit gesehen und gesprochen. Sie gehörten wieder wie einst einfach zueinander.

Abends brachten die Pfarrersleute und Sibylle Ottomar zu Onkel Karl. Der Mond schien, die Bäume standen im monddurchleuchteten Herbstnebel, so zart und licht gewoben wie hingehaucht. Es war solch eine Herrlichkeit in der Natur, daß aller Herzen ergriffen waren.

Als Ottomar Sibylle die Hand zum Abschied gab, sagte er: „Es kann nichts Böses dabei sein, daß wir uns wiedersehen. Schlaf sanft, Isebies."

Am Sonntag Morgen war heilige Pfarrhausstimmung. Der Pfarrer ging auf und nieder auf dem geraden Weg zwischen den Malven und Sonnenblumen, die Herbstnebel lagen noch wie kühle Schleier über Wald und Wiesen.

Niemand redete den würdigen Herrn an. Niemand störte ihn. Die Pfarrerin hatte das liebe mittuende Schweigen, die Magd ging im Hause vorsichtig und leise in Strümpfen.

Es war ein so schönes, gutes Schweigen. Und der vortreffliche Kaffee und der festliche Sonntagskuchen. Heiligkeit und Erdenbehagen waren hier verbunden.

Im Wohnzimmer lag der Talar und die schwarze Kappe, die der Pfarrer zum Kirchgang aufsetzte, und die weißen Bäffchen, die Sibylle nicht leiden konnte, die ihr den ganzen Pfarrer verdarben. Sie legte sie auch heute unter die Kappe.

„Das war aber eine Überraschung gestern abend", sagte die Pfarrerin beim Kaffee. „Ihr seid wie Geschwister miteinander. Das hat uns Ottomar nie erzählt, daß ihr euch so nahe steht. Er sagte nur einmal, als wir zufällig von dir sprachen: ‚Die Isebies Eigenbrodt kenne ich auch.'"

„Ja, wir kennen uns gut", sagte Sibylle leise. „Es wäre besser gewesen, meine Eltern hätten den Verkehr mit Lilly und Ottomar nicht verboten."

„Ich kann es mir aber vorstellen," meinte die Pfarrerin; „die Geschichte mit seiner Schwester hat Rauchfußens damals unmöglich gemacht."

„Aber gut ist es doch nicht, dies: Haut ihn, er hat keinen Freund", antwortete Sibylle.

Ihre Antwort ließ den ganzen Kampf ihrer Seele fühlen, den sie durchlitten hatte. Augen und Mund bekamen etwas Trotziges.

„Still", sagte die Pfarrerin. „Das ist kein Gespräch für heut morgen. Trink' deinen Kaffee und iß den Kuchen. Ich gehe auch zum Tisch des Herrn. Setz' dich dann auch in die Laube und laß dich von Gottes Sonne bescheinen, das macht gut und still. Ich ruf' dich, wenn ich gehe. Ottomar geht auch mit."

So hatte Isebies wieder mit dem Freund ihrer Kindheit das Abendmahl genommen. Der Pfarrer hatte es seiner Frau und den beiden guten, jungen Menschen, die ihm ans Herz gewachsen waren, nach den anderen Gemeindegliedern gereicht.

Die geheimnisvollen Worte hatten wieder wie ein dunkles Meer gerauscht. Mystische Töne und Kräfte den Raum erfüllt, die Herzen berührt. Der Trost aller Getrösteten, die Not aller Sterbenden, die Einswerdung nach den Schmerzen und Freudenqualen der Vielheit, die Ahnung aller Erwachenden, an denen die mächtigen Worte vorübergerauscht, waren auferstanden und berührten die erschauernden Seelen.

Welch einen Friedenstag lebten sie miteinander.

Nach dieser heiligen Stunde fuhr Sibylle mit dem Pfarrer und Ottomar in eine andere Gemeinde des Pfarrers, in der er ein Begräbnis halten mußte.

Ein altes Bäuerchen war gestorben, lag friedlich mit gefalteten Händen in seinem Sarg in der wohlaufgeräumten armen Stube. Die alte Frau saß mit gefalteten Händen friedlich am Sarg. Im ganzen Haus duftete es nach Kaffee, den die Frau für die Trauergäste hergerichtet hatte. Jetzt war alle Arbeit zu Ende, und die Stunde vor dem Begräbnis war sie bei ihrem alten Mann, gerade so schweigsam, wie sie so manchen Sommerabend vor der Türe am Hause miteinander gesessen hatten.

Der Pfarrer sprach mit der Alten. Sie erzählte ihm ruhig von den letzten Stunden des Heimgegangenen. „Da hat'r zum Sohn gesagt: ‚Fahr' heit nich auf Weimer. Ich sterb'

heit. Gib mir 'n Kaffee, die Mutter soll en guten machen. Ich leg' mich ruhig nieder. Fahr' aber heit doch lieber nich auf Weimer.' Nach ein paar Stunden hat er noch e mal e Schälechen gewollt, hat aber nur e paar Schlickchen getan; dann hat er mer die Hand gegeben un gesagt: ‚Mir ham gut miteenander gehaust, das muß ich sagen.'

Un nich lang darauf is er eingeschlafen, ganz stillechen."

„Ja," sagte der Pfarrer, „und ihr habt auch gut miteinander gehaust."

„Gelle ja", sagte die Alte. „Ich bin ganz zufrieden gewesen. Die gute Stunde selber war er immer von jung auf. Un wenn man so miteenander alt geworden is."

Am Grabe sprach der gute Pfarrer schlichte Worte, die so ganz zum Leben der alten Eheleute paßten. Den jungen Leuten legte er ans Herz, so still und brav zu sein wie das alte Paar, das jetzt vom Tod getrennt worden war; den Alten sprach er vom Tod als von einem guten Freund, einem heiligen Führer, den niemand zu fürchten brauche, den sie aber vor Augen haben sollten, denn er sei der Führer zum Guten. Er lasse das Erdenleben weniger schwer erscheinen, denn er erlöse davon. Sie sollten sich ihm ruhig anvertrauen. Er sei der beste, wahre Freund, der es wirklich gut meine, der zu ihnen sage: Kinder, seid vernünftig, hängt eure Herzen nicht so fest an diese Erde. Sie ist ja nicht eure Heimat! Ich führ' euch erst in eure Heimat. Schaut selber her: Gibt's hier eine Freude ohne Leid? Gibt's hier irgend etwas ohne Mühe und Kampf? Das bißchen Essen, wie müßt ihr euch dafür abarbeiten und abrackern. Nicht einmal ist es euch leicht gemacht, an Gott unsern Herrn zu glauben. In Dunkel ist alles gehüllt. Und wenn ich, der Tod, nicht wäre mit meiner sichern Stunde, da spräche kein Ding und kein Mund die Wahrheit zu euch: Ich aber, der Tod, ich spreche die Wahrheit. Wenn ihr so hin und wieder an mich denkt, denn oft tut ihr's leider nicht, weil ihr mich törichterweise fürchtet, da

vergesse ich nie zu sagen: Nehmt euch in Obacht, meine Stunde kommt. Macht euer Bündel nicht so schwer. Laßt den andern auch was. Nicht so rappschen! Ihr könnt ja nichts mitnehmen als den Frieden eurer Seele und die Güte eures Herzens.

So sprach der gute Pfarrer Schönwetter, und die Leute verstanden ihn.

Sibylle nahm dann beim Lehrer dem Pfarrer den Talar ab, packte ihn in das leinene Tuch, wie sie es sonst immer während ihrer Konfirmationszeit getan hatte, und sie fuhren alle drei wieder heim im Kütschchen.

„Siehst du," sagte der Pfarrer, „so treiben wir's immer noch und werden's nicht müde. Alle Weisheit dieser Welt, mein liebes Kind, ist ganz schön; aber so von Herzen zu Herzen, so ganz ureinfach — und ich bin bei den Weisen dieser Welt gar oft zu Gaste gewesen —, so ganz ureinfach darf der Herr Pfarrer Schönwetter sein, dann ist er sicher, verstanden zu werden. Wie heißt das alte Ding: Wir wollen weniger erhoben, doch desto mehr gelesen sein. 's ist übrigens ganz egal, der eine macht's so, der andere so, wenn's nur aus lebendiger Seele kommt."

Die Pfarrerin hatte in der Laube gedeckt, ein Strauß stand auf dem Tisch, der Garten lag im hellen Sonnenglanz, und alle waren in froher Stimmung.

Auch Sibylle schien wie aus einem schweren Traum erwacht. Der Freund ihrer Kindheit an ihrer Seite! Sie fühlte manchmal seine Blicke auf sich ruhen, als wollten sie ihr bis in die Seele dringen. Sie fühlte, wie die Pfarrersleute ihn liebten und hochhielten, und er hatte sein altes schönes, freies Knabenlachen noch.

Ach, wie gut das alles war!

Am Nachmittag ging sie mit Ottomar durch den sonnendurchschienenen gold- und rotleuchtenden Buchenwald.

„So können wir uns einbilden, Ottomar, wir gingen im Ettersberger Forst Jahre zurück."

„Können wir noch genau so miteinander reden?" fragte er ganz einfach im Ausdruck.

„Ja," sagte Sibylle, „genau so, — daß du Pfarrer werden willst, hat mich zuerst doch erstaunt und fast erschreckt."

„Weshalb soll ich es nicht werden? Ich bin ein einfacher Mensch, das fühle ich so recht, wenn ich unter andern bin. Die komplizierten Dinge interessieren mich nicht. Ich bin auch zu lebendig. Unter Büchern allein könnte ich mein Leben nicht verbringen, und die beißende Klugheit der Gelehrten stößt mich ab. Ich sehe das Leben so groß und den Tod so groß — und finde, daß unser Herz ein so wundervolles Ding ist, daß ich mich darauf freue, zu Sterbenden zu gehen und mit ihnen zu sprechen. Es wird so viel dummes Zeug auf Erden geredet und getan, auch von den sogenannten Gelehrten.

Mit Leidenden und denen, die dem Tode nahe sind, läßt sich's reden. Sie sind die einzigen, die hören, — die wirklich hören.

Von all den Menschen, die in den letzten Jahren mit mir sprachen, waren es nur zwei, die nicht nur mit dem Maule wackelten: der eine unser Pfarrer Schönwetter, dem ich mich auch fürs erste verschrieben habe — fürs erste —; die Einfachheit, in die er sich zurückgezogen hat wie in ein Refugium, hat mir's angetan; und noch ein andrer, ein Mensch, den ich einmal sah und nicht wieder sehen wollte, — um, sagen wir, den Eindruck zu behalten. Und dazu war's einer aus Weimar!

Ich saß an einem Herbsttag an der Saale in einem kleinen Gasthaus und hatte meinen Dackel mit und stand mich nicht besonders mit dem Dackel; es war nicht der Hund, der zu mir gehörte, denn auch Mensch und Hund müssen einander finden wie Freund und Freund. Es war so einer, du weißt, wie meine fidele Stiefmutter solche nannte: ‚Kommst her oder net, und da kam er her oder net.' Nach solch einem ist's nicht besonders ehrenvoll zu rufen, und man läßt's bald sein.

Das tat ich auch. Ich setzte mich wieder an meinen Platz und schaute in die helle Saale.

‚Sei nachsichtig, und du wirst bald das Nachsehn haben', sagte da jemand hinter mir mit der wohlklingendsten Stimme, die ich je gehört habe.

Ich schaute mich überrascht um, da saß ein rassiger, dunkelhaariger, fast bartloser Mensch, vornehm im Äußern. Ein Ränzchen aus hellem Segeltuch lag auf dem Tisch.

Er hatte mich beobachtet und lächelte, als ich mich umdrehte.

In seiner Bemerkung lag allerlei, was mich überraschte. Ich hatte freilich das Nachsehn, aber daß dies aus der vielgerühmten Tugend der Nachsichtigkeit sich sogleich ergeben sollte! Natürlich! Er hatte recht. Ich dachte: ‚Dumm ist er nicht!'

Dann dachte ich: ‚Nicht jeder verstände es, einen wildfremden Menschen so sicher und liebenswürdig dabei, ohne jede Grimasse oder dumme Verlegenheitsangewohnheit mit einer feinen, sogar geistreichen Bemerkung anzureden.'

Das ist für manche schwerer und unmöglicher als einen neuen Weltteil zu entdecken.

Er war damit beschäftigt, eine kleine Spirituslampe anzuzünden und kochte sich in einem silbernen Kesselchen Kakao. Es duftete um ihn her, und die Flamme flackerte. Er tat alles sehr intelligent und geschickt und trug unter seiner Reisemütze eine Art Kappe aus roher Seide. Wahrscheinlich war er empfindlich."

Sibylle hörte ihrem lieben Freund mit großen Augen zu; das konnte nur Alexander Dohrn sein. Sie sagte aber kein Wort.

Ottomar erzählte ihr, wie sie sich dann miteinander weiter unterhalten hatten.

„Wir sprachen über seine Bemerkung. ‚Vergessen Sie das nicht, solange Sie etwas erreichen wollen', sagte er.

‚Wir selbst haben es uns so ins Herz gelegt, andere zu vernichten, um uns zu erhalten. Zu solchem Ziel ist jede Frechheit, jede List und Gewalt, jedes Unrecht erlaubt und geboten und belohnt sich auf der Stelle. Jede Unentschlossenheit, jede Abschwächung des straffen, zielbewußten Willens, etwa aufkeimendes Mitleid, die leiseste bessere Regung rächt sich unmittelbar: siehe Dackel, der Fang ist vereitelt. Darum Verdruß, wenn die Beute entgeht, und Herzensfreude, wenn sie röchelnd am Boden liegt. — Kein andrer Ausweg, um zu leben: — erbarmungslos zu morden.

Sehr bald aber wird der Raubende den Unterschied gewahr zwischen dem leicht und dem schwer zu erlangenden Fraß, zwischen der sichern und der gefährlichen Jagd, zwischen der wehrlosen und der wehrhaften Beute, und er lobt das eine und schilt das andere, betrachtet das eine mit Haß, das andere mit Liebe, — nur sich im Auge. Was sich fressen läßt, gefällt ihm, und er nennt es gut; was sich nicht willig hergibt, was widersteht, was gar ihn selbst angreift, mißfällt ihm, und er nennt es schlecht und böse! Fressend hält er das Tun für löblich und recht; doch selbst gefressen für unrecht und böse.‘

Sehr einfach und sehr ungewöhnlich, dachte ich. So ein eigentümlicher Wandersmann. Er sprach so lebendig, als hätte ich ihn nur in seinen Gedanken unterbrochen. In einer schaffenden Stunde. Er sprach auch nicht gackernd und nicht äh — äh — zwischen jeden paar Worten. Ein schöner Mensch mit einer schönen Sprache und einer Glut des Denkens.

Wenn ich dir so davon erzähle, kannst du dir doch keine Vorstellung davon machen.

Er gab ein großes Bild, wie das Rauben und Morden allmählich in fest gehandhabte und streng eingehaltene Ordnung gebracht wird und alle Welt sich freudig dieser Ordnung fügt, und wie jedermann, was er an sich selbst als grauenvoll empfindet, dem Nächsten gelassen antut.

Er sagte: ‚Kaltblütig und mit Ruhe wird gemordet und in sanften Formen gefressen.‘

Und wundervoll, wie aus diesem grauenvollen Bilde Selbstlosigkeit sich hob, das Wunder aller Wunder, Quell und Ursprung aller Gottheit.

Was der Kakaomensch sprach, hatte etwas Hinreißendes, war ein Kunstwerk.

Glücklicher! dachte ich. Wie der sein Bestes achtlos in den Wind streut, denn daß ich zufällig kein Weidenstrunk an der Saale war und kein Schmierfinke aus dem alten Rattennest, schien ihm ganz egal.

Er blies an seinem Kakaomaschinchen herum, und sein Gebräu duftete ganz geheimnisvoll und köstlich.

Ich wollte ihn bitten: Nimm mich mit, wandre ein Stück mit mir, ich bin kein Esel. Aber mir fehlte der Mut, der Mann hatte etwas verblüffend Vornehmes, Abwehrendes, trotz alledem, daß er mich so zu packen gekriegt hatte wie einen Frosch."

„Du sagst auch: wie einen Frosch!" rief Sibylle. „Das sage ich immer, er fängt sich die Leute wie Frösche."

„Kennst du ihn?" fragte Ottomar erstaunt.

„Alexander Dohrn."

„Er hat mich eingeladen zu kommen."

„Und du kamst nicht!" Sibylle seufzte auf. „Du bist Gottes Weg nicht gegangen. Du hast's versäumt. — Du hättest kommen sollen. Daß du ihm begegnen mußtest!"

„Ja," sagte Ottomar, „es war eine Begegnung, die mich ergriffen hat, dieser schöne vornehme Mensch mit seiner Seele, die schwer an Gedanken trug. Ob er eine Form finden wird? Daß du ihn kennst! Der Pfarrer erzählte mir, daß du Erfolg hast, daß du schreibst. Mich hat's ganz sonderbar berührt, du, — Isebies!

Tu's nur recht anständig und ehrlich, verstehst du, ganz urehrlich, so wie ich den Eindruck hatte wie der Alexander Dohrn denkt. Dann wird's auch was!

Und denke nicht, daß du berühmt werden willst. Tu dafür nur ja nichts! Wir wollen eigentlich dasselbe. Ich weiß, du hast ein Herz, so tief wie ein Brunnen. Das sagtest du sonst immer. — Das klagtest du sonst. Du willst auch etwas vom Leiderlösen, das du in dir fühlst und in den andern vermutest. Gell?"

„Vielleicht."

„Da halte dich aber nur rein vom Pack und werde nicht eitel. Ich gehe in ein Dorf, wahrscheinlich komme ich hierher. Ich will einfach mit den Erdenleuten zu tun haben, und wenn ich werde wie unser Pfarrer, ist's gut. Etwa ein eitler Herr Pastor in der Stadt, davor behüte mich Gott, oder ein gelehrter Pfarrer — Jawohl! Mir ist jede Form der Religion recht. Jedes Symbol ist gut. Wir, in der Welt der Bilder und Worte!"

„Ottomar," sagte Isebies, „du gehst einen guten Weg. Du gehst so unentwegt wie damals schon. Früh nach sechs mit der Laterne den Ettersberg hinab zur Schule."

„Das war sehr gut", sagte er. „So lernt man am besten die Wege dieser Welt gehn. So geh' ich leicht auch über schwere Dinge. Man soll ja nicht glauben, daß die schweren Dinge dieser Erde etwa schwerer sind, als wenn ein müder Junge winters mitten in der Nacht aufsteht, sein Laternchen anzündet und jeden Morgen durch Schnee und Kälte und Wind und scheußlichen Regen in die ekelhafte Schule wandert. Ich wollte, du und Lilly, ihr hättet das auch tun müssen.

Ich wollte auch, Isebies, ich wüßte über Lilly besser Bescheid. ‚Sein wanderndes Frauchen!' — damit bin ich nicht recht einverstanden. — Sag' einmal, wen hast du denn jetzt statt uns?"

„Komische Frage, statt euch hab' ich niemanden."

„Ich meine, was hast du für Freunde?"

Über Sibylles Gesicht zog eine Wolke. „Haben die Pfarrers dir davon erzählt?"

„Nein. Nichts."

„Ich werde dir einmal davon sprechen, Ottomar. Jetzt nicht."

Ottomar faßte Sibylles Hand. „Immer bin ich für dich da. Immer. Vergiß das nicht, keinen Augenblick vergiß das. — Tu nichts, von dem du denken müßtest, ich fände es nicht gut."

Sibylle lächelte wie im Traum.

„Das klingt unverschämt, nicht wahr? Aber es macht nichts. Weißt du noch? ‚Grüne Laus!' — So nanntest du mich sonst, wenn ich so was sagte; aber Scherz beiseite, ich kenne dich, wie dich niemand sonst kennt. Wenigstens bilde ich mir's ein.

Wir drei hätten beieinander bleiben sollen!" sagte er voll Wehmut. „Es war eine Zersplitterung, als die Trennung kam."

„Ja", meinte Isebies lebendig, und Tränen traten ihr in die Augen. „Wir waren wirklich eine Macht da oben, — keine Langeweile konnte herein, keine Menschen. Ich glaube, wir wären einander ewig genug gewesen! Wir hätten zuletzt nur irgendein Gemurmel und Gebrumm wie die Tiere gehabt und hätten uns bis ins Herz hinein verstanden. Ach, daß es dir auch so ergangen ist, daß du die Sehnsucht nach uns dreien nie verlorst! Ich nie! Und werd's auch nie! Siehst du, wie wir miteinander reden können, sauer und faul und alles, — und wenn wir über Regenschirme sprachen, so war's schön! — Und niemand konnte es so wie wir! Du und Lilly, ihr konntet mir ins Herz sehen. Ich wäre ein besserer, ruhigerer Mensch geworden."

„Lilly aber wollte ihren Götzendienst", sagte Ottomar schroff. „Wäre die auch im Winter um sechs Uhr hinunter in die Schule gegangen, da hätte sie wohl eine Weile ruhig ertragen können, daß sie niemand in Liebe an der Hand hielt. Wer hält sie jetzt? Dumme Suse! Ich weiß es nicht, Isebies!"

So plauderten sie wie einst, und beider Herzen schlugen.

„Mir paßt's doch nicht, Isebies, daß wir hier so miteinander hingehen, und wenn drei Pastor Schönwetter es in Ordnung finden. Ich liebe das Verstohlene nicht."

Ach, und sie kannte das Verstohlene. Dunkelrot wurde sie und senkte die Augen.

„Ich fahre heute abend zurück, Isebies. Solltest du mich in irgendeiner Sache wirklich brauchen, dann bin ich bei dir. Aber nur, um miteinander zu plaudern, dürfen wir uns nicht sehen. Komm, wir wollen jetzt heimgehen."

Inzwischen war ein Expreßbrief an Sibylle abgegeben worden, ein Brief, der mit dem Boten fünfundsiebzig Pfennig kostete. Die Frau Pfarrerin hielt ihn ganz erregt in der Hand, als ihre beiden Gäste eintraten. „Herr, du meine Güte," sagte sie, „was ist denn das? So einen teuren Brief hab' ich mein Lebtag nicht bekommen. Es wird doch niemandem etwas geschehen sein?"

Sibylle nahm den dreieckigen Brief, der ganz von Marken überdeckt war, auch auf der Rückseite. „Nein," meinte sie verlegen und erschreckt, „das ist gar nichts, — der ist von Frau Dohrn."

Die Pfarrerin schüttelte den Kopf. „Das ist das erste, was ich von deiner Frau Dohrn erfahre. Einen so zu erschrecken! Und wozu das viele Geld? Ist's denn gar so nötig?"

Sibylle hielt den Brief in der zitternden Hand, ohne ihn zu öffnen.

Die Pfarrerin meinte: „Na, wenn sie soviel Marken darauf geklebt hat, so mach' ihn doch wenigstens auf."

Sie tat es. Über ihr Gesicht flog nervöse Röte. Sie fühlte sich beobachtet. Ottomar stand am Fenster, und sie empfand seinen Blick.

Da nahm sie sich zusammen und las.

„Isebies," schrieb Frau Dohrn, „wenn je im Leben, müssen Sie jetzt bei uns sein.

Nur Sie wissen, wie es in uns aussieht, nur Sie können

uns wieder eine Stunde Ruhe schaffen. Kommen Sie, nicht gezwungen! Kommen Sie freiwillig. — Kommen Sie, ehe es zu spät ist. — Das einzige ist, daß wir uns selbst und unsere Kraft wiederfinden. Da können nur Sie helfen. Ich erwarte Sie wie eine Rettung! — Was uns jetzt am notwendigsten ist, wer beurteilt das? Sie? Oder Ich?"

Frau Dohrn schrieb „Ich" in der Erregung mit großem Anfangsbuchstaben.

„Kommen Sie! Kommen Sie! Wie ist es möglich, daß Sie auch nur einen Augenblick zögern können? Kommen Sie, und Sie werden selbst Beruhigung finden.

Ich erwarte Sie nach diesen Zeilen auf jeden Fall, das ist die böseste Zeit, um einander fremd zu werden.

Elise.

Davonlaufen, liebe Isebies, — im Stich lassen! Wie heißt Ihr Spruch: Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben. Hören Sie das!

Elise."

Isebies wagte kaum zu atmen, geschweige aufzublicken.

Während sie las, war es ihr wie Entsetzen durchs Herz gefahren: Weiß sie darum? Sagte er es ihr? Er kann nicht lügen! Um Gottes willen aber doch — schweigen!

„Jetzt ist unser Kind aber nicht schlecht erschrocken", meinte die Pfarrerin.

Sibylle faßte sich. „Ich habe es ja erzählt, daß meine Freunde in Sorge sind."

Als die Pfarrerin aus dem Zimmer gegangen war, trat Ottomar auf Sibylle zu.

„Du hast Kummer und Aufregung, hast dich aus irgendeinem Grund hierher verkrochen? Ich sage dir nur das eine: Rechne auf mich, — was es auch sei!"

Seine Stimme bebte, und Sibylle sah die mächtigen Augen ihres jungen Kameraden mit tiefer Güte auf sich gerichtet.

„Ja, du bist gut! Und deshalb liebten wir dich so sehr.

Weißt du noch, die Isebiese, die dummen Isebiese! Wie oft nanntest du uns so. Ja, Ottomar, ich bin in Sorge. Nur dich werde ich fragen, — nur dich!"

So nahmen sie Abschied voneinander.

Isebies aber schrieb nachts an Frau Dohrn, aber der Brief kam ihr tot vor.

Am andern Morgen kam ein neuer Brief:

„Sie kennen Dohrns, heute ist jede Aussicht auf Ruhe abgeschnitten, jeder gute Gedanke und jede Hoffnung erstickt in seinem Keim. Keine Macht der Welt, die Gedanken zu bannen, — sie sind da, solange sie da sind! Vielleicht lange Qual. Heute haben wir es erfahren. Wir müssen wohl jede Hoffnung aufgeben, gut davon zu kommen. Wir wollen das Schicksal nehmen wie es ist. Aber — Sie müssen kommen. Sagt Ihnen Ihr Herz nicht, daß Sie jetzt hier sein sollten!

Telegraphieren Sie!

Wir werden heute nacht nicht schlafen; wir werden oben in der roten Stube auf und ab gehen. Es wird besser werden, wenn Sie erst da wären.

Elise."

Unter dem Brief stand von Alexander Dohrn geschrieben: „Es wäre doch ein Glück, wenn wir jetzt beieinander sein könnten."

Ottomar war nach Jena zurückgefahren. Sibylle saß in ihrem stillen Pfarrhausstübchen, halb angekleidet, und hielt den Brief in ihren Händen, verwirrt und ratlos, nach einer schlaflosen Nacht.

„In welchem Unheil stehe ich", sagte sie wieder leise vor sich hin.

Am Abend des Tages kam noch ein Briefchen von Elise Dohrn:

„Liebste Sibylle, Sie sind uns das Liebste, was es auf der Welt gibt. Nun denken Sie an uns. Vergessen Sie nicht, wie Sie geholfen haben, vergessen Sie nicht, daß Sie

uns helfen müssen. Eher hätten Sie gehen müssen, — viel eher, — aber nicht jetzt! Ein hartes Wort, Issebies, — ein hartes Wort dem leichtsinnigen Herzen, — jetzt aber kommen Sie! Jetzt durchaus: Jetzt will Ich es. — Jetzt muß es sein!
Elise."

Gott im Himmel, dachte das Mädchen, was ist das!? Hat sie mich je gehen lassen? — War ich zudringlich? Hat sie mich nicht gerufen und gerufen! Von zu Hause fort gerufen! Von meiner Pflicht gerufen! Gegen mein Wollen gerufen! Gegen den Willen des Vaters gerufen! Sie, immer sie! Vergaß sie das? Hat sie mich nicht in Angst und Not und Schuld gerufen, gerufen und gerufen?

Das arme verwirrte Geschöpf starrte vor sich hin, heiße Tränen in den Augen. Das war der erste Peitschenhieb, der über ihre arme stolze Seele ging.

Da erhob sie sich, trocknete die Tränen und sagte: „Ich komme — ich komme! Ich werde dir sagen, wie unrecht du hast! Nein — nein! Ich lasse mich nicht schlagen!"

Ihr Herz klopfte zum Zerspringen.

„Nein, ich muß kommen, ich muß sprechen! Und ruft sie mich jetzt nicht wieder! In einem Atem: Ja und nein. Was soll das heißen?"

Sie ging hinunter zu der Pfarrerin und sagte ihr, daß sie auf einen Tag nach Weimar wollte, ob sie wiederkommen dürfe? — Ob sie nicht störe.

Ja, sie durfte. Sie durfte in die Welt des Friedens zurückkehren.

Sie wollte Frau Dohrn allein sprechen, wollte ihn nicht sehn. Sie wollte ihr sagen, daß sie Frieden brauche, daß ihre Eltern Frieden brauchen, daß Dohrns Frieden brauchen, daß jeder sich selbst auf Erden genug sein muß, daß alle auch einsam sterben müssen, und daß wir trotz aller Nähe einsam im Leben sind.

So wählte sie eine Stunde, in der sie wußte, daß Frau Dohrn allein zu treffen war.

Isebies wurde in das rote Zimmer geführt, einen schönen Raum im alten Haus, der einen wundervollen Blick auf den Ettersberg hatte, über Tannen und Baumkronen hin, das Arbeitszimmer, in dem in letzter Zeit bis tief in die Nacht über alle Möglichkeiten beraten worden, in dem alles ins Auge gefaßt worden war. Große Verluste, die Möglichkeit auszuharren, Kämpfe mit dem Delegierten der Bank, Besprechungen mit dem Rechtsanwalt.

Beide Dohrns waren im Zimmer, trotzdem das Mädchen gesagt hatte, die gnädige Frau arbeite allein.

Er saß am Schreibtisch, wie ausruhend, und Frau Dohrn ging mit kleinen harten und doch etwas wiegenden Schritten im Zimmer auf und nieder.

Sibylle stand an der Tür des großen Raumes, ohne sofort bemerkt zu werden.

Sie sah Frau Dohrn, als sähe sie diese zum ersten Male; aber mit ahnungsvollem Wissen. Welche Zierlichkeit und Festigkeit der kleinen Figur. Welche Gebundenheit, als ob sie eine geheime Waffe eisern festhielte. Die Arme an die Seiten gestreckt, die kleinen sehnigen Hände geballt, — und dieser Schritt! Dieser merkwürdige Schritt, dramatisch ausdrucksvoll, als ginge sie einem Feind entgegen, und doch in den Bewegungen der Hüften etwas Unsicheres, fast Weichliches.

Er saß, die Hand müde aufgestützt, den Kopf darin geborgen. Nicht mehr Wollen lag in seiner Haltung, und doch auch etwas, was sich nicht ergibt.

Jetzt schaute Frau Dohrn auf. Ihr Blick war stahlhart. „Isebies!" sagte sie mit einer Betonung, die von dem Mädchen ganz Besitz ergriff.

Alexander Dohrn schaute mit einem langen Blick auf Sibylle.

Sibylle stand wortlos.

„Kommen Sie endlich", rief er.

Er hatte gewiß, so warm und lebendig wie die Begrüßung klang, sie nicht begrüßen wollen. Aber der Ausdruck seiner Stimme überströmte seine äußere Haltung.

Frau Dohrn legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mein Freund", sagte sie, lächelte wie im Traum — und wendete sich flüsternd zu ihm.

„Setzen Sie sich, Isebies", fuhr sie mit demselben sonderbaren, nicht zu deutenden Lächeln fort. „Herr Dohrn wird Ihnen sagen, — es ist mir lieber, er sagt es Ihnen."

„Wir werden Isebies erschrecken. Weshalb jetzt?" Das sagte er.

„Und weshalb nicht jetzt?" fragte sie hart. „Ist es ein Unglück, Isebies ein wenig zu erschrecken?"

Er schwieg . . . Erhob sich dann, ließ sich auf das Sofa nieder, auf dem Sibylle saß und angstvoll schaute.

„Frau Dohrn ist ganz wunderbar, ganz unbegreiflich wunderbar —", begann er unvermittelt — und schwieg wieder.

„Sag' es einfach", unterbrach sie ihn, und auf ihren Zügen stand noch immer ein kaum hingehauchtes Lächeln, das Sibylle ganz beklommen machte. Es war so ein fremdes, unwirkliches Lächeln.

„Isebies", begann Alexander Dohrn. Er sprach schwer und tastend. „Frau Dohrn will, daß wir beide glücklich werden. Frau Dohrn will sich von mir scheiden lassen — unseretwegen."

Sibylle sank ein wenig zurück, als brauche sie einen Halt. Ihre Augen schauten verwirrt, ihre Lippen waren aufeinandergepreßt. Sie hätte nicht sprechen können, sich nicht bewegen können. Eine Erstarrung war über sie gekommen.

„Ich habe dir gesagt, daß es zuviel für sie ist," sagte Alexander Dohrn kurz und erregt, „— zuviel."

„Zuviel — zuviel“, antwortete Frau Dohrn gedehnt, wie abwesend, als wiederhole sie das Wort unbewußt.

„Ja — ja, Isebies, so ist's.“

Sibylle erhob sich, stand, als suche sie nach einem Halt, und ging nach der Tür, ohne ein Wort reden zu können.

„So nicht, so nicht fortgehen“, sagte Alexander Dohrn in möglichster Ruhe.

Sibylle aber ging durch den weiten Raum. Er schien ihr endlos, und was sie dachte, war ebenso endlos und stürzte auf sie ein. War Frau Dohrn eine Heilige? Um Gottes willen — eine Heilige? Liebte sie ihren Mann nicht?! Wenn diese nicht? Wer dann? Ganz unzertrennlich waren sie ihr erschienen. — Eins! Und nun? Welches Entsetzen! Welcher Unsinn! Welche Sünde!

Mit einem furchtbaren Schreck sah sie ihre nächsten Menschen vor sich. Vater und Mutter und die liebe Frau, die Schwestern, die Pfarrersleute und Ottomar. — Alle, alle.

Ja, — und etwas fühlte sie noch, was sie mehr als alles entsetzte: Sie fühlte sich Alexander Dohrn nahe, unerhört nahe! Nie hätte sie ähnlich empfunden. Sie fühlte seinen Kuß im Geiste wieder auf ihren Lippen. Was sie sich an jenem Abend nicht zu denken gewagt hatte, hob jetzt das Haupt!

Um Gottes Barmherzigkeit willen! In welchem Unheil stand sie!

Immer wieder bildeten sich ihr die Worte, als drückten sie alles aus. Nahe stand er ihr, nahe! Das hatte sie gar nicht gewußt.

Eine innere Empörung fühlte sie gegen die Frau. Wie durfte sie es wagen, hier Schicksal zu spielen, auszusprechen, zu gestalten? Um Gottes willen, wußte sie denn, was sie getan hatte? Wie konnte sie? Und wieder dachte Sibylle: Wie durfte sie!

Und so kam sie an die Tür. Aber Frau Dohrn folgte ihr und sagte, als Sibylle die ersten Stufen hinunterging: „Auch ich hätte kein Wort gefunden, wenn ich Sie wäre. — Gehen Sie jetzt; aber kommen Sie heute noch. Es ist durchaus notwendig."

So saß Sibylle eine Stunde danach mit den Ihrigen daheim zu Tische — und wußte sich zu beherrschen. Ja, es war gar nicht so übermäßig schwer, sich zu beherrschen, denn an das, was sie soeben erfahren hatte, glaubte sie nicht.

Es stand außerhalb aller Möglichkeit, wie eine Gespenstererscheinung. Man konnte es vergessen, als wäre es nicht dagewesen.

Aber die Arme und die Füße waren wie Blei, und eine Ermattung im Körper, als hätte sie eine schwere Krankheit überstanden.

Die Seele kann im Augenblick eines großen Schrecks entwischen; aber der ungeschickte Kamerad, der Körper, trägt jeden Streich.

Wohin nun?

„Du hast Ottomar Rauchfuß wieder bei Pfarrer Schönwetter begegnet", sagte Heinrich Eigenbrodt. „Weshalb erzählst du das nicht sofort. Du weißt, wie wir zu diesen Leuten stehen?"

„Ich vergaß es", antwortete Sibylle.

„So etwas vergißt man nicht."

„Doch, ich vergaß es", antwortete das Mädchen. „Pfarrer Schönwetter hat es dir geschrieben."

Ottomar — Ottomar! — dachte Sibylle.

„Ich bitte dich, ja, ich wünsche es, daß du einer Begegnung mit Ottomar Rauchfuß ausweichst. Ich möchte keinerlei Verbindung mit diesen unglücklichen Leuten. Hörst du?"

„Ja," sagte sie, „aber laß mich noch ein paar Tage bei Pfarrer Schönwetter."

„Ich werde meine Meinung über Rauchfußens an den Pfarrer schreiben."

„Ja," sagte Sibylle, „dann kann er alles einrichten, wie du wünschest! Ottomar aber wird selbst nicht kommen, solange ich dort bin!"

Endlich konnte Sibylle ermattet und bis ins Innerste zerquält sich in ihrem Zimmer einschließen.

Da ging sie fast gedankenlos auf und nieder, die Hände über der Brust gefaltet.

„Ach Gott im Himmel, nimm mir das Gefühl, als gehörte ich irgendwie zu ihm! Ich weiß nicht, — ich weiß nicht!"

Am Nachmittag um vier Uhr wurde Frau Dohrn gemeldet.

Sibylle kam bebend und fand Frau Dohrn im Wohnzimmer mit der Mutter und dem zierlichen Zwilling zusammen, ganz harmlos plaudernd.

„So, Isebies," sagte Frau Dohrn auf ihre verschleierte Art lächelnd, „ich wollte Sie mir in der wundervollen Herbstsonne ein wenig zum Spazierengehen holen. Ich komme Tag für Tag nicht hinaus."

Sie war ganz vornehme Dame, mit großer Sicherheit im Benehmen.

Das arme erschreckte Mädchen aber dachte: Wie kann sie nur! Wie kann sie nur hierher kommen? Heute? Wie bringt sie's übers Herz ...

Sie erschien so grausam spielerisch, wie sie mit der Mutter sprach. Und wenn sie tausendmal heilig war, so fehlte ihr etwas — etwas, — das ihr nicht fehlen durfte.

Wieder regte sich Zorn in Sibylle, Anbetung der unglaublichen Hingabe, Bewunderung und leises Grauen.

Was war das alles?

So ganz fremd, so ganz unbegreiflich. Doch wenn sie das durchgeistigte, eigenartige, überaus rassige Gesicht ansah mit

der zarten, schmalen, unsäglich feingebildeten Stirn, dem wundervollen Haaransatz, den Augen, die wie im Lichte schwammen, wußte sie nicht, was sie denken, fühlen und sagen sollte.

Ihre Verwirrung war grenzenlos.

Jetzt hörte sie Frau Dohrn wieder sprechen: „Sie haben mir das Vertrauen geschenkt, Ihr Kind mir so oft zu überlassen. Isebies hat uns unendlich wohlgetan. An mir hat Isebies eine zweite Mutter gefunden."

„Nun," sagte Frau Eigenbrodt lächelnd, „für gewöhnlich genügt eigentlich eine."

Sibylle unterbrach das Gespräch. „Ich muß heute zurück zu meinen Pfarrersleuten. Die warten auf mich. Ich versprach's, zu kommen."

„So — so?" sagte Frau Dohrn wieder in unbestimmbarer Betonung.

Isebies aber legte sich diese Betonung wie eine Zentnerlast aufs Herz.

„Wieso bist du so eifrig, du hattest doch sonst nicht solche Eile?" fragte Frau Eigenbrodt, der eine eigentümliche Sorge wegen Ottomar Rauchfuß im Herzen aufstieg.

Isebies durchschaute, verstand. „Mutter!" sagte sie tief aufatmend.

„Bleib heut hier, mein Kind, geh' mit Frau Dohrn."

„Ja", antwortete Sibylle wie im Traum, legte ihren Arm um Frau Eigenbrodts Schulter und sagte noch einmal leise, kaum hörbar, in ihrer unsäglichen Angst: „Mutter! Mutterchen!"

So ging sie mit Frau Dohrn.

Wundervolle Herbstsonne.

Beide sprachen nicht.

„Lassen Sie uns die Zeit nicht versäumen, Herr Dohrn weiß nicht, daß ich mit Ihnen zusammen bin", brach

Frau Dohrn das Schweigen. „Ganz gleichgültig, wer Schuld trägt, oder wer keine Schuld trägt."

„Niemand trägt Schuld, und niemand soll Schuld tragen", sagte Sibylle leise.

„Isebieschen — Isebieschen! So kommen wir über diese Dinge nicht fort. Den Kopf verstecken, nicht hinschauen, — sehr bequem! Denken Sie mal: Schuld? Schuld? Das entsetzt Sie! — Als ob Sie nicht täglich Schuld auf sich laden? Als ob wir der Schuld jemals entwischen könnten? Mein Gott! — Ich bin nun mal so eine Art Hexe. Ich weiß, an Ihren Augen seh' ich's, daß Sie so etwas von mir denken. Ich fürchte mich auch nicht vor Schmerz. Ich fürchte mich nur vor Öde. — Sie haben mir immer gefallen. Sie sind das einzige Weib, das mir je gefallen hat. Sie sind etwas zu viel gekommen, wir haben uns etwas zu viel gesehen! Gut, mag's meine Schuld sein. Ich sehe schon, Sie wollen sie von sich abwehren!"

„Nein, nein!" rief Sibylle wie außer sich. „Sie spielen ja mit den Dingen! Um Gottes willen, Sie denken ja nicht! Ideal und groß denken ist Unsinn, wenn man anderen Unglück damit bringt. Wissen Sie denn die Schuld, die Sie und ich bei uns, bei uns Eigenbrodts getan haben?"

„So, ich habe eben bemerkt, daß niemand bei Eigenbrodts sehr benachteiligt aussieht!"

„Ach, was wissen Sie!" schluchzte Sibylle auf.

„Isebies, lassen Sie sich nicht gehen. Gut, Sie haben manchmal zu Hause gestört; aber was haben Sie dafür bei uns getan?"

„Bei Ihnen! Es ist ja alles Unsinn und Wahnsinn!"

„So?" sagte Frau Dohrn.

„Nein, Sie wissen nicht, was Sie tun! Sie stellen sich die Dinge nicht vor, so wenig Sie sich mein Zuhause vorstellen können. Sie lassen sich scheiden und . . ." Sibylle wagte nicht gleich auszusprechen. — „Und dann die Kinder! —

Sie selbst! — Meine Eltern — mein Zuhause! Ich! — Er! Welch ein Entsetzen überall?"

„Vielleicht, wenn ich mir zuwenig vorstelle, stellen Sie sich zuviel vor", sagte Frau Dohrn ruhig.

„Geben Sie das Herrn Dohrn. Ich schrieb es für ihn auf, vielleicht versteht er mich." Sibylle nahm ein Zettelchen aus der Tasche und reichte es hin.

„Darf ich's lesen?"

„Ja", sagte Sibylle leise.

Da las Frau Dohrn: Es war einmal ein Mädchen, das hatte einen Freund, von dem sie das Beste und Größte dachte. Da geschah es einst, daß ihr Freund sie betrübte und erschreckte, so sehr, daß sie es, ohne zu sprechen, in ihrem Herzen verbarg, als hätte sie es nie erfahren, denn sie konnte ihm kein Wort darüber sagen, sonst hätte sie sterben müssen. Und so geschah es, daß sie, statt ihrem Freunde zu zürnen, sehr gut gegen ihn war, daß er sich selbst verwundern mußte. Ihr Herz aber war traurig geworden, so traurig, daß sie es niemandem mehr aussprechen konnte.

Frau Dohrn las und sagte: „Spinngeweb gegen Feuer! Haben Sie das als Antwort heut geschrieben?" Sie lächelte.

„Nein, nicht heute."

„So? Das redet von Liebe! Kindchen! Kindchen!"

Sibylle war es zumute, als wäre sie gestorben und befände sich in einer andern Welt mit andern Gesetzen und Gefühlen.

Oft hatte Frau Dohrn sie erstaunt mit ihren wunderlichen, leidenschaftlichen Ansichten und Urteilen; aber heute, heute, wo es sich um ihr eignes Sein und Nichtsein handelte, um Mann und Kinder, um alles, um ihr eignes Blut und Leben, ihres eignen Herzens Seligkeit und Qualen! Ihr schwindelte.

„Was sind Sie denn? Wer sind Sie denn?" fragte Sibylle.

Und der Ausdruck, mit dem sie fragte, brachte die Antwort: „Keine Heilige, mein Kind. Legen Sie mich in kein Erbauungsbuch als Lesezeichen. Ich nehme heute und geb'

morgen, — ich gebe im Überschwall. — Ich liebe Sensationen, ich quäle mit Krallen und Küssen. Ich bin so und so ein sonderbares Stück Natur, eine sonderbare Heilige. Hüten Sie sich, ich lasse Sie nicht los! Fragen Sie Herrn Dohrn, gut bis zum Übermaß. Gut, daß es einem grauen könnte. Aber was ist gut? Fragen Sie ihn, ob er's weiß? Meine Güte kennt er, — ob aber nicht auch ein wenig Grauen davor? Was weiß ich! — Was weiß ein Mann von seiner Frau! — Ich bin nicht so deutlich. Ihnen gegenüber aber werde ich deutlich sein. Heute so, morgen so. Ein wenig Anrecht hab' ich ja jetzt auf Sie! — Mit Blut erkauft — sagen wir mit Blut! —, weshalb nicht?"

Sibylle ging in tausend Unruhen und Qualen, in tausend Zweifeln und Nöten! Ihre Verwirrung war grenzenlos. Wohin sollte sie sich wenden, welche Entschlüsse sollte sie fassen? Fort! — Fort! — Das war das einzige! Das murmelte sie unhörbar vor sich hin.

„Wie Sie zusammengeduckt sind," sagte Frau Dohrn, „die schlanke, lustige Isebies. Sie haben sich gedacht, das ist alles ganz leicht, wenn mir's paßt, gehe ich. Ich spiele da eine kleine Komödie und dort eine kleine Tragödie. Warum nicht? — Jung sein und hübsch sein ist allerliebst. Alles hat Wert, was man sagt, der dümmste Kohl. Man brennt da ein Feuerchen an und dort eins, und freut sich, wenn's flackert! Es ist jetzt etwas Ernst dazu gekommen! So, — mein Gott, was man Ernst nennt. Große Geschichte!"

„Nie spielte ich Komödie, nie! In Gottes Namen schwör' ich das. — Ich hab' nie gedacht . . ."

„Das haben Sie weiß Gott nicht getan", sagte Frau Dohrn. „Vielleicht Druckerschwärze im Blut? Wer weiß. Aber Scherz beiseite! Jetzt kommen Sie mit hinauf, wir trinken Tee und wollen ganz vernünftig reden, mit Ihnen darf ich mir doch hin und wieder erlauben, ein bißchen Hexe zu spielen?" Sie lachte.

„Lassen Sie mich!“ rief Isebies außer sich. „Habe ich Ihnen weh getan und auch Herrn Dohrn, so habe ich keine Ahnung gehabt. Ich habe wirklich geglaubt, Sie brauchten mich. Ich habe unrecht getan, wohin ich blicke; aber wie konnte ich das wissen? Ich wollte . . . Ach, was wollte ich! Ich habe unrecht gegen meine Nächsten getan!“

„Immer Eigenbrodts! Sie haben jetzt auch Verpflichtungen, gegen mich zum Beispiel! Ich schenkte Ihnen Vertrauen. Ich öffnete Ihnen mein Haus.“

„Mir schwindelt“, sagte Sibylle leise. „Mir dreht sich alles!“ Bleich und krank sah sie aus. „Ich weiß nicht, was ist denn das für ein Durcheinander, für ein Schreckliches?“

„Davon sagen Sie Herrn Dohrn nichts, daß wir gesprochen haben?“

„Nein.“

Sie standen jetzt vor Dohrns Haus.

„Kommen Sie mit hinauf und beruhigen Sie sich.“

Da hob in Sibyllens armem Herzen sich eine Sehnsucht. Ihn sprechen, ein paar Worte mit ihm sprechen! So, wie es jetzt, nach dem Gespräch mit Frau Dohrn, um sie stand, war alles Untergang und Verwirrung.

Sie ging müde mit hinauf.

„Also kein Wort“, sagte Frau Dohrn.

Sie gab keine Antwort.

„Kein Wort verraten? Wir sprachen nicht miteinander!“

„Nein“, sagte Sibylle.

Als sie ihrem Freund allein gegenüberstand, nahm dieser ihre Hand in die seine und sagte: „Sie sehen zum Erbarmen aus, Sibylle. Sagen Sie, armes Herz, das hat Sie alles so sehr erschreckt? Frau Dohrn hat sich groß betragen. Was haben wir für Tage erlebt! Und wenn Sie sich innerlich dagegen sträuben, — ich weiß es, seit jenem Abend, — ich weiß es, wir gehören zueinander. Und wenn Sie kein Wort

sagten, das ich mir so deuten dürfte, — es ist so. Sie waren Heimat — ganz Heimat — ganz Mitempfinden gegen Ihren Willen, ganz süßeste Mutter: Sie würden verkümmern, und ich würde zugrunde gehen. Wir gehören zueinander."

„Mag sein", sagte Sibylle. „Viele gehen zugrunde und verkümmern, weshalb wir nicht? Sind wir besser wie andere?"

„Frau Dohrn aber will, daß wir zueinander gehören. Es ist ihr freier, starker Wille."

Traurig blickt ihn Sibylle an.

„Geht kein froher Strom durch Ihre Seele?" fragte er erregt. „Für mich Heimat, — Erlösung! Wir führen jetzt die ganze Schererei mit der Bank mit aller Glut des Willens durch. Was sich ergibt, bleibt ihr und den Kindern, und wir beide! — Wir beide!" Seine Stimme war wie durchleuchtet, sein Gesicht wie neu geschaffen. „Wir beide gehören zueinander! Leben wie armes Volk und arbeiten. Ach, wenn Sie wüßten, — mitten in aller Qual und allen Nöten dieser Tage kamen die wundervollsten Gedanken."

Sein Ausdruck war für Sibylle ganz neu.

Schweren Herzens sagte sie: „Sie denken nur an sich und mich. Können Sie sich das Unheil, was wir anderen bringen würden, nicht vorstellen?"

„Eigengeschaffenes legen wir den Dingen bei und nennen es der Dinge Eigenschaften. Ich erinnere nur —

Herr, mein Gott!" rief er aus. „Ihr schafft Euch Mauern, wo keine sind! Frau Dohrn will, — wünscht es, — will frei sein! Was ist da unerhört, unmöglich?"

„Die Meinen denken nicht, wie Sie denken. Die schufen sich eine ganz andere Welt, der Ihren entgegen."

„Dann, Sibylle, dann nehme ich dich in meine Heimat, in meine von mir geschaffene Welt und frage nach niemanden!"

Sibylle lächelte schmerzlich und sah ihn fremd an. „Wer kann seiner Welt entfliehen?" sagte sie.

„Wir sind alle tief bewegt, Sibylle. Sie sind erschüttert. Gehen Sie in Ihr stilles Nest zurück zu Ihren friedlichen Menschen. Denken Sie nach; aber ohne Qual und ohne Hast. — Ich kenne einen Menschen, dem nur Sie Leben geben. Denken Sie an ihn und denken Sie, ob er es wert ist, daß ... Geh, mein Herz, — geh."

Er reichte ihr die Hand.

Sie war seit Tagen wieder im stillen Haus, bei denen, die reif und voller Heiterkeit lebten. Noch besaß sie dieses köstliche Heim der reinsten Seelen, fern von Leidenschaften und Verwirrung. Noch durfte sie hier ein- und ausgehen bei „lieben Gotts".

Sie arbeitete in dieser leichten, erquickenden Luft im Pfarrhause, andächtig selbstvergessen, wollte kein Denken an ihr Schicksal, an sich selbst. „Schriftstellerin," hatte der liebe Pfarrer Schönwetter gesagt, „solch ein trauriges Wort, mein Goldkind! Wirst du nicht schamrot, — du liebe Seele?"

Sie spürte die Schmach jetzt nicht, die am Wort haftete, als sie so selbstvergessen, mit der Kraft der guten, starken Isebies sich in ihre Arbeit versenkte, alles vergaß, ganz untertauchte.

Welch ein Leben! Welch stille Wonne! Welch ein Wunder, so entfliehen zu können, allen Sorgen und Ängsten, und frisch und stark wieder aufzutauchen.

Nach solchen starken Arbeitsstunden saß sie mit der Pfarrerin in der ersten Dämmerung eines Abends im stillen Zimmer, als das Mädchen Ottomar meldete.

Bang blickte Isebies-Sibylle nach der Tür; so sehr sie sich freute, Ottomar zu sehen, verstand sie nicht, daß er sein Wort, nicht zu kommen, nicht hielt, er, der Gerechte und Sichere.

Nach einer kurzen Unterhaltung, der Isebies-Sibylle es anmerkte, daß sie erzwungen war, sagte Ottomar unver-

mittelt: „Es ist schön draußen, Sibylle, begleitest du mich ein wenig?"

Sie erhob sich mit klopfendem Herzen.

Er konnte sich nicht verstellen. Es lag eine Sorge auf ihm, ein Kummer. Wie sie ihn kannte! Wie sie sich seiner und seines Ausdrucks aus früheren Jahren erinnerte!

Sie gingen miteinander durch den Garten den breiten, geraden Weg. Feuchte herbstliche Nebelluft. Die Malven standen fahl, nur hin und wieder leuchtete eine eben erblühte unter den welken auf. Von den nebelfeuchten, schweren Wipfeln der hohen Birnbäume fiel noch hin und wieder eine reife Frucht, die nicht geerntet worden war, dumpf ins Gras.

Sie waren stumm miteinander gegangen.

„Die Leute sprechen in Jena davon, daß Alexander Dohrn ohne dich nicht mehr leben kann", sagte er unvermittelt mit einer Stimme, die Sibylle fremd klang. Sie fuhr zusammen, antwortete nicht, entzog ihm ihre erregte Hand. So gingen sie schweigend weiter nebeneinander.

„Traust du mir?" fragte Sibylle hart nach langem Schweigen.

Keine Antwort.

„Sieh mir in die Augen!"

„Es ist dunkel", antwortete Ottomar.

„Sieh mir in die Augen. Zu jeder Stunde meines Lebens, Ottomar, sollst du das können. Das ist das einzige, was ich klar weiß, — das Gesetz meines Lebens."

Ein Aufschluchzen, und das arme Geschöpf verbarg den Kopf an Ottomars Brust und weinte heiß und tief erregt.

Ihre ruhige Haltung, mit der sie die namenlose Unruhe ihres armen Herzens ertragen mußte, brach zusammen.

Es war dieselbe leidenschaftliche Isebies, die Ottomar wegen kleiner Nöte sonst gar oft getröstet hatte.

Heute lag sie an seiner Brust, rückhaltlos wie einst, und er fühlte ihr vom Weinen feuchtes Gesicht, und auch über

seine Wangen rannen Tränen, qualvolle, junge, verzweiflungsvolle Tränen.

„Ich bin dein," sagte er, kaum fähig zu sprechen, „komm zu mir mit jeder Bitte und jedem Verlangen. Hörst du! Leb' jetzt wohl, — denk' dran: Du hast mich!"

So ließ er sie nach einem festen Händedruck im dunkeln Garten stehen, ging durchs Pförtchen, den Waldweg nach Jena zu.

Und die dunkeln, stillen Bäume, von denen die nebelfeuchten, letzten Blätter wie Blutstropfen fast lautlos niedertropften, nahmen ein zerrissenes Menschenherz unter ihren stillen, geheimnisvollen Schutz.

Sibylle stand noch lange, hatte zuerst auf Ottomars verklingende Schritte, dann in die Stille und Dunkelheit des Herbstabends hineingelauscht. Alles war versunken, alle Erscheinungen dieser schönen Welt, und nur von herben Düften und feuchten Herbstgerüchen war sie umgeben, wie von zarten geistigen Körpern.

Ein würziger Holzrauch, den irgend ein Feuerchen in einer Hütte aufsteigen ließ, brachte eine Erinnerung an Heimstätte, Behagen, Schutz, Unterkriechen ins angestammte Eigene.

Ihre Seele aber irrte im Unheimischen und Wesenlosen, in Angst und Verwirrung wie im wogenden dunkeln Nebel.

In der Nacht noch schrieb sie an Frau Dohrn, daß diese kommen sollte, gab ihr an, wo sie sich treffen wollten. Sie müsse mit ihr reden. Frau Dohrn sollte darum wissen, wovon Ottomar in der Not seines Herzens ihr gesprochen.

Frau Dohrn kam. Sibylle holte sie am Bahnhof ab. Sie stieg lebhaft und Sibylle begrüßend aus, trug ihr elegantes Reisekleid, den kleinen Hut ganz in einen grauen Schleier gehüllt, der unter dem Kinn geknüpft war und in langen Enden herabfiel.

Sie ließ Sibylle gar nicht zu Worte kommen.

„Wohin gehen wir?“ fragte sie lebhaft. „Führen Sie mich zu Ihrem Pfarrer? Was tun wir? Schade, daß es ein so grauer Tag ist!“

Es war ein grauer Tag; die Luft stand fast still, kein Windhauch, die neblige Luft war wie völlig unbelebt. Es regnete nicht, der Himmel hielt seine Tropfen in einer grauen gleichmäßigen Wolkendecke fest. Die Natur war wie ein großes laues Grab.

„Wie gut Sie's haben“, sagte Frau Dohrn und blickte um sich. „Nun führen Sie mich hin, wo Schönes ist. Wann komme ich hinaus!“

Frau Dohrn plauderte, als wäre nichts geschehen.

Die beiden Frauen gingen einen einsamen stillen herbstlichen Weg, der hinauf zu einem Bergwirtshaus führte. Dieser lautlose Herbsttag! Die Farben, die in der Sonne geglüht hatten, waren zu einem stillen nebligen Braun geworden, die Wiesen im Tal lagen fast farblos. Nebel ruhten unbewegt, wie zarte graue Schleier, den Fluß entlang. Der Herbstduft war stark und herb.

Sibylle ging bedrückt, fragte nach den Kindern, nach der Arbeit, ob sie miteinander ins Theater gingen. Und endlich nahm sie unter lautem Schlagen ihres angstvollen Herzens den Mut und sagte scheinbar ruhig in verhaltener Erregung, um Frau Dohrn nicht allzusehr zu erschrecken: „Man spricht hier über uns, über Dohrns und mich, — über Herrn Dohrn und mich.“

„So. — Nun sehn Sie mal,“ erwiderte Frau Dohrn, „wie hübsch ruhig und selbstverständlich sie das sagt! Es freut mich, daß Sie über diesen Dingen stehn.“

Sibylle blieb wie erstarrt.

„Nein! Nein! Nein!“ sagte sie und blickte ratlos. „Ich sprach nicht ruhig.“

„Was soll das heißen: nicht ruhig? Ich dächte doch ...“

Sibylle sprach unklar. Es war, als konnte sie den einfachen Ausdruck nicht finden. Ein Abgrund lag zwischen ihr und Frau Dohrn, eine schauerliche Unwirklichkeit. Weshalb verstand Frau Dohrn die einfachsten Dinge nicht? Weshalb verstand sie diese versteckte große Angst nicht?

„Lassen Sie die Leute doch reden," sagte Frau Dohrn, „was kümmern mich die Menschen! Was wollen Sie denn?"

„Sie und die Kinder schützen!" rief Sibylle geängstigt, als wäre dieses Wort zu finden die größte Mühe der Welt gewesen. „Es scheint Ihnen eine freie große Tat, eine große Idee; aber es ist ein großes Unrecht!"

„Ein Unrecht von mir? Was Sie sagen!" Frau Dohrn lachte auf. „Und was mich das schert!"

„Und die Kinder?"

„Es sind meine Kinder. Wie eine Mauer werden sie um mich stehen."

„Ja, aber Sie brauchen dann eine Mauer. Und die Kinder wollen ihr eigenes Leben. Die dürfen nicht wie eine Mauer stehn, um das zu schützen, was wir getan haben."

„So lassen Sie sich doch einmal herbei zu sagen, was wir! — wir! wir! getan haben!"

„Ich will und wollte es nicht", sagte Sibylle schroff. „Ich will's nicht! — Hören Sie mich!!"

„Gewiß", sagte die Frau aus ihrem grauen Schleier heraus lächelnd. „Nur sind wir schon etwas zu weit gegangen. Sie erzählen mir ja eben selbst, was die Leute zu reden belieben."

„Um Sie zu warnen!" sagte Sibylle ruhig.

„Das hätten Sie früher tun sollen. Jetzt Kopf oben! Retten, was zu retten ist. Miteinander gehen!"

„Ich habe Sie nicht warnen können, denn ich wußte nichts."

„Worte — Worte", sagte Frau Dohrn. „Schön ist's

hier! Hören Sie einmal, — unbeschreiblich schön! Und hier lassen Sie es sich wohl sein — und arbeiten und plaudern und lachen! Natürlich lachen Sie! — Und arbeiten! Glückliches Geschöpf! Wie geht's Herrn Ottomar Rauchfuß? — Und ich liege wie auf einem Stachellager, meine unruhige Seele zermartert und zerreißt sich selbst."

„Das sollen Sie nicht", rief Sibylle überströmend von Mitleid.

„Worte — Worte!" antwortete Frau Dohrn. „Sie haben die schöne Ausrede, daß Sie jung und unerfahren sind. Wie hübsch sich das anhört! Als ob ein Weib je unerfahren ist!"

Frau Dohrn warf über das verwirrte Geschöpf Schuldgefühl wie einen ihrer grauen Schleier, in die sie sich zu hüllen liebte, und dieser graue Schleier fiel auf Sibyllens helle Seele und umdämmerte sie.

Schlafwandelnd kam sie in ihrem friedlichen Asyl an. Es sanken im Zwielicht auf die braunen Buchen die ersten Schneeflocken vom Himmel. Leise und fast zärtlich sanken sie nieder, so erschien es Sibylle.

Wenn wir uns einsam und verlassen fühlen, fern vom Verstehen der Menschen unsere eigenen schweren Wege gehen, die niemand mit uns geht, spricht die Natur zu uns; die Schneeflocken fallen zärtlich, tröstlich auf uns nieder, der Wind umarmt und liebkost, die Sonne legt sich wie eine gute warme Hand auf uns, die Bäume bekommen menschliche und verständliche Bewegungen, die Dunkelheit nimmt uns ans Herz, verbirgt und schützt uns wie eine Mutter.

Frau Dohrn hatte auf dem Weg durch die schweigsame Herbstlandschaft ihre Stimmung oft gewechselt, von hingebendster Mütterlichkeit bis zu Äußerungen beißenden Hohns. Sie hatte von Sibylle auf eine ganz wunderliche Weise Besitz ergriffen, betrachtete sie als ihr erworbenes Eigentum, über-

schüttete sie mit Liebe, mit Vorwürfen, mit Plänen, mit einer Art scherzender, spielender Mißachtung und sprach von ihrem Gedanken, sich scheiden zu lassen, wie von etwas Selbstverständlichem.

„Verlassen sie sich auf meine Herrschernatur", hatte sie Sibylle gesagt. „Was euch unmöglich erscheint, ein Wort von mir, ein Wille, und es ist da. Sie brauchen nicht für Eigenbrodts zu fürchten. Nur fest und einig durchführen und zueinander halten, etwas Unüberwindliches sein, und alle beugen sich. Der Mut und die Unerschütterlichkeit zur Tat trägt die Anerkennung in sich. Sieghaft sein."

In Sibylle dröhnten alle diese Worte, diese Schrecken noch nach.

Fort! Fort! sagte eine Stimme in Sibylle, — eine Stimme, die nicht zum Schweigen zu bringen war; aber andere Stimmen erhoben sich zaghaft dagegen.

Die Zeit rückt vorwärts und führt die Seelen mit sich einem dunkeln Ziel entgegen.

Wie ein junger Baum aber will jede Seele wachsen, will nicht verkrüppeln. Unmut liegt auf ihr, wenn ihr Wachstum gehindert wird, auch wenn unser Bewußtsein von dieser Unlust nichts weiß.

Eine zarte, fast unbewußte Scham erfüllt die Seele bei Erfolg, bei Erlangen, bei Rechthaben, bei Glücksfülle; — in Schmerzensnot aber und im Unrechtleiden taucht dämmernd ein Gefühl auf, als ginge die Seele auf guter, herber Weide. Ein Mißtrauen dem Glücke dieser Erde tröstet mit geisterhaftem Trost, der aus einer fernen, in das Dunkel des Herzens einschimmernden Welt stammt.

Scham lag über Sibylle, daß sie das wehevolle Geschenk der Frau empfangen sollte. Ihr ganzes Wesen wollte dies Unerhörte nicht, es erschauerte und ängstigte sie, auch wenn alle, die sie liebte, damit einverstanden sein würden.

Als Sibylle ratlos und hilflos wieder nach Weimar kam, in das heimatsichere Haus zu ihren Lieben, erschien sie sich wie eine Verbrecherin; als sie zu Dohrns kam und die Kinder ihr entgegenjubelten und riefen: „Der Engel kommt, der Engel kommt!" wußte sie nicht ein und aus vor Verwirrung.

Frau Dohrn war allein daheim und empfing sie lächelnd, war unergründlich, sprach vollkommen ruhig. Sibylle fand kaum Worte. Alles, was sie sagte, erschien matt und kraftlos gegen Frau Dohrns ganzes Wesen.

Sie fühlte sich ihr nicht gewachsen. Sie kam sich ungeschickt vor, ganz armselig. Wie konnte Alexander Dohrn sie lieben? Wie war das möglich? — Was konnte sie ihm sein?

Wenn sie Frau Dohrns Gesicht ansah, das wie aus Elfenbein leuchtete, und die Edelsteinaugen und das bewußte Wesen der Frau mit sich selbst verglich, verging ihr der Atem.

Ob Frau Dohrn doch frei sein wollte? War es eine ihrer Herrscherlaunen? War es ein Spiel? War es Ernst? Um Gottes willen, was war es?

„Ich fühle Ihr Mißtrauen", sagte Frau Dohrn einmal zu ihr. „Sie möchten in mich hineinsehen, nicht wahr? Aber Frau Dohrn ist nicht durchsichtig."

So zog die Zeit über die Seelen hin. In Sibylle wuchs gegen ihren Willen tiefe Zugehörigkeit zu Alexander Dohrn. Ihre Seele aber war todmüde von allem Außergewöhnlichen.

Du bist geliebt, sagte sie sich, tief und mächtig geliebt von dem teuersten Mann. Aber ihr Herz blieb von tiefer Trauer erfüllt, von Scham bedrückt.

Als Dohrns den Entschluß faßten, nach Berlin zu ziehen, kam in Sibyllens Seele ein Aufatmen. Lieber in Sehnsucht vergehen, als in diesem verwirrenden Zwiespalt weiterleben.

In Berlin wollten Dohrns sich nach allen Möglichkeiten einer Scheidung umsehen. Alexander Dohrn war nicht deutscher Untertan. Sein Vater hatte die deutsche Untertanenschaft verloren und die russische nicht erworben, so war er vaterlandslos, und eine Scheidung in Deutschland hatte große Schwierigkeiten.

Die Angelegenheit wurde zwischen den Ehegatten ruhig und sachlich besprochen.

Es gab Zeiten, in denen Sibylle begann, alles für möglich und natürlich anzusehen, da diejenige, die es am nächsten anging, jetzt so völlig leidenschaftslos und einverstanden sich zeigte.

Es wuchs und entwickelte sich dies alles bei Dohrns fast pflanzlich, erdensicher langsam und wurde ganz zu Frau Dohrns Tat.

Vor Sibylles Seele aber stand das Haus Eigenbrodt mit all seinen Traditionen, seinen unsäglich zart abgestimmten, wohlgeratenen Menschen, seiner Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit.

Wenn sie mit den Ihrigen zusammensaß, erschrak sie oft bis ins innerste Lebensmark hinein, denn bei jedem Gespräch trat die ruhige, felsenfeste Eigenart der einfach Vornehmen zutage, die durch entwickelte Familienkultur sich selbst vor einer zu lauten, zu lebendigen Freundschaft scheu zurückzogen, die sich kein überschwengliches Wort gestatteten, kein überschwengliches Lob, kaum einen heftigen Tadel.

Mit einem Lächeln, einem bedeutungsvollen Schweigen beurteilten sie das Leben um sie her.

Die gewissenhaften, stillen, schweigsamen Menschen im Exzellenzengarten hatten ihre Kräfte und Eigenarten ihren Nachkommen in das lebendige Blut gelegt, und Frau Mutters süße, heitere, gelassene Natur hatte dem etwas eckigen Schweigen jene Zartheit der Würde beigefügt.

Dieses köstliche Kunstwerk, an dem Generationen gewirkt

und gewebt, trug Isebies Sibylle wie eine ungeheure Last auf ihren Schultern.

Hier wie dort, gebannt durch Liebe, Zugehörigkeit, Schwäche, Verwirrung, stand das bebende Geschöpf ratlos mit der übergroßen Last, die niemand ihr abnehmen konnte. Das Sommerlüftchen ihrer so heiteren Seele war verflogen.

Sibylle fühlte etwas felsenhaft Domhaftes, wenn sie an die Ihrigen dachte, und sie lag wie ein wirres Bündel vor der Tür des Heiligtums.

In dieser Zeit hob sich das Licht ohne Schatten, wie Heinrich Eigenbrodt seine Tochter, die kleine Weltdame, nannte, von dem Familienbilde hell ab. Sie trat mit leichten Schritten in den Vordergrund und streckte die Hand nach neuem Inhalt ihres Lebens aus.

Wie ein gutes, heiteres Kind war sie ein- und ausgegangen, ganz erfüllt von zarter Lebensfreude.

Umgeben von zahmen Vögeln, klugen Hunden, hatte sie lächelnd ohne Verlangen gelebt, geliebt von Mensch und Tier, geatmet in einer Wolke von süßer Anbetung. Ihr Näschen hatte wie das Näschen eines zierlichen Götterbildes Weihrauch eingesogen, der ihrer Schönheit, ihrer jungen Weibesmacht dargebracht worden war.

Ihre zierlichen Tiere waren mit in diese duftende Wolke gehüllt, und die klugen, zottligen kleinen Hunde sprangen wie die Bälle in Anbetung und Zärtlichkeit in die Höhe, wo sie sich zeigte. Ihre Anbeter nahm sie so wenig ernst, wie eben ein zierliches Götterbildchen sie ernst nimmt. Der verbotene Vetter war und blieb der verbotene Vetter, ohne daß das durchsichtige Wellenspiel ihrer Seele getrübt worden wäre. Süß erdenwohl war's ihr zumute. Sie hatte einen dicken rötlichbraunen Vogel, einen Kreuzschnabel, der ihr beim Nähen die Fäden und Nadeln reichte, einen Kreuzschnabel, klug, wie keine Menschenseele noch einen besessen, mit dem sprach sie und plauderte, und er sah sie mit runden Augen

an. Die Tiere dienten ihrem zarten Wesen, lernten sie erfreuen, ohne daß sie sich viel Mühe mit ihnen gab. Sie verstanden sie.

Zu ihrer Schwester Sibylle sagte das Licht ohne Schatten in dieser Zeit: „Isebies, was tust du eigentlich, du arme Seele? Du rennst und du schreibst und bist sogar die Nacht nicht ruhig. — Was willst du denn? Du bist hübsch und jung, und ich weiß etwas von dir. Geh, das Leben ist nicht wert zu opfern. Laß dir opfern," lächelte sie, „aber opfere nicht selbst. Du dauerst mich."

Zwischen jeder Beschäftigung tanzte Lieselotte, tanzte ganz versunken, bis sie müde war. Ihr Gang, ihre Bewegungen hatten etwas so Leichtes wie ihre Seele. Es war eine Freude, sie im Hause zu haben. Sie kannte keine Langeweile, keinen Unmut.

So war sie von einem Feste gekommen und hatte am Morgen lächelnd zu ihrem Vater gesagt, als sie zierlich ihren Morgenkaffee trank: „Du hast uns allen unseren Vetter verboten. War es eigentlich der Grund, weil er Offizier ist?"

„Nein", sagte Heinrich Eigenbrodt.

„So?" meinte Lieselotte. „Dann wüßte ich einen, der mich gern heiraten würde, auch ein Offizier, ein Mensch mit der reinsten Seele, und er hat die schönsten Hände, die ich je sah. Ich habe ihm gesagt, daß wir Freunde bleiben wollen unser Lebtag; aber heiraten dürfen wir einander nicht, weil du die Offiziere nicht magst."

Heinrich Eigenbrodt mußte lächeln: „Das ist nicht ganz richtig, mein Herz. Ich habe nichts gegen einen braven Offizier."

„So," sagte Lieselotte ruhig, „dann werde ich es ihm schreiben. Welche Freude wird er haben."

„Und du?" fragte der Vater. „Du sprichst nur von ihm."

„Er liebt mich sehr", sagte das zarte Mädchen, „und mir ist er ein lieber Mensch, du wirst ja sehen, seine Hände sind wie seine Seele", sagte Lieselotte ruhig. „Mir würde eine große Liebe zu schwer sein!"

Sehnsüchtig hörte Isebies Sibylle ihre Schwester so sprechen, so selig eingehüllt in die Sanftheit ihrer Natur und so wissend. Sie fühlte auch wehes Hinneigen und ein Heimgefühl zum Zarten, Stillen, zur Gelassenheit; aber welche Wege ging sie!

Ottomar, — dachte Sibylle, Ottomar!

Sie dachte auch an die herzensbange Nachtstunde, als sie die Nähe jenes nach ihr verlangenden Sterbenden empfand.

Alles Sanfte wurde von ihr fortgedrängt. Wohin sie sich wendete, tat sie Menschen weh statt wohl.

Was hatte das aber mit ihrem innersten Wesen zu schaffen?

Sibylle war wie eine arme Seele, die keine Heimstätte auf Erden hat, kein Behagen, keine Zugehörigkeit, ja kein Gefühl, dem sie sich hingeben konnte.

Zur Zeit, als Dohrns mit dem Gedanken immer vertrauter wurden, Weimar zu verlassen, wandelte Frau Dohrn im großen roten Zimmer auf und nieder. Sibylle war soeben fortgegangen.

Ein Fenster stand offen. Alexander Dohrn saß schweigend vor seinem Schreibtisch.

Pein lag im Raum wie eine schwüle, drückende Atmosphäre.

„Und — du fragst nicht,“ sagte Frau Dohrn, „was nun geschehen soll?“

Im Auf- und Niedergehen bewegte sie sich etwas weichlich in den Hüften, trotz der harten, kleinen Schritte. Ihre großen Augen blickten wie in die Ferne.

Heinrich Eigenbrodt hatte ganz recht gesehen, als er die Augen dieser Frau Feldherren-Edelsteinaugen nannte.

„Tat — Tat!“ sagte Frau Dohrn scharf. „Wir müssen von hier gehen! Selbstverständlich. Ein halbes Vermögen eingebüßt. Gut. Jede Hoffnung zu einem Leben verloren, wie ich es mir träumte; zu einem Erfolgsleben! Du hättest es uns schaffen können wie keiner, — du!“

„Vielleicht irrst du dich", sagte er.

„Liebe und Ehe verloren. Weshalb? Nein, ich frage nicht! — Öde, wohin ich blicke; Einschränkung, Gleichgültigkeit, Alltäglichkeit, Reizlosigkeit, — du hast es vortrefflich verstanden, dein Wort einzulösen. Du kanntest mich, — oder kanntest du mich nicht? Wahrscheinlich nicht." Sie lachte auf. „Wahrscheinlich nicht! Nun, untersuchen wir's nicht! Die Kinder, — meine Kinder! Sie werden mit der Glut, die sie aus meinem Blut sogen, um mich stehen, mit der Glut, die ihr alle nicht kennt. Wir werden eine Macht sein! — Ich werde eine Macht sein!"

„Du wirst dich täuschen," sagte er ruhig, „du gehst falsche Wege. Was du auch zu haben glaubst, — hat dich."

„Philosophie!" meinte Frau Dohrn mit einer sonderbaren Betonung.

„Du bist Herr über das, was du überwandest! Sonst über nichts."

„Laß das," sagte Frau Dohrn, „werde Herr über deine Liebe zu Sibylle!"

„Ich sprach nicht von mir", sagte er.

„Ich kann meine heiße Weltliebe ebensowenig lassen; alle Weisheit ist umsonst, meinen Ekel vor Armseligkeit, Gedrücktsein, vor Gleichgültigkeit in der Liebe, vor dem gutbürgerlichen Abgetansein, vor dem Begriff ungeliebte deutsche geduldige Hausfrau, Sanftmutstier! Alleserträgerin, — Alleshergeberin, — arbeitsfreudiger Müllereſel, — Vertraute aller Unbequemlichkeiten —! Nein, mein Welthaß und meine Weltliebe halten sich die Wage, — du kennst mich nicht! — Du bist in deiner Weise viel zu sehr Egoist, als daß du mich kennen könntest. Erschrecken würdest du, wenn du klar sähest, wen du mit Pflichten und Pflichtchen so freigebig und ohne Ende und ohne Dank gedankenlos beladen hast. Du hast mir gegeben, was du geben konntest, eine Strecke Wegs königliche Liebe, Liebe, die ich dir nie vergessen werde,

das Wundervollste auf Erden. Deshalb eben lasse ich dich, trenne ich mich, — deshalb eben! Wir sind durch schwere Zeiten gegangen, die haben mich bei dir gehalten. In Not und Tod — ja! Aber nicht in Flachheit, nicht in Öde und Langeweile und nicht ohne Dank. Abgetane Liebe erregt in mir Ekel. Wenn es uns leidlich gut bürgerlich ginge, so eine bürgerliche Gleichgültigkeitsehe mit dir, — nein! Ich bin nicht geschmacklos genug, ich bin auch nicht gut genug, auch nicht dumm genug, auch nicht verdorben genug, auch nicht heilig genug. Mir macht Entsagen auch keinen Spaß, diese Art Machtempfinden, wie du es meinst, ist mir nicht angeboren, und dann, du kannst so wenig ohne Liebe leben wie ich!

Christlich sanftmütiges Eheweib! Du heilige Unnatur! Ich nicht! — Ich nicht!"

Leidenschaftlich streckte sie die Arme vor, wie um zu verscheuchen, was sie sah.

Jetzt lachte sie grell auf. „Ich tu's auch nicht, laß du nur Sybillen! — Es liegt in meiner Hand, — einzig in meiner Hand! Weshalb sollst du glücklich sein? Und ich! Ich? — Ich tu's doch! Jawohl! — Ich tu's nicht — Ich tu's!"

Er verfolgte sie mit den Blicken, wie einer etwa das Schicksal in Person betrachten würde, das im Zimmer vor ihm auf- und niederwandelt.

„Gott verzeih's! Ich bin überzeugt, du sprichst mit Sibylle etwa so: ‚Sibylle, Frau Dohrn ist eine wundervolle Frau.' Das heißt in anderen Worten: eine bequeme Frau."

„Bei Gott, nein!" sagte er. „Wieso bequem?"

„Was weißt du! Liegst du nachts auf dem Dornenlager wie ich? Wissen — wissen! Was heißt wissen! Was weiß der Mann vom Weibe! Ach — Worte — Worte!

Nur eins weiß ich: In der Liebe red' mir nicht vom Manne!

Zu lieben! — Und nur die Folgen der Natur bedenken,

ein Kind tragen und gebären. Tod und Not sondergleichen, schwere Nächte, wehe Tage und doch lieben! Tod und Vernichtung in der Liebe trinken und alles wissen. Daran mißt sich des Weibes Liebe.

Wenn ich mich jetzt aufgebe, so ist das Geschmackssache, Schönheitsliebe und Trunkenheit, hat mit Entsagung und braver Weibesentartung nichts zu tun. Geschürt von Überreizung ist's nebenbei, mich hat die Ehe im Kampfe mit meiner Natur sehr ermüdet. Was weißt du!

Du hast an mir mehr Gefährtin, als du je an Sibylle haben wirst, mehr Freund und Mutter. Ich bin für dich mehr Heimat, mehr Versteherin, mehr Hingebung, mehr, mehr, — mehr von allem, ein ungeheurer Lebensgewinn, mit ruhigen Augen betrachtet. Du hast die Lebensluft der Liebe aufgebraucht, und ich auch. Ich fliehe den Mann ohne Liebe. Das heißt den Mann, der für mich nicht mehr fühlt, dessen Nerven für mich stumpf werden, dem die Seele für mich in Dumpfheit verfiel.

Was kümmert mich alle Weisheit und Größe eines Mannes, der mir gegenüber in jeder Lebensäußerung erstarrte. Ich bin kein Wundertier an Güte."

„Weshalb sagst du mir das alles?" fragte Alexander Dohrn. „Glaubst du, ich weiß nicht, was du tust?"

„Du weißt es nicht, kannst es nicht wissen. Wir wissen nur, was uns gleich ist. Du glaubst jetzt auch, Sibylle zu verstehen", sagte Frau Dohrn ruhig. „Sibylle geht Wege wie die ärmste Märtyrerin. Wie sie mir lieb ist! Trotz alledem! — Isebies, — kleine Isebies! Sie sollte sich hinlegen und sterben dürfen. Ob du ihr Mann wirst oder ein anderer! Es bleibt sich gleich. Es lohnt sich nicht der Müh'! Das Leben und die Liebe! Für Tier und Bauer war alles gemacht; aber fürs erste noch nicht für uns.

Neues Leben und neue Liebe für uns!"

So sprach Frau Dohrn tiefinnerlich erregt.

„Daß sie fast alle elend aneinander werden müssen! Ist's ihre Schuld? Wer weiß!

Sibylle ist ein köstliches Geschöpf. Mich verlangt nach ihr! Heiß verlangt's mich oft nach ihr!" das sagte die zierliche Frau gedankenvoll. „Es war mir so wohltätig, von ihr geliebt zu sein. Jetzt fürchtet sie mich. Und wenn ich noch so liebevoll zu ihr bin, sie fürchtet mich. — Und sie tut recht daran!

Ach, ich gehöre zu den Durcheinandermenschen. In meiner Seele ist vom Schicksal ungebührlich umeinander gerührt worden. Die Seelen der meisten Menschen sind wie stille Teiche; aber die meine nicht — Gott sei's geklagt."

Hilflos und einsam klagte die Frau. Ihr Gefährte konnte sie nicht trösten. Er hatte dies Recht nicht mehr.

Er litt tief.

Seine arme Kameradin, der Mensch, der am treusten zu ihm gehalten, war in tiefster Not wie losgelassen; aber er fühlte, sie beachtete ihn kaum. Sie sprach wie in leere Luft hinein. Was war er ihr noch! Ein leeres Gefäß, das einst für sie Göttertrunk umschlossen hatte und alles Zarteste und Köstlichste dieser Welt.

Sie stand wie verschmachtet in einer Wüste. Er sah sie im Geiste auf ihrem dornenvollen Lager liegen, ihre dornenvollen Wege gehen, ihre arme Seele war wie ein vom Sturm aufgewühlter Teich. Was konnte er tun? Zu ihr hinstürzen, sie in die Arme schließen? Dazu war keine Kraft mehr in ihrer Zueinandergehörigkeit.

Er stand regungslos.

Grausam ist das Versagen der Liebe für beide, für Mann und Weib, die sich einst liebten.

„Alexander," sagte Frau Dohrn, „Sibylle wird, ehe ich einen Schritt tue, ihren Eltern von unserem Plane Mitteilung machen. Nur so geschieht es."

„Niemals", sagte er.

„Doch", sagte Frau Dohrn. „Wer ist in dieser Sache Herrin? Einzig nur ich allein! Ich tu's oder tu' es nicht. Ich bin hier Engel oder Teufel. Du willst Sibylle schützen, ihr die Hände unter die Füße breiten? — Nein! sage ich, laß sie leiden! Laß sie tun! Laß sie büßen! Ich würde wahnsinnig, wenn ich allein zertreten würde. Laß uns alle miteinander leiden! Ihr sollt mit mir leiden! Alle!

Eine gutbürgerliche Verlobung zwischen euch in Eigenbrodts Stil, nach geschehener Scheidung —, und ich bin wahnsinnig. Ich will auch meine Sicherheit haben, daß mein und der Kinder Vermögen mir und den Kindern gehört. Mögen Eigenbrodts für Sibylle eintreten. Ich will frei sein, frei in jeder Hinsicht. Verstehst du!"

„Ich brauche Eigenbrodts nicht", sagte er hart.

„Ich aber brauche Eigenbrodts. In Kampf und Not will ich mich von dir lösen, nicht bei bürgerlichem Juniwetter einen zufriedenen Mann entlassen. Quält euch nur! Haßt mich nur! So wie ich es will, — so will ich's!

Ich will bei der Komödie zuschauen. — Beiseite schieben lasse ich mich so ohne weiteres nicht, den heiligen Packesel spiele ich nicht!

Kämpft um eures Lebens Seligkeit. Ich will sehn, ob ihr's wert seid oder nicht!"

Was an jenem Abend in verzweifelter Laune Frau Dohrns erregtem Gemüt entsprungen war, was noch zu heftigen, verzweifelten Szenen zwischen dem Ehepaar führte, sollte zur Wirklichkeit werden.

Dohrns hatten Sibyllens Leben getrunken und Sibylle Dohrns ganzes Wesen. Frau Dohrn hatte schleierhaft Sibyllens Seele eingehüllt. Es war eine Welt entstanden, die diesen drei Menschen zugehörte, die sie selbst geschaffen hatten.

Dohrns Gesetze breiteten sich ungehindert auf dieser raum-

vollen Welt aus. Sibyllens jetzt oft so natürliche Zugehörigkeit zu Alexander Dohrn machte ihr diese ihr eigentlich so fremde Welt heimischer.

So kam es, daß sie das Unerhörte im Verhältnis zu ihren Freunden nicht mehr klar empfand, daß sie sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, ihren Eltern Frau Dohrns Plan mitzuteilen. Ihre Nächte waren deshalb nicht ruhiger, ihre Tage nicht fröhlicher. Aber sie hoffte auf Erlösung aus den tieferregenden Formen, die ihr Leben angenommen hatte.

So ließ sie schweren Herzens Dohrns ziehen, die nach Berlin übersiedelten, um von da aus Wege zu finden.

Sibylle blieb wie eine geängstigte Seele zurück.

Die Schwester Biwi zog wieder nach Weimar, ihr Mann war dahin versetzt worden. Sie brachte ihr Kindchen mit. Lieselottes Hochzeit nahte und wurde gefeiert.

Sibylle aber hatte das Gefühl: Es baut sich ein Wall um ihre Lieben.

Wochen und Monate vergingen. Sibylle fand den Mut nicht, den Unfrieden in das blühende Haus zu tragen.

Sie schrieb an Dohrns und bat sie, alles wieder und wieder zu bedenken.

„Liebe Frau Dohrn!" schrieb sie. „Ach, lassen Sie mich es sagen: — Seit ich allein hier bin, fühle ich, daß der Einfluß hier im Haus mich ersticken will. Unser Leben, unsere Wege erscheinen mir unüberwindlich und ganz wahnsinnig.

Meine lieben Dohrns! — Haltet fest zueinander. Plaudert abends mit den Kindern, lest mit ihnen, helft ihnen. Sie sind die Hauptsache! Das erste.

Fürchtet nichts für mich. Ich bin hart gewöhnt. — Ich schließe die Türen zu meiner Welt auf und lebe ein Leben, das niemand mir nehmen kann. In aller Not und Angst arbeite ich.

‚Ganz Luft und Feuer' steht auf einem winzigen Zettelchen, das ich auf dem Herzen trage. Ich rühre an die Stelle,

auf der es liegt, und Ströme fließen über mich hin, die Freiheit, wundervolle Entrücktheit bringen, selige Kraft, Mut zu dulden.

Ich liege auf den Knien nachts vor dem Zimmer meiner Eltern, zu dem ich leise geschlichen bin, und bete: ‚Gott schütze Euch vor mir, Gott breite seine Hände über Euch aus.' — Ich schleiche an die Tür der lieben Frau und bete und bete und ringe die Hände. Dann liege ich im Geist auf den Knien vor Ihnen und bete und bete in die Ferne und in die Nähe, in die Nähe, suchend nach einem Herzen, das mich hört, — nach einem Gott, — nach mir selbst, — nach höchster Liebe und unaussprechlicher Hilfe!

Liebten Sie einander nicht einst über alles? Was änderte sich? Ihre ewigen Seelen, die ich so heiß liebe, sind da, sind dieselben. — Werden Sie nicht müde, das geliebte Bild wieder zu finden. Herr Dohrn sagt: ‚Eigengeschaffenes legen wir den Dingen bei und nennen es der Dinge Eigenschaften!'

Schaffen Sie beide neu an der großen heiligen Liebe.

Ich bete und schreibe und bete — und bebe. Meine Seele ist so leicht wie ein Hauch und frei und furchtlos. Ich fürchte kein Opfer und fürchte keinen Schmerz. Herr Dohrn, schaffen Sie nicht an dem Bild, das Sie sich von mir machen. Ich würde Sie enttäuschen. Ich bin nicht die, die dem einen folgt und andere leichten Herzens läßt. Ich bin kein freies Geschöpf. Ich fühle mich, als wäre ich der Atem derer, die ich liebe; wie soll ich mich ausdrücken, um Ihnen mich ganz zu offenbaren? Mich erschreckt eine so schwer erkaufte Zueinandergehörigkeit. Sie legt sich wie eine drückende Last auf mich. Mir ist, als sollte unser Leben ein Heiligtum werden, dem unerhörte Opfer gebracht wurden. Ich fürchte mich vor solch einem Heiligtum.

Ihrer beider treue Isebies."

Frau Dohrn an Sibylle:

„Liebe dumme Isebies!

Muß ich wieder sagen: Spinnweben gegen Feuer? Seien Sie tapfer, seien Sie heiter. Handeln Sie königlich. Was zwischen uns liegt, beurteilen Sie nicht, beurteilt niemand.

Und wer nicht hören will, hört nicht.

Wissen Sie, liebe Isebies, wie unendlich naiv Ihr letzter Brief war? — Wissen Sie das? Was muten Sie mir eigentlich zu lesen zu?

Aber Ihre naive Kraft hatte mir es angetan. Sie sind mir lieb und gefährlich deshalb geworden. Halb Nönnchen, halb Bacchantin. So etwas läßt man eigentlich nicht in sein Haus.

Ich tat's — ich wehrte nicht.

Jetzt können Sie nicht aufhalten, was so mächtig ins Rollen kam. Ihre Briefe sind Schaum! Erregen Sie mich nicht. Ich muß mich stark erhalten. Schreiben Sie keine solche Briefe mehr — und bedenken Sie, daß jeder Brief an mich auch an ihn gerichtet ist. Glauben Sie, es ist ein Scherz, den wir erleben, ein so oder so? Eine Komödie, nach deren Schluß man sucht? Sie werden anders denken lernen, anders schreiben lernen. Tod und Leben steht bei uns auf dem Spiel. Die verträumte, zaghafte, tugendhafte, rücksichtsvolle Isebies, die doch gern mit dem Feuer spielt, möge sich dessen erinnern.

Schlafen Sie gut. Sie müssen schlafen.

Waren die großen Menschen keine Menschen wie wir, die Tausende und aber Tausende, um ihre guten und schlimmen Zwecke zu erreichen, in den Tod führten, die über deren Leiber seelenruhig hinweggingen? Die sich bei gutem Schlaf und gutem Appetit trotzdem erhielten, bei bester Gesundheit waren und bei bestem Frieden, liebten und geliebt wurden?

Sie wollen ein Erstaunen der Ihrigen nicht erregen, ein

Erstaunen über einen Plan, dem Sie bald Ihre Zustimmung nicht versagen können.

Liebe Isebies, übertreiben Sie Ihre Gefühle nicht.

Gott behüte Sie — und tapfres Tun."

Heinrich Eigenbrodt war auf einige Tage verreist, die beiden Sibyllen, Mutter und Tochter, saßen im Wohnzimmer. Die Gartentür stand offen, draußen rauschten die vollaubigen Bäume im warmen Gewitterwind.

Es war schwül. Sibylle, die Mutter, hatte Klavier gespielt, ihre süßen melodiösen Weisen, sehnsüchtig und schwebend — große Kunst.

Weh schloß dem Mädchen den Mund, tödliches Weh.

Sibylle, die Mutter, nahm ihre Handarbeit.

Draußen rauschte es mächtiger, die ersten Donnerschläge grollten. Noch schlug kein Regen gegen die Scheiben.

Die Stunde war gekommen. — Sie war gekommen. Das dunkle, nächtliche Sommergewitter brachte diese bange, schreckliche Stunde auf breiten, schweren Flügeln. Es brachte sie Sibyllen, der Tochter, und Sibyllen, der Mutter, — endlich.

Die Schwüle war herzerstickend gewesen, atemraubend. Wenn Sibylle, die Mutter, diese Stunde gewiß nicht erwartet hatte, wenn ihre Gedanken andere Wege gingen, ahnungslos, so hatte sie doch das Weh ihres Kindes Tag für Tag eingeatmet. Ihr Blut, ihre Nerven hatten alles in sich schon aufgenommen.

Der Regen begann zu rauschen, der Donner grollte, der Wind beugte die vollaubigen Baumwipfel zueinander. Im Zimmer war es still und drückend.

In den Donner hinein sagte Sibylle: „Mutter, höre mich—" Sie saß aufrecht, die Hände lagen gefaltet auf der Tischdecke.

Sibylle, die Mutter, schaute befremdet auf.

„Mutter," sagte Sibylle, die Tochter, „ich wollte, daß ich schweigen dürfte; — aber ich muß reden." Es war ihr, als

wenn die mächtigen Donnerschläge sie verbargen, als wenn das Gewitter, die Regenströme sie einhüllten.

Sibylle, die Mutter, schaute mit großen erschreckten Augen auf ihr Kind. Sie fragte nicht. Sie wartete mit angehaltenem Atem. Ihr Kind, das gerade und bewegungslos vor ihr saß, flößte ihr Schrecken ein.

Das wilde, sommernächtige Wetter füllte das Zimmer mit Getöse und ließ es wie erbeben. Die fahlen Blitze leuchteten. Die große Hängelampe brannte im Schein der Blitze lichtlos.

Es war für Sibylle vielleicht die einzige Möglichkeit, heute zu reden. In stiller, alltäglicher Stunde, in der nur Eigenbrodts Patriziertum im Hause herrschte, dieses abgeklärte, sanfte Patriziertum, das das geheimnisvolle Menschentum seiner Geheimnisse und Unergründlichkeiten entkleidet hatte, wäre es unmöglich gewesen, den Mund aufzutun, um zu sagen: Ich will eine brennende Fackel in euer Haus schleudern, ich, euer wohlerzogenes, gutes Kind.

Sturm und Hochgewitter, die aufrührerischen Erinnerungen an geheimnisvoll drohende Zustände mußten eindringen, um die schweren, in diesem Hause unerhörten Worte der armen gequälten Seele von den Lippen zu lösen.

Sibylle versuchte zu sprechen, ein Mitleid aber sondergleichen, wenn sie sich dem Anblick ihrer Mutter hingab, ließ sie lange nicht zu Worte kommen.

„Frau Dohrn will sich von ihrem Manne scheiden lassen, damit ich und Alexander Dohrn uns heiraten können." — Das war es, was gesagt werden mußte. Die Kraft reichte zu keinem weiteren Wort.

Die diese Worte vernommen hatte, stieß einen Schrei aus, wie ihn das blühende Haus noch nicht gehört hatte, einen Schrei des Entsetzens, einen Schrei des Untergangs alles Sicheren und Heiligen. Die Hände an den Kopf gepreßt stand Sibylle, die Mutter, mitten im Zimmer, mit einem Ausdruck

hilflosen Grauens auf dem Gesicht, und wieder schrie sie auf. Kein Wort fand sich in dieser ernsten, behüteten Seele, das ausdrücken konnte, was sie bestürmte.

Bei diesem zweiten Schrei aber hatte Sibylle, die Tochter, das Empfinden, als wäre unvermutet ein Schwarm Stare mit Sturmesgeräusch in ihrer nächsten Nähe aufgeflogen, wie sie es im Herbst und Frühjahr auf dem Ettersberg erlebt hatte.

Etwas ganz Sinnverwirrtes war über sie gekommen.

„Grauenhaft", sagte Sibylle, die Mutter. „Wie konnte so etwas Entsetzliches geschehn! Wie war das möglich bei einem meiner Kinder! Wie hast du leben können? Mit uns lachen können, die Mahlzeiten mit uns halten können? Hat dich unser Vertrauen, unsere Liebe nicht gebrannt? Und diese Frau! — Diese unglückselige Frau? Solch ein Opfer willst du annehmen! Bist du ein reißendes Tier?"

Sibylle schwieg in Erstarrung.

„Sie will! — Sie will, — es ist ihr Wille!"

„Unerhört!"

Sibylle, die Mutter, warf sich auf das Sofa und verbarg ihr Gesicht in den Kissen.

Niemals hatte das Mädchen ihre Mutter haltlos gesehen, ja sie hatte sie nie müde oder bequem liegen gesehen, — das machte ihr jetzt einen schrecklichen Eindruck, dies Liegen. Die Tränen brachen bei ihr aus.

„Mutter! Mutter!" schluchzte sie laut und warf sich neben diese auf die Knie.

Sie fanden kein weiteres Wort.

Sibylle, die Mutter, zündete ihren silbernen Leuchter an und suchte ihr Schlafzimmer auf.

Ehe sie ging, wendete sie sich an ihr Kind.

„Schlafe, wenn du schlafen kannst. Ich frage mich, wie hast du es möglich gemacht, hier in unserm Haus mit solchen Gedanken überhaupt schlafen zu können?"

Verändert klang die Stimme, verändert war die Haltung der sichern, so wohlgeborgenen Frau. Tränen rannen ihr über die Wangen, der Leuchter zitterte in ihrer festen kleinen Hand, unsicher, fast tastend faßte sie nach dem Türgriff. Sibylle hätte ihr zu Füßen stürzen und rufen mögen: Laß alles! Laß alles! Vergiß!

Noch aber konnte das nicht sein. Ehrlich wollte sie ihr Wort lösen, kämpfen, solange sie kämpfen durfte.

Wieder schrieb sie nachts an Dohrns.

„Ich habe gesprochen. —

Ach liebe Dohrns, wie wenig wissen Sie beide von unserer Welt. Fremd sind wir Ihnen! Ich erlebe Entsetzen.

O, recht haben Sie, Frau Dohrn! Verlassen hätte ich Sie müssen! Gehen, als es noch Zeit war! Alle heißen Tränen, alle glühenden Vorwürfe löschen hier und dort mein Unrecht nicht aus. Was werde ich erleben müssen? Was wird geschehen?

Wie kann ich das Rad, das mir aus der Hand glitt und den Berg hinabrollte, aufhalten?"

Alexander Dohrn antwortete: „Sibylle, der Gott, der über allen Leidenschaften steht, behüte Sie. Lassen Sie sich so machtlos nicht hinnehmen. Ich sehe hier nicht das ungeheure Unrecht, das Sie fühlen, wohl aber ein schweres Schicksal.

Nicht Sie und nicht ich wußten, daß wir so unzertrennlich zueinander gehörten. Wir mißtrauten der lieben Gewohnheit nicht.

Die Zugehörigkeit zu Ihnen, zueinander, war sündlos wie die Heimatliebe, die wir armen Menschen fühlen. Meine Heimat — meine Erde! Laß Dich nicht allzusehr bestürmen. Höre auf die Stimme, die in Dir spricht. Höre auf sie trotz allen Wellen und Sturmbewegungen um Dich her. Sie spricht die Wahrheit. Sie ist heller und stärker wie alles Laute um Dich.

Frau Dohrn schickt Dir diesen Brief. Aus ihrer Hand empfängst Du ihn. Ist das nicht Ruhe? Sie will es. Vertraue ihr. Ich verstehe, daß es den Deinen qualvoll und neu ist, was das Schicksal ihnen zumutet; aber nicht unüberwindlich.

Gewiß sollen die Gesetze dieser Erde, unter denen wir leben, uns heilig sein; aber gibt es nicht Gesetze über diese hinaus? Trägt eine tiefe, große Liebe nicht ihre Gesetze in sich? Fühlst Du das nicht? Sei tapfer und gläubig, und Du wirst Dich und alles überwinden, wirst Dir und allen Frieden bringen.

Glaube getrost.

Frau Marie Sibylle Eigenbrodt an Frau Elise Dohrn: „Ich kann nicht anders, ich muß Ihnen schreiben; ich bin aufs äußerste bestürzt und in tiefster Seele betrübt.

Sibylle ist zerbrochen in trostlosester Verzweiflung! Es ist Ihr Werk. — Ich unterdrücke jeden Vorwurf, uns Eltern trifft das Bitterste: wir haben mit sehenden Augen, immer Unheil fürchtend, wenn auch in ganz anderer Weise, denn in Wahrheit waren wir mit Blindheit geschlagen, — aus Schwäche, aus Furcht, wehe zu tun, haben wir seit Jahren unser Kind ins Elend rennen lassen; im Gedanken, daß bei ideal angelegten Naturen Freundschaft bestehen könne, versäumten wir den Schritt zu tun, der Heilung gebracht hätte. Ich schützte meine Tochter vor jeder bösen Rede durch das Vertrauen, das ich in meine Sibylle setzte.

Nun gibt es nur einen Weg: Sie müssen mich unterstützen, es ist der einzige, der wieder Frieden, wenn auch nicht Freude, in die verwirrten Herzen bringen kann! Sie haben sich einer unseligen Schwäche hingegeben.

Sie haben unsere Tochter gegen unsern Willen, der Ihnen bekannt war, seit Jahren fester und fester an sich gefesselt. Jetzt müssen Sie die Bande lösen, und zwar muß der Ent-

schluß Sibyllen erleichtert werden durch Ihr Entgegenkommen. Fürchten Sie meinerseits Sibyllen gegenüber keine Härte. — Von Ihnen aber verlange und erwarte ich sie! Herr Dohrn muß zu sich kommen, ich beschwöre ihn im Gedanken an seine Töchter, — hier ist auch eine Tochter.

Herr Dohrn muß Sibyllen schreiben, daß er jeden Gedanken aufgibt, der nach jenem Ziele hinführt, das, wie Sibylle sagt, zwischen Ihnen besprochen, und das ich mich zu nennen scheue.

Ich trage leichter die Folgen dieses meines Verlangens als Verantwortung, seien sie wie sie wollen, als ich die Folgen tragen werde jenes Schrittes, der in Ihren Augen eine Erlösung sein soll.

Hier ist Entsagung zu üben, hier heißt es alle Kraft zusammennehmen. Sie haben entsetzlich gelitten, Sie werden weniger leiden, wenn Sie Ihr inneres und äußeres Leben wieder geordnet haben. Ich erwarte auf das bestimmteste einen Brief an Sibylle, der ihr den Gedanken nimmt, der sie am meisten zu quälen scheint: daß sie schwere Schuld auf sich laden würde, wenn sie ihr Leben von dem Ihrigen scheidet.

Mein Mann ist noch nicht zurück; ich bin unglückselig in dem Gedanken, wie ich ihn betrüben muß, und wie seine Gesundheit, eben erstarkt, unter diesen Erschütterungen leiden muß.

Schreiben Sie bald und vermeiden Sie dann alle aufregenden Briefe.

Marie Sibylle Eigenbrodt."

Das war nicht mehr das blühende Haus und die harmlos stolze Familie. Düster ging Heinrich Eigenbrodt ein und aus, stumm saß man bei Tische, schwere Unterredungen zwischen Sibylle und ihrem Vater, die Schwestern kamen scheu ins Haus.

Sibylle fühlte sich wie eine Last, wie ein Unglück. Man

sprach mit ihr in einem unsichern Ton, niemand fand den rechten Ausdruck, alle tasteten danach.

Frau Mutter strich dem armen zerbrochenen Geschöpf liebevoll über das Haar, ganz wie sonst, und blickte sie mit ihren guten Augen zärtlich und warm an.

„Meine Alte," sagte sie, „meine Alte."

Schonend hatte Marie Sibylle der lieben Frau von dem Unerhörten zu sprechen begonnen und war von ihr unterbrochen worden.

„Ich weiß es schon, mein Kind, ich weiß es, mir ist es von fremder Seite mitgeteilt worden; ehe Dohrns fortzogen, bin ich gewarnt worden."

„Und du hast uns nichts gesagt, — du hast geschwiegen!"

„Ja," sagte die liebe Frau einfach, „ich habe geschwiegen."

„Und weshalb?"

„Weil ich zu alt bin, um noch den Mut zu haben, in ein Schicksal einzugreifen. Ich fragte mich: War Sibylle nicht immer ein gutartiges Kind? Was Gott ihr auferlegt zu tragen, wird sie so gut wie möglich tragen. Ich werde nur noch kurze Zeit leben. Wir sehr alten Leute sollen nicht mehr eingreifen, die Dinge geschehen nach Gottes Willen. Ihr seid noch im Alter, einzugreifen und zu verhindern."

Die alte Frau vermied, über Sibyllens Schicksal mit Tochter und Schwiegersohn zu reden; aber voll stummer, leiser Zärtlichkeit war sie mit der Enkelin, wenn sie diese allein antraf. Leise und zart wie eine geistige Natur nahm sie die Hand der Enkelin in ihre weißen, zarten, alten Händchen und saß so wortlos bei ihr.

Sibylle schrieb an Frau Dohrn:

„Hier sehe ich alle wie mit schweren Wunden umhergehen, die ich ihnen schlug. Sie gehen würdig und gehalten, aber mir ist, als flösse das Blut unaufhaltsam aus diesen Wunden, von denen sie nicht sprechen. Ich seh' sie an mit ver-

zweifelten Augen, ich sehe durch die Kleider ihre armen verwundeten Herzen. Ich habe getan, was ich konnte. Ich war tapfer, das heißt: Ich habe den anderen weh getan.

Ich bin in der Welt, in der die hausen, die für sich selbst opfern. Ich kann nicht mehr. Jeder Blick erschüttert mich, jeder tiefere Atemzug, den ich höre, macht mich erbeben.

Sibylle."

So wurde Brief auf Brief gewechselt.

Keinen Schritt wichen Eigenbrodts, und Sibylle war wie ein geängstigter, flatternder Vogel.

Sibylle an Frau Dohrn:

„Seien Sie grenzenlos gut. Schützen Sie ihn. Helfen Sie ihm. Daß er mich liebt, ist eine Torheit seiner Seele. Stehen Sie ihm bei.

Zu Hause sind alle gütig zu mir — sanft —, und ich werde von Tag zu Tag matter. Gestern blieb ich ganz zu Bett liegen. Heute auch; aber ich arbeite in jeder freien Stunde. Ich schließe mir die Welt auf, die mir gehört, und versinke darin, wie in einen kühlen, sonnendurchschienenen Wald. Ja, es ist ganz wunderlich, mir ist, als trüge ich den Schlüssel zu dieser Welt leibhaftig in den Händen, und ich sehe mein Erdenpförtchen leibhaftig vor mir, eine Gartenpforte, wie sie zu Goethes Garten führt; weißgestrichen und etwas altertümlich geheimnisvoll. Ich sehe mich den Schlüssel in das Türschloß stecken und wieder hinter mir zuschließen, und dann wird mir wohl.

Sie werden das Leichtsinn und Kühle nennen. Ich aber weiß, meine Seele fürchtet sich vor dieser Erde, und sie hat ein Versteck gefunden. Da verschlüpft sie sich wie ein Kind, und Schuld und Not und Qual und Sehnsucht läßt sie draußen wie ein großes Bündel vor der Pforte liegen und ist ganz frei und kinderleicht in ihrem Versteck. Niemand aber nimmt das schwere Bündel inzwischen fort."

Imogen Dohrn, das zwölfjährige Töchterchen, schreibt an Sibylle:

„Engelchen! Mein geliebtes Engelchen — Ach, wo steckst Du! Komm doch! Wir sehnen uns nach Dir! Niemand weiß, daß ich schreibe. Mutzelchen ist so triste, so triste, geht in ihren Schleierläppchen umher, bald da, bald dort, — weiß nicht recht, was sie anfangen soll, guckt einmal in unsere Schulhefte, und dann vergißt sie's wieder, und dann lacht sie ein wenig mit uns, so, als wenn sie müßte, — und dann weint sie. Und wenn wir sie fragen, was sie hat, macht sie ein komisches Gesicht und sagt: Bäh — bäh, bäh. Aber sie hat etwas, das ist ganz gewiß, und Papachen erst! Ist immer eingeschlossen, will niemand sehen, ist krank, geht nicht aus.

Manchmal plaudert er mit uns; aber nicht wie sonst. Es liegt ein Druck im Haus, als säße ein Riese auf dem Dach, ein fürchterlicher Riese, den die Mauern kaum tragen. Kämst Du, würde der schwere, dunkle Riese gehen. Alle würden wieder lachen. Du würdest uns eine Geschichte erzählen. Wir würden Schokolade mit Dir trinken. Von Pa's Zimmer geht es wie ein stummer Strom zu mir. Armer Pa. Was ist denn nur? Mir ist so angst. Komm, Engelchen, steck' Dein Köpfchen wieder durch die Türspalte. Deine hellen, frohen Augen sind wie Sönnchen. Komm, Engelchen!

Deine oft so traurige Imogen,
weil alle traurig sind."

Man hatte Sibylle dazu vermocht, an Alexander Dohrn einen Brief zu schreiben, der alle Hoffnung nahm. Und Sibylle hatte diesen Brief geschrieben, — verzweifelten Herzens.

So schrieb Sibylle ihren ernsten schweren Brief an Alexander Dohrn und opferte ihn und sich. —

Das Aufatmen der Menschen im blühenden Hause aber tat

ihr weh. Sie verkroch sich in ihrem Zimmer, und die Kräfte verließen sie.

Still lag sie und matt, draußen blühten die großblättrigen Linden vor dem Haus, der süße Duft strömte durch die offnen Fenster, und dämmernd träumte sie: So duftet das Leben, das Leben, das sich aufgibt, das den teuersten Menschen aufgibt und opfert.

Es stieg ein Opfer auf, das nach blühenden Linden duftete.

Schön und still ist's, nach getanem Opfer sich niederzulegen und zu vergehen. Sie fühlte keinen Schmerz, keine Sehnsucht, — kein Verlangen. Ihr war's, als hätte sie noch nie die Augen so fest geschlossen. Sie lag nicht schlafend, nicht wachend. Friedlos hatte sie gelebt, wie eine bebende Flamme gebrannt. Jetzt kam die Ruhe.

Sie wurde nicht müde, den Lindenduft einzuatmen, den süßen, betäubenden Opferduft. So lag sie tagelang und nächtelang, konnte nichts zu sich nehmen, konnte nichts sprechen. Zu schwer hatte sie gelebt, zu groß waren die bangen Sorgen für ihr junges Herz gewesen.

„Sie schläft sich gesund", sagte Sibylle, die Mutter, sorgenvoll, um sich selbst zu beruhigen. Die liebe Frau ging aber wie ein stiller Geist bei der Enkelin ein und aus.

Isebies erhielt keine Nachricht von ihren Freunden. Die Mutter nahm die Briefe in Empfang und schrieb an Dohrns, daß Sibylle erkrankt sei.

Und wunderlich, Isebies-Sibylle fragte nach keinem Brief, fragte mit keiner Silbe nach Dohrns, war ganz in sich selbst versunken. Sie hatte getan, was sie konnte. Sie hatte ihr Opfer gebracht.

Sie fühlte Alexander Dohrns Zusammenbrechen. Sie fühlte seine tiefe Entmutigung. Sie fühlte, wie notwendig sie ihm war.

Für keinen andern Menschen auf Erden empfand sie ähn-

lich. Sie trug sein Leid. Sein Leid nahm ihr alle Kraft. Sie war erfüllt davon, es nahm ihr den Atem. Sie war selbst wie ausgelöscht.

Die Tage vergingen. Nichts änderte sich in Sibyllens Zustand.

An einem stillen Sommertag brachte das Mädchen der lieben Frau ihr einen Brief. Sibylle hielt ihn in der Hand, ohne ihn zu öffnen; — lange hielt sie ihn so in der Hand. Mit diesem Brief hatte das Mädchen ihr einen blühenden Lindenzweig von den Bäumen draußen vor dem Haus mitgebracht und ihn ihr auf die Bettdecke gelegt.

Ein ungeheures Erlebnis für die erschütterte Seele! Sie blickte auf diesen Zweig, als käme er aus einer andern Welt.

Der Brief lag jetzt auf ihrem Herzen.

Es schien ihr, als sollte sie aus einem tiefen Schlaf geweckt werden, — und sie wollte nicht geweckt sein. Sie wollte den Brief vergessen. Ihre Blicke ruhten auf dem Zweig, und er nahm alle ihre Gedanken gefangen.

Die ganze Herrlichkeit des Sommers drang auf sie ein.

Der Brief brannte leicht auf ihrem Herzen.

Alle Sommerdüfte umgaben sie; durch den Lindenduft rang es sich zart wie ferne Kornblüte hindurch, der schwere, fruchtbare, brodige Geruch und Rosenduft, süßer, warmer Rosenduft! Die Düfte wandelten sich, durchdrangen einander. Ihre Seele versank ganz in die Düfte des Sommers.

Der Brief lag schwerer und schwerer auf ihrem Herzen.

Schlaf — Schlaf!

Es war ihr, als schwände der Brief hin wie ein Traum. Sie atmete auf.

Doch nein, — da lag er wieder schwer und drückte sich in ihr Herz wie ein heißes Stück Eisen in Schnee.

Sie griff nach ihm.

„In Gottes Namen denn!“ sagte sie leise und öffnete ihn mit schwachen Fingern.

Frau Dohrn schrieb: „Ihren letzten Brief, Sibylle, dem kein andrer folgte, gab ich Herrn Dohrn nicht.

Welche Tage — welche Stunden!

Es ist, als wüßte er von dem Brief, den ich verschwieg. Sibylle! In die Hand eines Kindes gab ich sein Glück! — In die Hand einer folgsamen Tochter! Sibylle! Wie eine Königin handle ich, — und Sie! Denken Sie nach! Sterben die Ihren ohne die Tochter? Steht das Eigenbrodtsche Haus nicht auf gesunden Grundmauern? Wird es erschüttert, wenn ein Glied der Familie ein wenig anders zu seiner Heirat kommt, als die Eigenbrodts es seit Jahrhunderten gewöhnt sind?

An dem Bürgertum wird fleißig fortgebaut. Da fehlt es nicht an Arbeitern. Ihre Hände werden nicht vermißt werden, unkluges kindliches Geschöpf.

Hier aber steht ein einsamer Mensch, ein Mensch, für den alles andere tot ist, für den nur Sie leben, der alles Glück, Leben und Tod von Ihnen erwartet!

Werden Sie nicht schamrot, daß ich so für ihn werbe? Glauben Sie beruhigt, daß ich ihn nicht mehr liebe, glauben Sie beruhigt, daß er mir gleichgültig ist. Ich war sein Weib, — ich liebte ihn, — er liebte mich!

Das ist kein Rechenexempel, unter das man einen Strich zieht und Gleichgültigkeit als Summe darunter schreibt.

Hat ein Mensch den andern getrunken — ja, getrunken, so ist sein Blut erfüllt von ihm, — seine Nerven, seine Seele, sein ganzer Körper, sein ganzes Sein. Eins ist er geworden mit ihm.

Vergessen Sie das nicht.

Vermindern Sie mein Tun nicht durch Ihre Auffassung, und wenn die Ihrigen mich Verbrecherin schelten. Pah! Sie sollen mich verurteilen! Aber Sie, Sibylle, sollen wissen, daß ich größer und besser handle als Sie. Trotzdem Sie jetzt sehr vortrefflich sind, eine Mustertochter, eine Heilige, —

und krank sind Sie auch! Ganz gemütlich krank! Was Sie sich alles gestatten!

Eine heiße Seele wird nicht krank! War ich je krank?!

Raffen Sie sich auf! Werden Sie nicht im Halbschlaf zur Mörderin. Es möchte Sie einst reuen. Ich habe mein Opfer gebracht. Glauben Sie, ich lasse Sie weiter dämmern in Selbstgefälligkeit? Nein!

Ihr Pflicht liegt bei ihm.

Sie gehen falsche Wege, die Wege der Feigen und Friedfertigen.

Ich hätte eine Welt regieren können, ein Reich, wie irgendeine Königin und soll hier mit meinem Willen Schiffbruch leiden, an einem simpeln Bürgerhaus!

Gehen Sie ins Freie, hinaus zur Wallendorfer Mühle, den Weg, den wir so oft gingen, und denken Sie besonnen nach, was Sie ihm schulden, was Sie mir schulden, und was Ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ist.

Die Scheidung wird hier in Deutschland kaum durchzuführen sein. Andre Wege müssen gewählt werden. Wenn ich Ihnen telegraphiere, daß Sie kommen sollen, so ist Gefahr für ihn, dann gibt es keine Rücksicht, — dann kommen Sie!

Bereiten Sie sich vor. Gestatten Sie sich kein Kranksein! Kopf oben! Das Herz auf dem rechten Fleck! Nicht zerfließen, nicht selbstgefällig sein! Nicht tugendhaft! Nicht braves Kind! — Heldin! Weib! Wissend! Lernen Sie lieben!

Seine Großmutter lieben ist nicht Liebe! — Dächt' ich. Wissen Sie, was Liebe ist? Vielleicht wußte ich's. Vielleicht weiß ich's. Fragen Sie doch einmal."

Wie getroffen sank Sibylle in ihre Kissen zurück, in grenzenloser Verwirrung.

Sie hatte getan, was sie konnte. Sie hatte bis zur Erschöpfung nach dem Rechten gesucht. Wo lag das Rechte?

Wo lag ihre Pflicht? Handelte sie für die einen gut, sündigte sie für die andern. Wohin sie sah, kam sie nicht aus Schuld und Not.

Ein Entsetzen durchfuhr sie. Wie, — sollte sie den Kampf noch einmal aufnehmen? Den schrecklichen Kampf gegen leidende Herzen.

Auf und Nieder, Ein- und Ausatmen dieser Welt. Die sanft und unmerklich leben, fühlen dich nicht; die aber in Sturm geraten, werden vom Ein- und Ausatmen deiner Wellenbewegung zu Tode gehetzt.

Marie Sibylle, die Mutter, hatte die letzten Nächte bei der Tochter geschlafen.

Sibylle hatte es ihr nicht gewehrt.

Heut nacht aber sagte Sibylle: „Schlafe nicht wieder bei mir. Seid nicht gut zu mir, denn es kann sein, daß ich mein Wort breche. Ich will es nicht. Ich will's halten, — vielleicht aber kann ich's nicht halten."

Sibylle, die Mutter, antwortete: „Tue, was du tun mußt. Ich werde meine Pflicht erfüllen. Solange du bei uns bleibst, bist du mein Kind."

Sibylle hörte, wie die Mutter stundenlang nicht zum Einschlafen kommen konnte. Sie hatte ihr von neuem die Ruhe genommen.

Magelone von Geldern kam in dieser schweren Zeit zu Eigenbrodts. Sie erschien nicht oft, trotzdem sie sich gegenseitig von jeher sympathisch waren.

Sie reichte Marie Sibylle, der Mutter, die sie allein antraf, die weiche, schöne Hand, von der die kleine Isebies als Kind den Eindruck gehabt hatte, es wäre schön, sich daran zu halten, und fragte: „Sagen Sie einmal, wie wäre es, wenn Sie mir Ihre Tochter Sibylle nach Bayreuth mitgeben würden? Sie soll den Parzival hören, sie soll sich einmal das Leben dort ansehn. Sie gefiel mir nicht, als sie mir gestern auf dem Weg zur Wallendorfer Mühle begegnete. Was tut sie so einsam? Solcher Ernst sollte auf einem jungen Gesicht nicht liegen. Die Lernzeit, sag' ich, allen andern entgegengesetzt, ist das Alter. Man wird dazu in eine möglichst reizlose Kutte gesteckt, und die Müh' geht los, — die dümmsten Herzen und Köpfe werden gedrillt und lernen Dinge bebegreifen, die ihnen unmöglich zu begreifen waren. Genommen wird, was nur zu nehmen ist. Das Herz bekommt Aufgaben, die alle Kräfte zu übersteigen scheinen. Ja, wir müssen alle in das große Kloster eintreten, in dem Entsagung, — Entsagung und immer wieder Entsagung gepredigt wird.

Sibylle aber blüht. Sie soll sich doch erst das erblühen, was ihr einmal genommen wird.

Ich rief ihr zu: ‚Sibylle, was fällt Ihnen ein? Weshalb machen Sie ein Gesicht, als hätten die Hühner Ihnen das Brot genommen?'

Geben Sie mir Ihr Kind mit. Hat sie einen Kummer, so ist es gut, man zerstreut sie. Denken Sie darüber nach."

So kam es, daß man sich entschloß, Sibylle mit Magelone von Geldern reisen zu lassen.

Sie war mitten unter all den Menschen, die auf des Lebens Höhe standen, mitten unter Königen und Königinnen, die sich ein königliches Leben geschaffen hatten.

Wie ein Heiligtum erschien ihr Wagners Haus. Anbetung, Vergötterung lag in den Blicken der Frauen; Begeisterung, Erregung, erhöhtes Leben, wohin sie sah.

Und Magelone von Geldern, welch eine wundervolle Person!

Vertraut ging sie unter all den königlichen Menschen, heimisch, ganz verwandt, zu ihnen gehörend, wurde ersehnt, begrüßt wie eine Schwester. Sie war bei köstlichem Humor. Vor ihrer Türe stand den ganzen Tag ein Coupé, das sie bald zu diesem bald zu jenem führte. Liszt saß stundenlang bei ihr, und um sie her war Heimat für alle, die sie suchten. Das große Hotelzimmer, das sie bewohnte, schien wie durch ein Wunder umgewandelt, von ihrem Wesen wie durchdrungen.

Nie trat der erregte Gesellschaftsausdruck, den die Menschen unter andern tragen, in ihre Züge. Sie stand über all dem erregten Treiben, dem hochgespannten Wollen, den tief erschütterten Nerven, den Geistern, die unter Hochdruck geschaffen und gelebt hatten, mit ruhigen Zügen, ruhigem Herzen, einer Seele, die sich nicht imponieren ließ. Ihr lebendiger Humor verließ sie nicht und nie ihre wahrhaft souveräne Gelassenheit.

Mit welcher Grazie nahm sie dem müden Liszt, der eingeschlafen war, die Zigarre aus dem Munde, rückte ihm die Kissen zurecht, mit einem Lächeln, das ihr so wohl stand. „Ich kenne dich," sagte dies Lächeln, „hier kannst du ruhig schlafen, hier brauchst du nicht der berühmte, angestaunte Mann zu sein, so wenig wie bei deinem lieben Herrgott."

Mit einem andern ihrer berühmten Freunde hörte Sibylle sie hingebend plaudern. Sie fragte nach seinem geistigen Wohl so warm und mitfühlend, wie auch nach dem Zustand seiner wollnen Strümpfe.

„Sag', Magelone, weshalb habt ihr euch eigentlich nicht geheiratet?" sagte eine Zuhörerin scherzend.

Da reichte Magelone mit einer warmen lebendigen Gebärde ihrem Freund die Hand und antwortete: „Wahrscheinlich, weil wir uns viel zu lieb hatten!" Nie verlegen, nie unvornehm, immer Herrin ihrer selbst und ihrer Kraft.

Mit Staunen sah Sibylle das alles.

Magelone von Geldern erschien ihr in gewisser Weise größer als die andern. Sie hatte nichts geschaffen, hatte nichts Erstaunliches getan, sie stand aber über dem Leben. Sibylle empfand, daß dies das Größte sei.

Magelone von Geldern war menschlich sehr vollkommen. Sibylle beobachtete sie oft ganz versunken, da war kein Lächeln, das mit ihr selbst nicht in Harmonie stand, keine Bewegung, die nicht von der Ruhe ihrer Seele durchdrungen war.

Sie zog die andern an, wie Reichtum Arme anzieht. Es war, als wollten sie von all ihrer Größe und ihrem Ruhm an ihr genesen, — wollten sich bei ihr ausruhen.

Sibylle erlebte die Parzivalaufführung.

Über all die vielgestalteten Menschenseelen ging der gewaltige Strom überirdischer Reinheit hin und erfüllte sie gegen ihren Willen, riß sie widerstandslos mit sich fort, eine gewaltige Erlösung der Seelen, eine gewaltige stürmische Versetzung in eine andre Welt, in die die Seelen durch eigene Kraft nicht hätten gelangen können.

O ihr Welterlöser, wer schickte euch in die Nacht der Erde, was wäre diese Erde ohne euch! Ein wilder Kampf der Fresser und Opfer. Mit Tönen, mit Worten, mit eurer Seele Riesenkräften hebt ihr auf mächtigen Schwingen die Menschen empor.

Nach dieser Entrücktheit ein Fest unter sehr menschlichen Verhältnissen in einem kahlen Riesengasthaussaal mit zweifelhaften Genüssen.

Sibylle saß mit weimarischen Bekannten und schaute traumverloren auf das Treiben um sie her, da hörte sie eine angenehme Stimme, die sich an sie wendete, eine fremde Stimme. Sie hörte ihren Namen aussprechen, sah ein nie gesehenes Gesicht, einen Herrn, der sich ihr vorstellte, ohne daß sie den Namen verstand.

„Sibylle Eigenbrodt," hörte sie ihn sagen, „die Sibylle, die wir alle kennen, das heißt die wenigen, — die wenigen! ‚Das Wunder in Ihrem Novellenpferch', wie ein Dichter an einen gewissen Verleger schrieb. Ich kenne Ihren Verleger", sagte der Herr mit der angenehmen Stimme und den wohlkultivierten Bewegungen. Er erbat sich die Erlaubnis, rückte einen Stuhl zu Sibylle, die Tischordnung hatte sich schon einigermaßen gelöst, und schaute lächelnd auf das erglühende junge Gesicht, das ihn wie ratlos anschaute.

„Ja, sind Sie denn die Sibylle, die uns so viel Freude macht?" Die um Sibylle saßen, die Bekannten, horchten auf. Sie lächelte, aber ganz fassungslos.

„Die Schriftstellerin?"

„Schriftstellerin?" wiederholte die arme Isebies-Sibylle bestürzt.

Der Herr lächelte: „Nun, mir scheint, man muß Sie ein wenig über sich selbst aufklären. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie aus Weimar kommen, wenn ich das nicht von Baronin Magelone von Geldern wüßte, würde ich denken, daß Sie von einer gewissen Sibylle Eigenbrodt noch nie ein Wörtchen gehört haben."

„Ich kenne sie, — ach, ich kenne sie", antwortete Sibylle.

„Nun sehen Sie, da ist ja alles in Ordnung; aber doch glaub' ich, könnte ich Ihnen manches von ihr erzählen. Sehr unterrichtet scheinen Sie nicht zu sein.

Schauen Sie mal dorthin, — die elegante schöne Frau, — und dort der Herr mit dem vornehmen Charakterkopf, was meinen Sie wohl, wer die sind? Der Name tut vorderhand

nicht viel zur Sache, — ausgezeichnete Freunde von einer gewissen Schriftstellerin Sibylle, — von einer Dichterin Sibylle, — wie diese Freunde sagen. Solche Freunde sitzen hier noch eine ganze Anzahl."

Der Herr mit der angenehmen Stimme schien sich an dem fast rührend fassungslosen Ausdruck zu erfreuen. Er hatte da so eine junge, ganz erstaunte Seele vor sich, ein andres Wesen, als er wohl erwartet hatte.

Sibylle begann langsam zu erwachen, sich ihrer selbst und des Wunderbaren, das sich hier begab, bewußt zu werden.

„Ist das auch wahr?" fragte sie leise.

„Sie sind köstlich! Haben Sie's denn nicht groß und breit gelesen, daß Sie Interesse wachrufen?"

Ach, sie hatte so viel erlebt, so viel getragen, daß ihr das weltenfern gerückt war.

„Ja", sagte sie; — da stockte sie, Tränen traten ihr in die Augen, eine Röte überzog ihr Gesicht. Der ihr so Fremde blickte teilnehmend auf sie. Er sah den Kummer, der ihr Wesen verschattete. Sie hörte die angenehme Stimme sagen: „Ich kann Ihnen noch etwas mitteilen, was Sie sehr erfreuen wird."

Sibylle hatte sich gefaßt und sagte ruhig: „Glauben Sie mir, ich habe nie daran gedacht, daß das, was ich .... wie soll ich sagen," — sie zögerte — „... denke, — tue," — sie fand keinen Ausdruck — „schreibe —, von andern wirklich gelesen wird. Ich hab' mir das noch gar nicht vorgestellt."

Sie lächelte träumerisch. „Das ist also wahr?"

„Ja — ja — ja", bekam sie zur Antwort. „Und wollen Sie's wissen, was ich Ihnen noch zu sagen habe, und was in unserm Kreis in Berlin Aufsehn erregt hat? Fürst Bismarck hat sich Ihre letzte Arbeit vorlesen lassen. Es waren Gäste zugegen, und er hat Ihre Partei ergriffen, als andre gegen Sie sprachen. Ja, er hat einem Herrn aus seiner nächsten Umgebung Auftrag gegeben, Näheres über Sie

zu erfahren. Da dürfen Sie sich schon etwas darauf einbilden. Sie werden auch noch davon hören."

Sibylle sah den Sprecher ungläubig an.

„Wie kommt denn das alles?" Sie war verwirrt. „Schön ist's, — schön ist's!" sagte sie aufatmend, und ihre Augen begannen zu strahlen. Über Sibyllens Gesicht war Freude gegossen.

„Welch eigentümliches Geschöpf," dachte der Herr mit den kultivierten Bewegungen.

An diesem Abend erlebte Sibylle Wunder über Wunder. Sie lernte unbekannte Freunde kennen, die ihr unbegreiflich nah standen. Sie ging mit einer großen Gesellschaft in ein Hotel, trotzdem es spät in der Nacht war, und wurde gefeiert, sie, die Isebies, wie eine junge Königin.

Ihr schwindelte. Welch ein Leben! Welch eine unerhörte Sache! So sah das Leben aus! Wie schön, wie voller Reiz war die Welt. O, so lebte es sich mit Erfolg, — so? — So getragen, — so behütet, — so beseligt, — so schön erregt! Wie klangen die Stimmen lebendig, so mitten ins Herz trafen sie! Welches Wunder! Welches Wunder! So lebten die Könige der Erde! Solche Stunden erleben sie! Und sie, — und sie, — was hatte sie damit zu tun? War es denn ihr Leben? Sie sollte nach Berlin kommen! Sie wurde eingeladen von allen Seiten. Man sagte ihr wundervolle Dinge, ihr, der Isebies, die den Schlüssel zu einem Gartenpförtchen besaß, das in eine Welt führte, die nur ihr gehörte, in die sie sich flüchten durfte.

Das alles hatte diese stille, schützende Welt ihr geschenkt!

Sie trank Leben, durstig, staunend. Sie versprach zu kommen. Sie sah ein überschwellendes, lebendiges Dasein vor sich, ein Leben, an das sie nie gedacht, das außerhalb ihrer Vorstellung gelegen hatte.

Das staunende, von Leben übersprudelnde Geschöpf tat es den neuen Freunden an. Wie sie erwacht war, die Isebies,

zu Freude und Sonne. In eine Heimat war sie gekommen, in der es sich so leicht atmen ließ. Lasten fielen von der Seele. Sie lachte, wie ein Vogel singt nach langem Winterschweigen, ihre Jugendkraft sang und frohlockte.

Gegen Morgen erst trennte man sich.

Der Herr mit der angenehmen Stimme begleitete Sibylle in ihr Hotel, das seelenberauschte Geschöpf, das so stark mit heißen Lebenskräften ihre Qualen und Sorgen und bitteren Zwiespalte der Freude zum Opfer gebracht hatte, sie ganz überwunden hatte, um volles, schönes Leben zu trinken.

Er empfand, daß neben ihm eine starke, urlebendige Natur ging, voll schaffender Frühlingslust und Kraft.

Er hatte das leidensvolle Gesicht sich unmittelbar zu einem freude- und lebenstrahlenden umwandeln sehen und sagte ihr: „Leben Sie wohl, kommen Sie zu uns! Bringen Sie uns Ihr Lachen.“

In blasser Morgendämmerung, ehe die Sonne sich hob, las das nach Freude und Leben bebende Mädchen einen Brief Frau Dohrns, der abends nach ihrem Fortgehen gekommen war:

„Sibylle, — sind Sie bereit, — es handelt sich um Leben und Tod, — kommen Sie. Alles geschieht, um Ruhe zu bringen.

Elise.“

„Ja, Sibylle“, hatte Alexander Dohrn darunter geschrieben.

So stand sie, das Blut wogte in ihr, das Herz schlug zum Zerspringen.

Sie legte ihre Kleider ab, kühlte und wusch sich mit frischem Wasser, ordnete sich das Haar, kleidete sich wieder an, tat alles mit Entschlossenheit, schrieb an Frau Dohrn, schloß den Brief, setzte eine Depesche an Ottomar Rauchfuß auf und legte sich dann mit gefalteten Händen still auf ihr Bett nieder, mit offenen Augen.

„In Gottes Namen", sagte sie, nachdem sie stundenlang scheinbar ruhig gelegen.

Sie nahm dann Brief und Depesche, trug diese selbst zur Post.

Den ganzen Tag blieb sie ruhig auf ihrem Zimmer, schrieb bebend nach Hause, schrieb an Dohrns. Es meldeten sich verschiedene Besuche bei ihr, Menschen, die sie in ein reiches, lebendiges Dasein führen wollten. Sie nahm niemanden an, niemanden aus jener Welt, in der es sich so leicht atmen ließ. — Abgeschlossen, abgeschlossen dies lockende, lebendige Leben.

Sie schrieb auch an Magelone von Geldern einen ernsten, ruhigen, entschlossenen Brief, der ihr übergeben werden sollte nach Sibyllens Abreise.

Es war ihr ein so quälender Gedanke, daß diese Frau, die ihr so wundervoll erschien, ihretwegen Unruhe ertragen mußte. Ihr Weg aber war ihr vorgeschrieben, der steinige Weg, der an Abgründen vorüberführte. Ihre Seele hatte keine Wahl mehr.

Sibylle wurde ganz einfach.

Stille war eingetreten.

Am andern Tag abends erwartete sie Ottomar Rauchfuß.

Sie empfing ihn in ihrem Zimmer.

Sie reichten einander die Hände und waren die alten Kameraden. Ottomars Züge erschienen ernst und ruhig. Sibylle trat ihm gelassen entgegen. Sie nahmen miteinander ein Nachtessen auf Sibyllens Zimmer ein, die Abendsonne schimmerte golden. Sie sprachen wenig. Ottomar erzählte von Lilly, die auf dem Land in einem stillen Dorfe an der böhmischen Grenze mit ihren Kindern lebte.

„Du riefst mich", sagte Ottomar. „Ich danke dir."

„Ich muß dir Rechenschaft ablegen", antwortete Sibylle. „Geh mit mir hinaus in die Felder, wenn du nicht von der Fahrt müde bist!"

„Ich bin nicht müde.“

Sie gingen durch wenige stille Straßen, und vor ihnen breitete sich eine abendliche Landschaft aus, noch sonnenüberstrahlt.

Auf einem Hügel sah man das Theater liegen, in dem das große Mysterium zu dieser Stunde wieder gefeiert wurde.

Warme sonnendurchschienene Abendstille. Die blühenden Ähren leuchteten silbern. Die Bäume standen massig und mächtig in erster voller Sommerpracht.

Ein fremder, nicht heimischer Sommer für beide, und doch der alte Sommer, der so tief zu Herzen geht.

Sie gingen schweigend nebeneinander her.

„Ottomar,“ sagte Sibylle, „darf ich zu dir sprechen wie zu mir selbst? Niemand wird mich verstehen, alle werden mich verurteilen, denen, die mich lieben, werde ich Leid bringen. Höre mich.“

Und Ottomar hörte. Er hörte mit zerrissenem Herzen, er hörte sein Schicksal sprechen, das mit leichten, vertrauten Schritten neben ihm ging, das mit der liebsten Stimme, die er auf Erden kannte, ihm seines Herzens stille Hoffnung nahm.

Isebies Sibylle aber ging neben ihm, als wäre er ein Fels, an den sie sich, müde von Wellen und Wogen, hielt.

Ihr ganzes Vertrauen, ihr alter Kinderglaube, ihre Zugehörigkeit zu ihm. Er war ihr Gewissen. Er sollte sie erlösen. Nur er konnte es. Er sollte alles erfahren. Er sollte ihr sagen: „Tue, was du tun mußt, Sibylle.“

Und er sagte es. Er enttäuschte sie nicht. Er beunruhigte die arme Seele nicht. Er faßte ihre Hand wie einst und ging mit ihr zwischen den starkduftenden blühenden Feldern. Er war so gut, so stark, so einfach, so sich ihr hingebend, daß das leidvolle Geschöpf aufatmete.

Die Reinheit dieses Herzens breitete sich über all ihre Verwirrung, die einfachen Worte dieses guten, großen Menschen gaben ihrem Tun Heimat, eine Stätte auf dieser Welt. Sie hatten die Kraft, zu erlösen.

Auch er gehörte zu jenen Erlösern, ohne die die Nacht dieser Erde ein wilder Kampf der Fresser und Opfer wäre.

Isebies Sibylle ging geheiligt neben ihm her. Tränen rannen ihr über die Wangen, ihr Herz schlug. Sie war erfüllt von einer großen Seligkeit. Wie sie ihn kannte! Wie sie ihn wert hielt von dumpfer Kindheit an.

Er hatte für sie die Kraft, zu binden und zu lösen.

„Ottomar, Ottomar," sagte sie, „was gibst du mir? Was tust du mir?"

Es dämmerte stark, der Mond gewann an Kraft, die Luft wurde, je mehr die Erscheinungen verblaßten, schwer von Düften. Die ganze Erde duftete und jede Ähre und jedes junge balsamische Laub.

„Wenn du heut nacht reisen mußt, Isebies, werde ich dich begleiten. Du bedarfst jetzt meiner. Ich gehe mit dir."

„Du?" sagte Isebies. „Du?"

Ein Schauer durchbebte sie. Wenn auch das Wesen seines tiefsten Herzens für sie Geheimnis war, — es gibt doch über alle Geheimnisse hinaus ein unbewußtes Wissen der wissenden Seele.

Isebies stand Dohrns gegenüber.

Sie war zu ihnen soeben zurückgekehrt, über blutende Herzen war sie gegangen.

Das Unerhörte hatte geschehen müssen: sie war den Ihrigen entflohen. Sie hatte alles in Qual und Bestürzung und Schmerz zurückgelassen, hatte hart und erbarmungslos gehandelt.

Hier stand sie nun.

Vertraute Gegenstände im fremden Raum begrüßten sie.

Zwei bleiche Gesichter sahen auf sie. Frau Dohrn mit einem harten, stählernen Ausdruck der Augen. Alexander Dohrn wortlos, fast ohne Glauben. Sibylle las in seinen Zügen langes Leiden, Verzweifeln.

Sie fühlte ein Aufatmen seines Wesens, ein mächtiges

Aufatmen, als er ihren Blick traf. Ja, sie blickte wie die, die überwunden haben. Er trank ihren Blick in sich ein.

„Wir haben uns etwas im Ausdruck verändert, Isebies", sagte Frau Dohrn kühl. „Willkommen! Ich will die Kinder bringen. Sie sollen um mich sein."

Frau Dohrn ging hinaus.

„Sibylle, bringst du Ruhe, bringst du Frieden? Bist du ganz sichere Heimat?"

„Ja, ich bin deine sichere Heimat", sagte sie. „Es ist alles geschehen." Sie gab ihm die Hand.

Er hielt ihre Hand fest und ließ sie erst fahren, als leise Schritte sich der Tür näherten, Frau Dohrn und die Kinder.

„Engelchen", rief Imogen Dohrn und stürzte auf Sibylle zu, umschlang sie leidenschaftlich und weinte. Die andere Kleine stand neben der Mutter und schaute auf die weinende Schwester.

Die Qual dieses Wiedersehns war unsagbar; alles übermenschliche Empfinden eingedämmt, alles Ungesprochene übermächtig.

Fast unerträglich war das Sichgegenüberstehen dieser Menschen, unerträglich das Bewußtsein der Opfer, die hier gebracht waren.

Sibylle sagte: „Ich bin hier und bin jederzeit für sie alle da; aber ich gab ein Versprechen."

„Aha!" Frau Dohrn lächelte.

„Nein", antwortete Sibylle düster und blickte auf Frau Dohrn. „Sie dürfen nicht an mir zweifeln. Ich tat über meine Kraft." Ihre Augen blieben groß und klar, ihr Wesen ruhig. „Ottomar Rauchfuß ist hier, um uns zu raten."

„Mit ihm sind Sie gereist?" fragte Frau Dohrn kalt. „Ich brauche keinen Rat, bei Gott nicht!"

„Ich gab mein Versprechen", wiederholte Sibylle. „Er will mit Ihnen reden, mit Ihnen und Herrn Dohrn."

„Weshalb? Weshalb nicht?" sagte Frau Dohrn kühl lächelnd, erwägend.

„Ja, Sibylle. Er soll kommen", antwortete Alexander Dohrn ruhig.

„Ich werde jetzt gehen, so lautet mein Versprechen. Volles Vertrauen."

„Volles Vertrauen?" sagte Frau Dohrn erregt. „Wie ist das zu verstehen? Was heißt das: ‚volles Vertrauen'? Weshalb Ihnen? Vergessen Sie nicht! Volles Vertrauen, — mir gehört es zu! Volles Vertrauen mir und niemandem sonst! — Also gehen wir schon wieder", sagte Frau Dohrn jetzt kühl.

„Es muß sein."

Frau Dohrn brachte Sibylle zur Türe. Alexander Dohrn suchte nach Sibyllens Blick, — und der traf ihn ruhig.

„Wie wäre es nun," sagte Frau Dohrn, als Sibylle die Treppe hinabgehen wollte, „wenn ich zum Beispiel, sagen wir, jahrelang Komödie gespielt hätte? Wie würde man das nennen? Wie wäre es Ihnen da zumute? Verraten und verkauft, Isebieschen?"

Frau Dohrn hatte wieder etwas Spielerisches, Dunkles im ganzen Wesen.

„Und Macht ist berauschend, Isebies. — Ich habe die Macht!" Frau Dohrn blickte in sich versunken.

Mit einem Schauer sah Sibylle in dies weiße, lange Gesicht und in große, kristallklare, harte Augen. Ein Abgrund tat sich vor ihr auf, ein dunkler, schwindelerregender Abgrund.

„Ich bin auch Dichterin auf meine Weise", sagte Frau Dohrn leichthin. „Ich, Isebieschen. Nun, gehen Sie nur zu Ihrem lieben Reisegefährten und schicken Sie ihn mir. Wie hübsch Sie's haben: Immer behütet, immer verwöhnt." Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Wer verwöhnt mich? Wer behütet mich! Macht mich nicht zur Hexe! Macht mich nicht zum Dämon! — Also auf Wiedersehn!"

Wiedersehn? — Doch gab es kein Wiedersehn auf lange lange Jahre hinaus!

Als Ottomar Sibylle in ihrem Hotel aufsuchte, traf er sie bebend, ganz von Schauern geschüttelt. Sie lag matt wie im Fieber auf dem steifen, unheimischen Sofa des Hotelzimmers.

Befremdet blickte er auf sie. Sie nahm sich zusammen, sah aber bleich und bang aus.

„Du wirst erwartet", sagte sie.

Er drang nicht auf sie ein.

Es lag etwas Fassungsloses in ihrem Blick, etwas namenlos Erschrecktes.

Während der Stunden, die Ottomar bei Dohrns verbrachte, lag Sibylle regungslos im öden Zimmer, hörte das unbekannte Rauschen der Großstadt vor ihrem Fenster. Bilder zogen durch ihre Seele, als sollte sie sterben, und das Leben wandelte an ihr vorüber, die lieben Stimmen der Ihrigen, die Geräusche aus dem Geschäftshaus, die warme, sonnenheitere Kindheit, Lilly und Ottomar, die Bekannten und Freunde des Hauses, die weimarischen Wege, die sie nicht mehr gehen würde, die liebe Frau in ihrem hohen Alter, das vornehm zarte, rücksichtsvolle Leben daheim, ihre Unruhe, ihr Verschweigen, ihr fremdes, dunkles Leben, von dem niemand wußte, und dann tauchte ein geheimnisvolles, schönes Leben auf. Hier in Berlin wohnten die Menschen, die ihr fremden Freunde, die ihr ein so wundervolles Dasein versprochen hatten, die sie mit offenen Armen empfangen wollten. Sie träumte — träumte.

Welch reiches, frohes, sonniges Leben, so leicht — so berückend!

Wundervolles hatte sie erlebt — — Ottomars Güte! — Unheil und Leid aber hatte sie gebracht, wohin sie sah.

Nur einen Weg gab es jetzt für sie, — einen Weg: den Menschen, den sie liebte, der ihr nahe war, wie niemand sonst auf Erden, der sie als Heimat verlangte, glücklich und ruhig zu sehen.

Sie hatte sich gelöst von allen, an ihn wollte sie sich halten, Klarheit war nur bei ihm noch für sie zu finden.

Alle Opfer waren gebracht. Alles Harte war geschehen.

Wie ein Stern leuchtete diese Klarheit in ihrer Seele, überstrahlte alles Unglück, alle Verwirrung und Not.

An diesem Abend schrieb Ottomar Rauchfuß Sibyllens Eltern: „Den Wunsch Ihrer Tochter Sibylle zu erfüllen, schreibe ich. Seien Sie alle geduldig. Legen Sie nicht zu großen Wert auf das Gebräuchliche. Ihr aller Trost soll sein: Glauben Sie an Sibyllens reines Herz, werden Sie nicht an ihr irre. Geht ein reiner Mensch Wege, die uns unklar erscheinen, an denen wir verzweifeln, wir aber haben seine Reinheit erkannt, so soll diese Erkenntnis uns trösten und aufrecht erhalten.

Steinige Wege haben Sibylle dahin geführt, Alexander Dohrn zu lieben. Alexander Dohrns Frau hat die Liebe ihres Mannes zu Ihrer Tochter gutgeheißen. Vielleicht trägt die Frau hier Schuld, wenn wir von Schuld sprechen wollen; sehr wunderlich und befremdlich ist die Seele dieser Frau vom Schöpfer gebildet worden.

Soviel ich verstehe, ist eine deutsche Scheidung für Alexander Dohrn, der vaterlandslos ist, auch in Deutschland nicht heiraten konnte, nicht erreichbar. Sie selbst haben Ihrer Tochter dasselbe gesagt.

Ich habe den Eindruck, daß Sie Alexander Dohrn ganz vertrauen können. Er wird Wege finden, seine jetzige Ehe zu lösen, um eine neue Ehe einzugehen.

Bis dies geschieht, wird Sibylle bei meiner Schwester Lilly leben.

Zu Ihrer Ruhe möchte ich Ihnen aussprechen, daß ich Alexander Dohrn für einen eigentümlichen, großangelegten, durchaus edeln Menschen halte, der keiner niedrigen Art zu denken fähig ist, ein seltener Mensch.

Ich glaube, daß Sie die Unruhe und Sorge, die in Ihr Haus eindrang, abweisen dürfen. Sie können vertrauen.

Ottomar Rauchfuß."

In Sibylles Hotelzimmer hatte Ottomar diesen Brief geschrieben, und Sibylle hatte mit gefalteten Händen ihm gegenüber gesessen und hatte auf ihren Kameraden geblickt.

„Leicht ist das Leben nicht, Sibylle", sagte er einfach. „Ein Stück Heldenkraft gehört oft auch zu den selbstverständlichsten Dingen — und zu den nicht selbstverständlichen"

Sibylle hatte, als er aufschaute, in ihres Kameraden Augen gesehen, die ihr so weit und tief, wie sie sich das Meer dachte, erschienen waren.

Und diese Augen hatten heut einen schweren Blick.

Ottomar brachte am andern Morgen ganz früh Sibylle an den Zug, der sie zu Lilly führen sollte.

„Vertraue mir, es ist das beste so, du siehst Dohrns jetzt nicht wieder. Ich verlange das von dir. Ich weiß, was ich tue. Nur so kommt Frieden für alle.

Alexander Dohrn soll jetzt handeln. Mag er versuchen, wie es ihm gelingt. Auch Frau Dohrn muß geschont sein, und was in ihrer Natur schläft, darf für sie und alle nicht geweckt werden."

Ottomars einfache Worte und seine Art zu handeln waren in ihrer Selbstverständlichkeit ruhegebend.

Ja, er war derselbe noch, der als Junge Winter für Winter den dunkeln Weg vom Ettersberg nach Weimar in aller Herrgottsfrühe, ohne zu überlegen, ohne Klage zurücklegte, so schwer und hart dieser Weg oft gewesen sein mochte.

Auf den Herzen spielt das Leben wie auf Harfen

Eine junge Mutter, ein Kindchen auf dem Arm, eins am Rock, sank Sibyllen mit einem Aufschrei wie Vogelgezwitscher in die Arme.

Den Willkommensgruß empfing das Baby, das zwischen den zweien, nach Kuß und zärtlicher Berührung suchenden jungen Gesichtern, zartes Hindernis war.

Seit jener Nacht auf dem Ettersberg, als Isebies voll Schmerz neben der jungen verstoßenen Sünderin im Herbstnebel gehockt und sie mit Liebe ganz eingehüllt hatte, waren beide ihre Wege gegangen, Liebes- und Leidenswege.

Lilly, von goldenem Haar umspielt, von Lachen und Weinen wie von einem unsichern Nebel eingehüllt, von dem wilden Kinde umtanzt, vom jauchzenden Baby fast aus dem Gleichgewicht gebracht, glich einem Sonnenregenschauer, war nicht zu fassen, wehte und stürmte in ungemessener Freude über Sibylle hin.

„Isebies! Isebies!" Ein Schrei, eine Seligkeit, ein Bündel tanzender Liebe, etwas Unfaßbares!

Nach Lillys Begrüßung hatte Sibylle sich gesehnt, und nun diese Wolke von Freuden und Sonnenregenschauern und diese mitjubelnden Geschöpfchen! Verdreifacht hatte sich die süße Begrüßungskraft und Wonne!

Ja, das war Lilly! Lilly, nach der man sich sehnen konnte wie nach der lieben Sonne selbst, und wie schön war sie geworden!

„Isebies! Isebies!" klang es wieder.

Jetzt hatte Isebies das Baby im Arm, und Lilly hing ihr um den Hals. „Ja, du bist's, — dein süßes Gesicht ist's! Du bist's! Du bleibst eine Weile bei mir!"

Sein wanderndes Frauchen! hatte Ottomar gesagt. Sein wanderndes Frauchen, mußte Sibylle sich wiederholen. Sie war ganz betäubt von dem weichen Sturm.

Und jetzt legte er sich, und der Kutscher wurde bezahlt, der Sibylle von der Bahn in das kleine grün eingebettete Nest gefahren hatte, und ihr Koffer wurde von einem Bauernmädchen und einer Frau ein unglaublich enges und steiles Treppchen hinaufgeschleppt, das zu einem winzigen Haus gehörte. Mitten in einem Blumengarten lag es, in dem alles, was nur blühen konnte, blühte und duftete.

In dieses Nest hatte das Schicksal Sibyllen aus schwerem Sturm verschlagen.

Welcher Duft, welche Sonne, welch ein Gezwitscher! Lillys Stimme war heller und zarter als die ihrer Kinder.

„Sie haben die Stimme ihres Vaters", sagte Lilly.

Nun trat der süße zärtliche Ernst in Lillys Züge, den Sibylle so wohl schon aus ihren Kindertagen kannte.

Das Bauernmädchen bekam das Baby auf den Arm und das große Kind an die Schürze.

„Aber Bärbelchen, Bärbelchen, schon sehr drauf schaun und nicht aus dem Gärtchen hinaus!" Und das Baby wurde geküßt, und das Große wurde ermahnt, und Lilly kochte in einem silbernen Kaffeemaschinchen Kaffee.

„Sein Maschinchen," sagte sie bewegt, „nur wenn er kommt, brauchen wir's, nur dann, und wenn du kommst, Isebies! Sonst kenne ich niemanden. Er und die Kinder! — Und Er — und Er — und Er! Und ich bin wie die Luft, die sie einatmen, und von der sie leben, und das Brot, das sie essen, und bin lauter lauter Liebe von früh bis in die Nacht und von der Nacht bis in die Früh!

Und du bist müde und dein Herz ist schwer? Aber alles, — alles kommt noch! Ich bin ganz angefüllt von dir! Nur, ich sah so lange niemand, der so ganz zu mir gehört, dem ich von mir sprechen kann. Und was hab' ich erlebt! Meine Kinder geboren und selbst genährt. — Und eins begraben, das liebste, das erste! Weißt du, was das heißt, ganz dahinfließen in Liebe?"

Dabei war Lilly geschäftig, deckte den Tisch, setzte die Täßchen auf das frische Tuch, und der Blumenstrauß auf dem Tisch duftete nach allen Blumen im Gärtchen, Glydra und Feuerlilien, späten Tulpen und Agley.

Während sie geschäftig sich zu tun machte, nickte sie durchs Fenster hinaus in den Garten und klatschte in die Hände, dem Baby zur Lust und Freude, und dem größeren Kind rief sie bald einen Schmeichelnamen zu, bald eine Ermahnung.

„Ach, daß du den fandest," rief Lilly, „den du liebst, der dir alles auf Erden ist! Als du damals nachts in all der Dunkelheit bei mir vor der Mauer warst, ahntest du nicht, was Liebe ist! Du warst ein Kind. Ich aber, — ich! Meine Kindheit ging in einer mächtigen Flamme auf. Sieh nur mein Haar an!" Sie zog ein paar Nadeln aus dem Haarknoten, und das Haar rollte sich auf und floß um sie her. „Oft, wenn ich abends mich in dem Spiegel sehe, nichts als mein Gesicht und das leuchtende Haar, denke ich: in diesem Haar brennt mein Herz. Es sind Herzensflammen. Ach, so glücklich bin ich, so glücklich; aber oft, wenn die Kinder schlafen, sehr einsam — einsam;" ein Schatten zog über ihr Gesicht; „dann schleiche ich an die Betten und höre die Herzen schlagen, Herzen von seinem Herzen!

Wie wundervoll, daß wir aus Liebe werden und aus Zärtlichkeit! — — Er kommt selten," sagte das zarte Weib leise. „Er hat so viel zu tun, und ich will auch gar nicht immer um ihn sein. Denk' dir, so ein berühmter Schriftsteller, wie würden wir ihn stören! Und daß er mich, — mich geheiratet hat! Verstehst du das? Mich? Einfach mich? Ich wollte es nicht! Ich habe mich gewiß gesträubt mit Leib und Seele. Er sollte ohne Fessel sein. Er sollte frei sein. Schön finde ich es, wenn das Weib seine Liebe königlich gibt, denn nur Liebe hat sie zu geben. Wie eine Händlerin kam ich mir vor, als er mich des Kindes wegen geheiratet hatte, alle königliche Freude war dahin;

erst nach und nach erschien sie wieder, als ich alles, gottlob!, was Heirat hieß, vergessen hatte.

Und wir sind auch fast unsre eignen Herrn, mein kleinwinziges Vermögen nährt uns, und schau' nur," Lilly führte sie in ein kleines Nebenstübchen, da lagen allerlei Sächelchen auf dem Tisch, Puppen in liebevoll genähten Kleidern, angestrichene drollige Männchen und Weiblein aus Holz geschnitzt, allerlei Bälle, alles reizvoll und mit viel künstlerischer Eigenart hergestellt. „Das ist meine Werkstatt, da hilft mir der Größere auch schon fleißig dabei; damit ernähren wir uns. Was brauchen wir denn? Du glaubst nicht, wie wenig."

So plauderte das süße zarte Weib, wie eine Quelle alles hervorsprudelnd.

„Nur schenke mir Gott eine Wiege, die nie leer wird!", rief sie jubelnd aus. „Liebe, die nie endet, immer neuschlagende Herzen, die alles von mir und ihm haben, Leben und Atem und Lebensseligkeit und das süße Erwachen am Morgen. Und du und du! Nun weißt auch du, was Liebe ist! Isebies!"

Sie umschlang Isebies Sibylle.

Sibylle schaute wie benommen auf. Selig war sie durch ihre Liebe noch nicht geworden, zu schwer, zu verantwortungsvoll war diese Liebe für ihre Schultern. Tränen traten in Sibyllens Augen, sie verbarg ihr Gesicht mit den Händen, und Lilly sah, daß sie weinte.

„Ich weiß alles von dir", sagte Lilly ernst. „Tapfere lustige Isebies! Ich weiß, du bist besser, als ich bin, du vergißt niemanden, der dir zugehört. Ich aber habe nur geliebt, habe die Welt vergessen. Er wurde meine Welt! Durch Liebe starb ich in eine neue Welt. Wenn einer durch den Tod stirbt, hinterläßt er auch Weinende und kann nichts machen. So starb ich in die Liebe hinein. Und gottlob und gottlob! Schuldlos ist nichts auf Erden. Wir sollen

Schuld und Seligkeiten tragen, — beides. Geh, trinke jetzt Kaffee, und dieser Kuchen! Breitet die Schürzen aus", zwitscherte die süße Frau durchs Fenster hinunter in den Garten, und sie warf den Kindern Kuchen hinab; und oben zwitscherte es hell wie Silberglöckchen, und von unten antwortete es derb und voll und tief, sein Lachen, wiedergeboren aus starker Kinderbrust.

Einige Wochen lebte Isebies-Sibylle bei Lilly und den Kindern der süßen Frau im Liebestraum. Die träumte und lachte und arbeitete und spielte und war voller Geist und Lebendigkeit und diente einem unbekannten Gott, einem Gott, den Sibylle nicht kannte, und von dem sie sich kein Bild machen konnte. Er wurde geliebt, behütet, alles atmete für ihn, er wurde angebetet. Herrlich war, was er tat, herrlich war, was er schrieb, herrlich, was er nicht tat. Gearbeitet wurde für ihn und geschaffen, um eine Überraschung vorzubereiten. Abends stiegen aus weißen Bettchen Gebete für ihn auf, die eine flammende Liebesseele für die Kinder stammelte.

Sibylle lebte wochenlang in dieser heitern kindlichen Liebeswelt. Von Alexander Dohrn erhielt sie Briefe aus der Heimat seiner Mutter, aus der fernen südlichen Heimat. Er schrieb voll ruhiger Kraft.

„Welch eine Welt ist hier! Wie so ganz begreife ich es, daß meine arme Mutter ein Stück Fremde blieb, getrennt von dieser wundervollen Heimat!

Mit Staunen, Seligkeit und tiefer Freude bin ich ganz erfüllt. Du bist mir hier sehr nahe. Wie verstehe ich es jetzt, daß ich Dich meine Heimat, meine Erde nenne! Du gleichst, so scheint es mir, diesen Menschen hier. Ich sehe Dein geliebtes weiches Gesicht, ja ich sehe Dich immer unter ihnen. Du bist mir hier unendlich nahe! Wunderliches Wort, tiefgeheimnisvoll: ‚Unendlich nahe!‘

Die wundervollen Worte dieser Erde — voller Wunder!

Fühlst Du's: ich bin zum Leben erwacht! Ich staune voller Freude und hoffe auf Dich.

Eine tiefe Liebe zu meiner armen Mutter ist in mir erwacht. Worte, die sie einst sprach, die mir in der Erinnerung haften blieben, sind mir heilig geworden, drollige arme Worte von Sehnsucht beladen, über die ich einst ungeduldig war. ‚Keine Menschen, Schornsteinfeger sind hier alle', sagte sie wie ein armes, eigensinniges Kind, das sich nicht wohlfühlt in der kalten Fremde, und ich schämte mich meiner Mutter.

‚Eine harte, harte Erde ist bei euch, auch du bist hart', sagte sie. ‚Wäre dein Vater einer von uns, wäre deine Stimme weich wie der Wind, der über den Bosporus weht, du würdest so ein liebes Kind sein, mit einem weißen Mützchen und seidenem Halat, und säßest unter einer Platane auf einem kleinen seidenen Teppich, und ein Laternchen würde neben dir brennen, und Zuckerzeug läge im Bündel neben dir, und kluge alte Männer ständen um dich her, und du würdest ihnen vorlesen aus dem Koran, und die Männer würden staunen, wie klug mein kleiner Sohn ist, und ich lauschte und sähe hinter dem Fenstergitter, wie du dich beim Lesen neigtest wie eine Wiege, in der ein Kindchen liegt, und das Kindchen wäre deine Seele, deine liebe Seele, die stark und groß wüchse an den heiligen Worten des Koran, wie das Kind wächst durch die Milch seiner Mutter.

Ramasannacht würde es sein, und vor den Häusern die blumengeschmückten Tische mit Speisen und der süße Duft der Zigaretten.'

So konnte meine Mutter mir erzählen, — eintönig, von Sehnsucht beladen, bis ich's müde wurde und mich darüber ärgerte, daß ich wie eine Wiege mich hin und her neigen sollte. Das war eine dumme Sache für einen Jungen, der deutsch sein wollte und deutsche Kameraden hatte.

Ja, ich schämte mich meiner traurigen, rührenden Mutter.

Mir ist's, als wäre diese Seele mit mir hier, mir ist's oft, als nähme sie mich an der Hand und sagte: ‚Sieh, das alles war mein eigen. Sieh die lieben heimischen Holzhäuschen unter Lorbeerbäumen und das blaue Marmarameer und fühl' den Wind, nach dem ich mich sehnte, und sieh die Frauen in bunten Gewändern auf den Mauern Stambuls sitzen, mit zarten weißen Schleiern, und die Engel, die halbwüchsigen Mädchen mit den Sternenschleiern, das alles waren meine Gefährtinnen; und sieh die Kinder, — die Kinder mit den dunkeln mächtigen Augen und den weißen Mützchen und dem seidenen Halats. Ach, das sind Kinder! Ein fremdes Kind wurde mein, ein Junge, der sich meiner schämt, der nicht zärtlich ist.'

Sie hatte keine Freude, auch durch mich nicht.

Ich denke an Dich; und ersehne Dich heiß. Gut will ich zu Dir sein, gut.

Wunderbare Wege führt mich die Seele meiner Mutter.

Ich habe hier Verwandte aufgefunden, einen einsamen alten Bruder meiner Mutter, der in einem Holzhaus am Marmarameer wohnt, das an der alten gewaltigen Mauer angebaut ist. Oben auf der zerklüfteten Mauer wächst ein Granatbusch und hohes Lorbeergebüsch, und man blickt hinaus in die blaue Weite des Meeres. Der schneebedeckte Olymp leuchtet, die Prinzeninseln scheinen im Blau und Licht zu schweben. Minarette und Kuppeln ragen auf, soweit man über die Stadt blicken kann.

Der alte Bruder meiner Mutter sitzt unter dem Lorbeergebüsch auf der breiten sagenhaften Mauer, raucht sein Nargileh, die Welt versank ihm längst, kaum daß er sich seiner Schwester mehr erinnert. Er erinnert sich eines großen Unglücks, daß eine verstoßen und totgesagt wurde, und eines langen, langen Vergessenseins.

Aber wie fand ich diesen Bruder?

Ein Wunder! Stelle Dir vor: eine Stadt wie ein Labyrinth, unendlich ausgebreitet, Holzhäuser und Gärten und Zypressenhaine, Hochwälder mitten in der Stadt, riesenhaft über Hügel hingebreitet, eine Stadt ohne Straßennummern, und glaubst Du etwa, daß es ein Adreßbuch oder irgend etwas Ähnliches gibt? Ein Ameisenhaufen. Eine Stadt des Vergessenseins, des Untertauchens. Hier verschwindest Du wie der Tropfen im Meer, so scheint's und ist auch so und doch anders. In jedem Stadtbezirk kennt einer den andern wie in einem Dorf, so Dorf an Dorf.

So fragte ich bei allen Wanderungen nach dem Namen, den einst meine Mutter trug. Das Wunder war, daß ich gar bald das rechte Mahale, das ist der Stadtbezirk, fand, und ein Bübchen führte mich zu dem Alten, und weiteres Wunder: dieser Alte ist ein Freund Munif-Paschas, des Kultusministers. Durch den Bruder meiner Mutter lernte ich einen der Gewaltigen hier kennen, einen Menschen, der Dir gefallen wird, ein merkwürdiger Mann, ungefähr sechzig Jahre alt, vornehm, gebildet, einfach in seinen Gewohnheiten, ein ganz bedeutender Mensch, war Gesandter in Paris und Berlin, spricht vortrefflich Französisch und Deutsch, hat viel von Goethe und Heine übersetzt. Wir gefielen einander. Ich bin oft bei ihm. Wir haben Vertrauen zueinander.

Er hat mir Arbeit im Ministerium gegeben. Ich habe ihm von Dir gesprochen, von der Großmut Frau Dohrns, von der Schwierigkeit, eine Scheidung zu erreichen, von dem Widerstreben Deiner Eltern, und er will Wege finden hier, zu helfen.

Sei nicht kleinmütig, erschrick nicht, sei tapfer, sei klug, Du meine geliebte Heimat, Du gutes süßes Herz, Du gute Lebenskraft. Gräme Dich nicht. Laß Deinen Blick groß und weit sein. Wisse, daß Du mein Leben bist!"

So schrieb Alexander Dohrn.

Neu war Sibylle dieser starke, frohe Ton. Jedes Wort klang wie Erlösung. Der Brief erschütterte sie freudig. Sie trug ihn auf ihrem Herzen und fühlte ihre schwer erlittene, starke Zugehörigkeikt zu diesem Manne zum erstenmal wie eine große Seligkeit.

Niemand kannte ihren Aufenthalt. Frau Dohrn nicht und ihre Eltern nicht. Durch Ottomar Rauchfuß aber erhielten Eigenbrodts Briefe von ihr, in denen sie ihnen mit jedem Wort ihre schwere Lage zu erleichtern suchte, indem sie mit bebendem Herzen helfen wollte.

Sie bekam Briefe von daheim, auch durch Ottomar, mit verzweifelten Anklagen, mit Beschwörungen, zurückzukehren, jedes Wort mit tiefstem Leid beladen, jedes Wort Verzweiflung.

Ihr Herz kam aus Leidensnot kaum zu sich. Nie schlug es ruhig, der unruhige, bange Schlag verscheuchte den Schlaf. Es klopfte und klopfte in Schuld und Not.

Lilly schrieb an Ottomar, die Briefe eine Zeitlang nicht zu schicken, da sie für Isebies fürchte.

„Sie muß wissen," schrieb Ottomar, „was sie tut. Ich habe sie zu schützen versucht, soviel ich konnte, ich habe sie vor dem Dämon Frau Dohrns behütet, — ich habe sie bei Dir versteckt, ich habe die schwere Rolle auf mich genommen, unberechtigt ihren Wohnort vor den Eltern zu verheimlichen. Der Schmerz dieser Menschen um ihr Kind und seine Tat ist erschütternd. Sie muß ihn wissen. Sibylle muß wissen, welches Leid sie bringt, ihre Handlung muß klar sein."

Ja, und sie wußte jedes Leid, sie lebte es mit, sie beugte sich unter der Last.

Frau Dohrn aber war ihr wie ein Schemen.

Sie wollte ihretwegen leiden, wollte ihretwegen sich in Schuld verzehren; aber wie unter den Händen entglitt ihr das Bild der Frau, als hätte sie dieselbe nie gekannt.

Sie versuchte, sich die Nahgekannte zurückzurufen, sie schloß die Augen, hielt den Atem an, umsonst, das Bild der Frau war wie zerronnen.

Wer war Frau Dohrn? Die alte Frage, die sie so oft in Angst und Not getan.

Nur eine große, gestaltlose Bangigkeit stieg in Sibyllens Seele auf, kein Bild, kein Eindruck.

„Gott sei mir gnädig!" betete Sibylle.

Lillys süße, zärtliche Nähe milderte und sänftigte.

„Könnte ich dir mein Wesen geben, Liebe hat für mich große, weite Flügel, die mich über alles tragen, du mußt lieben lernen! Du mußt Liebe ganz begreifen!"

„Ich bin zu schwer," antwortete Sibylle, „an mir hängt das Leid der andern."

Sie arbeitete fleißig, während Lilly an ihrem drolligen Spielzeug hämmerte, schnitzte und pinselte.

Es kam ein Brief von Alexander Dohrn: „Meine Heimat! meine liebe Erde! Nun komm! Nun ist alles bereit. Durch unsern Freund Munif-Pascha sind Unmöglichkeiten möglich geworden. Du wirst mein Weib sein. Hier ist Scheidung am leichtesten erreicht worden. Frau Dohrn ist es zufrieden. Frau Dohrn ist einverstanden. Sei gut und tapfer. Ich hab' für Dich hier eine Welt geschaffen; das sagt ein Mann so gern in der Freude seines Herzens.

Ich möchte Dir sagen: Ich habe das blaue Marmarameer für Dich hingebreitet und die uralte Mauer aufgetürmt, die herrlichen Zypressenwälder, unter denen die Toten ruhen, die Riesenplatanen, die dunkeln, weit schattenden Lorbeerbäume gepflanzt, — für Dich! Und ich habe es geschaffen, daß Du wie eine junge Königin hier empfangen wirst. Und das habe ich wirklich geschaffen! Komm, und Du wirst alles sehen! — In dem lieblichen Landhaus unseres Freundes Munif-Pascha wirst Du vor unserer Trauung wohnen wie

eine Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht, Du wirst so wohl behütet sein wie im Hause Deiner Eltern.

Nun aber komm! Es geschah, was geschehen konnte, meine Erde! meine Heimat! Daß ich kein anderes Liebeswort für Dich finde! Das macht, daß diese Worte in meinem Herzen eingegraben sind. Du wirst Dich bei mir langweilen, ich bin ein so einfacher Mensch.

Auch mein Werk wird unendlich einfach sein.

Mein Gott, ich erschrecke oft, daß ich so ein langweiliger Kerl bin! Deinetwegen erschrecke ich! Ich selbst fühle mich wohl dabei.

Du bist jung und kennst wenig vom Leben und hast so Schweres getragen.

Ich lege Dir einen Brief bei, und Gott segne Dich, geliebte Seele, und aller Schutz, den ich für Dich erhoffe, umgebe Dich.

Es ist Friede, mein geliebtes Herz, laß uns ihr und den Kindern das Leben so erleichtern, wie es in unserer Kraft steht.

Hier gibt es Arbeit die Fülle für mich und Aussichten und Erfüllungen."

Der Brief war von Frau Dohrn:

„Du schreibst mir, daß ich frei sei. Nun wohl. Du schreibst mir, daß die Scheidung nur eine Formalität ist. Unsere Ehe war jahrelang nur eine Formalität. Wenn alles so ist, wie Du schreibst, können Eigenbrodts nichts machen."

Lilly war über die Briefe Alexander Dohrns selig. „Man spürte seinen freien Atem. Er gefällt mir. Sein Wesen ist lebendig und gut, — und etwas Großes, Weites liegt in ihm."

Schwer war Lillys Abschied von Isebies Sibylle, verweinter und schluchzender als damals am dunkeln Oktoberabend auf dem Ettersberg, als Lilly ihr erstes Kindchen unter dem Herzen trug.

„Isebies," sagte sie, „die Abende sind so bang, jetzt spür' ich's erst, seit du da warst. Wie werde ich dich vermissen!

Abends auf das Klopfen der kleinen Herzen lauschen und süße Dinge denken und auf ihn hoffen und Spielwerk schnitzeln und anmalen und ein Liedchen summen und im Spiegel sehen, daß um das sehnsüchtige Gesicht das Haar in Herzensflammen brennt!

Isebies, weißt du noch, wie ich dir sagte: Er liebt mich! Und seine Herzen sind's, an denen ich abends in Sehnsucht lausche, und wenn er wiederkommt, wird bald ein neues Herzel in mir schlagen, so ein süßes Menschenherzchen, der Sonne entgegen!

Und stell' dir vor, wie wundervoll für ihn, dieses Liebesnest! Seine Kinder! sein Weib! Keine Not hat er von uns, nichts Überlästiges sind wir ihm. Seine heilige Arbeit wird nicht gestört durch uns. Nur Liebes, nur Seligkeiten hat er von uns.

Ich habe ihn doch glücklich gemacht!

Aber es ist auch in mir kein Zweifel. Um Gottes willen, — ein Zweifel!" schrie das zarte Weib fast auf. „So etwas gibt's doch nicht, Isebies? Für so viel Liebe?

„Wie sollt' er dich nicht lieben", antwortete Isebies Sibylle bang. Hilflos erschien ihr das liebe Geschöpf in seinem einsamen, ekstatischen Liebesdienst, in seiner zarten, heiteren Entichung, in seiner süßen Entsagung.

Sibylle verstand Ottomars Sorge um das flammende Weiblein.

Isebies Sibylle an Lilly: „Lilly, Du Frauchen, Du guter, lieber Engel. Auf meiner ganzen langen Reise sah ich Dich oft vor mir. Du wechseltest mit vielen Bildern, die mich bedrängten; aber das Häuschen und der Blumengarten, die Kinder, das Spielzeug, aus dem Ihr lachenden Geschöpfe Eures Lebens Unterhalt wie Bienen aus

Honigkelchen zieht, das war alles so ruhevoll, ein kleine Welt, die ein lieber Engel geschaffen aus ein wenig Weltenstoff, den er dem Herrn der Welten gestohlen. Was der große geheimnisvolle Herr seinen Welten an Weh und Not und Tod und Jammer beigemischt, — das hat lächelnd der liebe Engel fortgelassen. Sein Erdchen ist so wunderschön und dreht sich wie die andern Welten. Man hört nur Lachen, nur Liebesworte; nur Hingebung sieht man. Glückliche Kinder, eine sonnige, strahlende Mutter, die vor Liebe überfließt. Kuchen und harmlose Speisen, kein armes Tier nährt mit ein paar Pfündlein seines mühseligen Fleisches die lachenden Geschöpfe.

Du lieber Engel, Du hast Gottes Rezept zu seinem schweren Erdenstoff lächelnd verändert. Ach, er soll Deine kleine Erde gnädig tanzen lassen unter all den schweren, leidbeladenen Welten, er soll sein heiliges Auge zudrücken, wenn die kleine selige Kugel im Tanz der Gestirne an ihm vorüberzieht.

Gott behüte Euch.

Einen schweren, schweren Brief schrieb ich heute, drum ist mir's so ein Aufatmen, an Dich zu denken.

Du weißt und weißt auch nicht, welch eine Welt mich umgibt. In dem Augenblick, als er mir auf dem Schiff entgegenkam in all dem Fremdartigen, dem Blinken der Wellen, in all dem Überwältigenden um mich her, dem Schreien und Toben auf dem Schiff und in den Booten, erkannte ich ihn nicht, so gebräunt und froh sah er aus. Er trug einen Fes wie alle fast, die ich um mich sah, und schön erschien er mir und überaus angenehm. Er sah aus, als fühle er sich wohl und glücklich.

Nie hatte ich ihn so gesehen.

Als wir in Munif-Paschas Kaik, einem langen, flachen, reich vergoldeten Boot, das von sechs Männern in weiten, rot und blau gestreiften seidenen Hemden gerudert wurde, pfeilschnell dahinflogen auf dem sonnenglänzenden, blauen

Wasser, über die hüpfenden Wellchen, da wurde es mir zum ersten Male leicht zumute seit Jahren, und mir war's, als schliefe ich aus schwerem Wachsein zu süßem Traume ein. Wir fuhren an den Riesenschiffen entlang, und die Möwen flogen wie Schneegestöber, und wie Schnee lagen sie auf dem Wasser. Die fremdartige Stadt ragte auf den Hügeln auf, und mein Freund saß vertraulich und heimatsicher neben mir.

Und so ist's geblieben — ein Traum.

Munif-Paschas Töchter Ferdös und Fidned, der wundervolle Garten, das halb orientalische, halb europäische Haus und meine Geborgenheit in all der Fremde und die Nähe des teuersten Menschen.

Was ich fühle, ist unmöglich zu beschreiben, und was ich sehe, ebensowenig. Ich wohne neben Ferdös und Fidned und höre sie lachen und plaudern. Es klingt, als zwitscherten fremde Vögel neben mir mit süßen, zarten Stimmen. Eine Frau hat Munif-Pascha nicht, eine Französin erzieht die Mädchen. Die Mutter der beiden Mädchen starb vor Jahren. Ferdös, Paradies, heißt das älteste Kind, geht daheim in europäischem Bubenanzug, in Bluse und Hose.

Welch ein Durcheinander schreibe ich! Aber was soll ich tun? Wo soll ich beginnen? Ich kann mich nicht fassen. — Ich habe nicht die Seelenruhe, auszusprechen, was ich sehe und empfinde.

Unsere erste Abendmahlzeit:

Seine Exzellenz erschien und begrüßte mich mit vornehmer Güte. Ich dankte ihm für seine unbeschreibliche Liebenswürdigkeit, mich in seinem Hause aufzunehmen, die ganz Fremde.

‚Nicht Fremde', sagte er. ‚Wir sind Freunde, Ihr künftiger Gemahl und ich, wir verstehen einander, es ist selbstverständlich, daß Sie hier in meinem Hause wohnen.'

Er sprach Deutsch und wechselte mit Französisch. Er spricht ein gutes Französisch, unterhält sich bei Tisch auch mit den Kindern Französisch.

Der Raum, in dem gespeist wurde, hat tiefgoldleuchtende Strohmatten auf dem Boden, darüber köstliche Teppiche, eine europäische Tafel; zwischen der Decke und drei Wänden des schönen Zimmers befindet sich ein freier Raum, von geschnitzten Pfosten, welche die Decke stützen, unterbrochen und ganz von Rosen und Glyzinen überwachsen, so, daß das Tageslicht nur gedämpft eindringt.

Nie sah ich ein herrlicheres Zimmer, wie eine Laube ist es, und doch geschützt gegen Sonne und Regen und wohnlich. Die Wände bedeckt von reichen Schnitzereien und Geweben. Hinter jedem Stuhl ein Diener der eine goldgetriebener Schale und einem Krug voll duftenden Wassers hält und einem Handtuch mit Goldstickerei.

Die ganze Art zu speisen hatte etwas feierlich Schönheitsvolles.

Die Unterhaltung war heiter. Munif-Pascha scherzte mit den Kindern, richtete Fragen über den Verlauf des Tages an die Erzieherin. Er und mein lieber Freund hatten Wohlgefallen aneinander.

Alexander Dohrn sprach nicht nervös, sprang nicht unruhig im Gespräch ab.

Mit Staunen hörte ich zu.

Ja, das Blut deiner Mutter, dachte ich, hat dich zurückgeführt, ihre Sehnsucht ist in dir gestillt worden.

Du hast wohl die Heimat deines Wesens gefunden.

Munif-Pascha wendete sich an mich: ‚Nicht wahr, wüßten wir gegenseitig mehr voneinander, würden sich, bin ich überzeugt, Ihre Verwandten bald beruhigen, daß ihre Tochter nicht ist auf einem französischen oder einem deutschen Standesamt getraut worden, sondern auf einem hier bei uns.

Im Hause von meinem Neffen ist Ihre Trauung, denn ich muß sein etwas vorsichtig. Durch meine Stellung‘, — er lächelte, ‚bin ich exponiert. Die Gesandtschaften. Wie

nennt man mich, Mademoiselle?' wendete er sich langsam und bedächtig an die Erzieherin.

‚Exzellenz verzeihen, wenn ich nicht irre, Frank-Pascha.'

‚Das ist fränkischer, europäischer Pascha,' erklärte er, ‚eh encore?' fragte er.

Die Französin lächelte. ‚Malepi-Pascha, Exzellenz, wenn ich nicht irre.'

‚Ach, Sie irren nicht, sie nennen mich hier Malepi-Pascha, jawohl, den Gelee-Pascha, das ist kein sichere Pascha, kein Pascha nach der alten Schule, so ein Gelee bewegt sich, so — und so. Einem Malepi-Pascha sieht man auf die Finger.

O, er würde sich noch mehr bewegen,' sagte er lebendig, ‚aber noch ist nicht die Zeit. Geduldig muß die Gelee sein.'

Munif-Pascha und Munif-Paschas Haus und seine schönen, übermütigen Töchterchen, denen er alle Freiheit läßt, weil sie sie verlieren müssen, wie er sagt, sind etwas Einziges.

‚Schreiben Sie an Ihre Eltern', sagte er an diesem ersten Abend zu mir. ‚Der Kultusminister Munif-Pascha läßt ihnen sagen, sie sollen gnädig sein, auch für sich selbst. Religion ist eine Sache, die mit unsere Unwissenheit zusammenhängt. Sie ist bei allen Völkern der Schleier, der vor das große Geheimnis gezogen ist. Jedes Volk hat sein Schleier mit einem andern Muster, dasselbe Geheimnis aber haben wir alle.

In Europa würde ein Kultusminister sich ganz anders ausdrücken. Wir Gebildeten hier sind einfach und lassen uns von einer goldgestickten Ministeruniform nicht imponieren.

Und nicht ist es nötig,' sagte Munif-Pascha, liebenswürdig lächelnd, als er sich langsam von seinem Stuhl erhob, ‚daß Sie einen fremden Schleier nehmen. Eine Frau behält immer ihr eignen Schleier.'

Issebies, Eure Issebies."

An einem wundervollen Spätsommertag wurde Alexander Dohrns und Sibyllens Trauung im Hause von Munif-Paschas Neffen vollzogen, in einem echt türkischen Hause.

Sibylle, im einfachen, weißen Sommerkleid, war bei der jungen Frau des Hauses, die nur Türkisch sprach. Sie hatte Sibyllen ein Schleierchen, mit goldenen Fäden durchwirkt, im Haar befestigt und liebkoste sie, wie man eine Katze liebkost.

Dies spielerische, zärtliche Wesen nahm ihr den Atem, ließ ihr das Herz heftig klopfen.

Welche Einsamkeit, Verlassenheit und Fremde.

Draußen vor den hohen, holzvergitterten Bogenfenstern der Bosporus, dessen Wassermassen sich mächtig vorüberwälzten. Über Zypressen und Pinien und hohe Lorbeerbäume blickte man bis zum Ufer hinab über den terrassenförmigen Garten hin. Ein nahes Minarett hob sich schlank empor, durch das Zimmer huschten neugierige Dienerinnen, zwei wunderschöne Kinder von vier und fünf Jahren in weißen, gehäkelten Käppchen, weißseidenen Kittelchen mit goldenen Gürteln brachten Sibylle Blumen, begrüßten sie würdig mit rührendem Ernst, hoben die runden Händchen an die Stirn und machten ihren Salam.

Sibylle sah in dunkle, ernste Sonnenaugen und gedachte der sehnsüchtigen Beschreibung türkischer Kinder, die Alexander Dohrns Mutter ihrem Sohn einst gemacht hatte.

Ja, das waren keine ungezogenen deutschen Jungen, diese beiden süßen kleinen Ehrenmänner, die sich würdig zu Füßen ihrer Mutter auf ein Polsterchen niederließen, das waren vornehme Leute, die aussahen, als hätten sie kurze, feste Engelsflügel unter ihren seidenen Kittelchen verborgen.

Sibyllens Gedanken zogen schweren Fluges in das geliebte Haus. Sie suchten jeden einzelnen darin auf, flogen um alle daheim wie große, weiße, bange Vögel mit lautlosem Flügelschlag.

Im Zimmer des Hausherrn im Selamlik, das wie jenes

der Frau den Blick durch hohe Bogenfenster auf den Bosporus hatte, waren die Trauzeugen versammelt: Munif-Pascha, Iskender Kabuli, ein wunderlicher Mensch, den Sibylle schon kennen gelernt hatte, ein Afghane, Schwager vom Emir von Afghanistan, der als Gastfreund Munif-Paschas hier war, ein Mensch, der alle Sprachen sprach, alle Literaturen kannte, am Petersburger Hof erzogen worden war und in Berlin und Paris studiert hatte, und ein junger Deutsch-Ungar, der Direktor der großen Gewerbeschule in Konstantinopel.

Als Sibylle eintrat, vom Hausherrn geleitet, blickte sie mit einem langen Blick auf Alexander Dohrn, der trat zu ihr und sagte leise: „Meine Heimat, meine Erde.“ Er gab ihr nicht die Hand, das durfte nicht sein. Der alte Imam, der die standesamtliche Trauung vornahm, stand bereit, die Unterschrift von Alexander Dohrn und Sibylle zu empfangen. Ein Knabe hielt das türkisblaue winzige Tintenfäßchen.

Alexander Dohrn wurde gefragt, was er bei einer etwaigen Scheidung seiner Frau auszusetzen gedenke. Iskender Kabuli nannte in seinem Namen der Form wegen eine Summe. Alexander und Sibylle unterschrieben, die Zeugen unterschrieben, der alte Imam machte seinen Salam, empfahl sich, und die Ehe zwischen zwei Menschen, die einander liebten, war geschlossen.

Munif-Pascha reichte Sibylle die Hand und sagte: „Seien Sie froh, daß Ihnen die Feier einer Hochzeit hier erspart bleibt. Iskender Kabuli soll Sie beide in das Kloster Akserail begleiten, in das Kloster seiner Landsleute. Der Scheich wird Sie zum Tee empfangen, seien Sie meine Gäste, so oft Sie wünschen, — auf gute Freundschaft.“ Er reichte beiden die Hand und sagte noch im Weggehen: „Ich habe es mit Iskender Kabuli besprochen, er wird Ihr Hausgenosse für einige Zeit sein. Er wird Ihnen helfen,

kümmern Sie sich um gar nichts. Er wird alles versorgen. Sie werden in ihm ein Stück Orient kennen lernen, von dem sich in Europa niemand etwas träumen läßt."

Man hörte Munif-Paschas Wagen vorfahren, hörte die reitenden Kawassen. Sibylle nahm stummen Abschied im Harem von der jungen zärtlichen Frau. Sie küßten sich, und Sibylle ließ sich von ihr liebkosen, und die Bübchen mit den dunkeln Sonnenaugen grüßten würdig und entzückend ehrbar.

Dann geleitete Iskender Kabuli Alexander und Sibylle zu Munif-Paschas Kaik durch den Garten, und die sechs Ruderer fuhren sie zum Kloster Akserail.

Iskender Kabuli sagte: „Aber ich bitte nicht Arm in Arm zu gehen. Hier kennt ein Ehepaar sich nicht auf der Straße. Scheich ül Reis ist unterrichtet. Wir werden uns dort mit meinen Freunden unterhalten. Sie werden etwas Schönes zu sehen bekommen. Munif-Pascha hat das so angeordnet."

Das Kaik flog wie ein Pfeil dahin und legte an einem grünen Winkel zwischen Mauern und Lorbeerbäumen an, und eine kleine Straße zwischen Gärten und niedern silbergrünen heimischen Holzhäusern führte steil aufwärts, einer Dorfstraße gleich mit stillen, grünumwachsenen Häusern. Schön geschnitzte grüne Türen, feingearbeitete hölzerne Fenstergitter, von Sonne und Regen entfärbt, Klopfer an den Türen, gelbe, friedliche, schakalartige Hunde. Rosen nickten über alle Mauern und breitgelagerte Feigenbüsche mit ihren vollen, runden Wipfeln.

Eine Schönheit sondergleichen.

An einem niedern breiten Holzhaus, an dem ein hölzernes Minarett wie ein spitzes Vogelnäpfchen an einem Vogelbauer hing, klopfte Iskender Kabuli. Der Klopfer war eine schöne Frauenhand aus Bronze, und die Tür war grün und das niedere Haus verwittertes silberfarbenes Holzwerk und der Lorbeer, der Haus und Minarett überragte, so tieffarben

und herb duftend. Ein mächtiger Garten mochte hinter dem Hause liegen.

Die grüne, abgebleichte Pforte tat sich auf. Sie waren erwartet. Iskender Kabuli wurde warm begrüßt von einem wunderschönen, in ein fließendes weißes Gewand gekleideten jungen Mann. Aus dem elfenbeinhellen Gesicht leuchteten dunkle Augen, und langes dunkles Haar fiel ihm zu beiden Seiten der Schläfen in dichter Fülle bis zum Ansatz des Halses. Sein Gewand war fleckenlos und fiel in weiten, weichen Falten bis zur Erde.

Sie traten in einen großen niedern Raum ein, der mit goldfarbenen Binsenmatten gedeckt war, die Fenster standen weit offen, und der Gartenfrieden grüßte herein. In diesem Raum standen an den Wänden steinerne Sarkophage wie Betten und waren mit wunderbaren indischen Schals überdeckt, mit einer Fülle von weichen Falten und Farben.

Weiße Mönche gingen in dem großen Raum hin und her und schneeweiße langhaarige Katzen.

Der Mönch, der ihnen die Tür geöffnet, führte sie durch lichte Gänge in den Garten, durch eine Wildnis von Lorbeer, Granatbüschen und Zypressen; Marmorgrabsteine leuchteten.

Iskender Kabuli zeigte auf niedre silbergraue Holzhäuser, die in terrassenförmigen Gärten sich aufbauten; die ganze nächste Umgebung schien zum Kloster zu gehören.

„Hier in diesen Häusern wohnen die Familien der Mönche", sagte er. „Es sind alles verheiratete Männer, die mit Frau und Kindern hier leben und einen großen Teil des Tages im Kloster verbringen, Gott dienen und sich mit alter Weisheit beschäftigen.

Ein reiches, vornehmes Kloster. Nur indische Mohammedaner.

Sie sind Munif-Paschas ganz besondere Freunde, große Grübler und Philosophen, sehr gelehrte Männer. Er ist oft hier, der Scheich ist sein Freund."

Der Scheich empfing seine Gäste in einem Raum von größter Einfachheit und Schönheit. Von Rosen und Wein übersponnene Fenster gaben dem mit Matten ausgelegten Zimmer ihr mildes Licht. Mit schönen Teppichen belegte Sofapolster rings um die Wände, elfenbeineingelegte Tischchen an den Eckplätzen, Bücher und türkisblaue Tintenfäßchen und Rohrfederhalter auf den Sitzpolstern. Man sah, hier wurde viel geschrieben und gelesen.

Der Scheich bewirtete seine Gäste mit Tee, und auf einer silbernen Schale reichte ein weißer schöner Mönch goldene Papiertütchen mit Konfekt.

Der Scheich mochte ein Jugendfreund Munif-Paschas sein.

Sein Gesicht ganz durchgeistigt, von großer Zartheit. Iskender Kabuli machte den Dolmetscher. Man sprach von Munif-Pascha. Der Scheich sagte, daß er von Munif-Pascha über alles unterrichtet sei, und wendete sich an Alexander Dohrn.

„Der Freund Munif-Paschas soll mir willkommen sein. Ich freue mich, daß Sie einer der Unsern sind. Sie sollen hier bleiben. Für Munif-Pascha ist es gut, wenn neue Kräfte zu ihm stehn. Er ist ein Mann, der Gutes und Großes will; aber die Hände sind ihm noch gebunden, — und wenige verstehen ihn. Manche kommen zu früh, manche wieder zu spät in die Zeit. Er ist ein zu früh Gekommener. Hart war sein Leben. Später wird das, was er mit großen Anstrengungen vorbereitete, leicht wie von einem Windhauch getan werden. Al tanna ssuchiah, das Zusammenfließen der Seelen," sagte der Scheich, zu Alexander Dohrn gewendet, „das Zusammenfließen der Seelen führt die Menschen zueinander."

„Das Zusammenfließen der Seelen?" Alexander Dohrn fragte den Scheich, wie er zu diesem wundervollen Ausdruck käme.

Und der Scheich sagte ihm, durch Iskender Kabuli.

„Es war einmal ein armseliger Hirtenbub aus Schamalgan bei Bassorah, der wurde eines schönen Tages vor den Toren Bagdads gehenkt. — Warum wohl? — Nun, er zweifelte daran, daß die Sonne um die Erde kreise. Umgekehrt, sagte er, unsere Erde ginge um die Sonne, und der Mond, das heilige Symbol, sei nur ein mitlaufender Sklave der Erde, was alles doch augenscheinlicher Unsinn war. Und noch mehr; er wagte es auszusprechen, daß die unendliche Welt nur Allahs zersplitterte Seele sei, und daß einzig das Zusammenfließen irdischer Seelen — Al tanna ssuchiah — zum Frieden auf Erden und zum Tore des Paradieses führe. Dies sei Wahrheit, und alles andere sei Lüge.

Ist nun ein solcher Hirtenbub nicht mehr wert als ein ganzes Regiment von Doktoren der Philosophie samt allen Unteroffizieren und Generalen und noch manchen Geheimräten und Exzellenzen dazu? — Die Menschheit fürchtet die Wahrheit, — haßt die Wahrheit, — und Mahmud Schamalgani wurde von Rechts wegen gehenkt. Im Jahre der Flucht 322."

Es strömte Frieden von diesem Scheich aus und mehr als das, — Menschenhoheit.

„Al tanna ssuchiah sei euch beschieden," sagte der Scheich durch Iskender Kabuli, „das höchste Glück auf Erden."

Der Scheich entließ seine Gäste in die Moschee, die mit dem behaglichen Raum, in dem man sich aufgehalten hatte, durch einen schmalen Gang verbunden war.

„Munif-Pascha hat euch einen schönen Eindruck geben wollen", sagte Iskender Kabuli. „Es ist ein Juwel, dies Kloster. Zu ergründen ist es nicht fürs erste. Lernen Sie es kennen. Munif hat gewiß noch keinen Europäer hierher geschickt. Er muß Ihnen sehr zugetan sein", wendete er sich an Alexander Dohrn. „Sie wissen, ich kenne Berlin, und besser, als Sie glauben, und Paris und Petersburg; aber ein solches Kloster Akserail habt Ihr nicht." Iskender Kabuli

lächelte. — „Ein Traum, — diese wundervolle Ländlichkeit, haben Sie bemerkt?" fragte er Sibyllen. „Und diese Kultur! Haben Sie die Schönheit und Vornehmheit dieser Menschen und ihre Bewegungen gesehen? — Und wenn Sie den Frieden kennen würden — und die hohe Weisheit, die süßen Frauen und Kinder dieser Männer, und das Heim jedes einzelnen. Hier gibt es keinen Tod mehr, keinen Gram, sie haben den Frieden der Seele. Bei euch sind die Mönche unverheiratet, die Sinne gepeinigt. Ich liebe die Weisheit meiner Leute. Ich brauche gar nicht mit ihnen zu reden, klopfe mit der schönen bronzenen Frauenhand an die verblichene grüne Tür und gehe durch den Garten zwischen den Sarkophagen — und sitze still bei den weisen Mönchen, wenn sie lesen und studieren, und plaudere ein paar Worte, und dann kann mich auf Stunden nichts Schlimmes treffen, — man muß nur verstehen."

Iskender sprach ein fast vollkommenes Deutsch, ebenso Französisch und Russisch. Er trug sich europäisch wie Munif, aber vernachlässigt. Er war ein Mensch ohne Alter, sein sonderbar eingekniffenes rundes Gesicht hatte den bräunlichen Elfenbeinton der Mönche von Akserail, nur etwas gebräunter, und auch er hatte die schönen schmalen Sonnenaugen seiner Landsleute; aber die verschobene und verdrückte Umgebung ließ sie nicht zur Geltung kommen.

„Sie gefallen den Mönchen beide sehr", sagte er zu Sibylle. „Man hat es mir gesagt."

Sibylle lächelte verträumt.

Das Kaik flog bald wieder von den sechs geschulten Ruderern geführt über die hüpfenden Wellen der mächtigen Strömung und landete in der Nähe vom alten Serail. Von da führte ein Wagen die drei Gefährten in die Wohnung, die Alexander Dohrn für sich und Sibylle gefunden. Iskender Kabuli hatte für das Notwendigste gesorgt.

Wer in der schmalen Straße ging, in welcher der Wagen bald hielt, ahnte nichts von der Herrlichkeit, die hinter den Häusern sich ausbreitet.

Sibylle war ganz Staunen, als Alexander Dohrn sie durch ein graues Tor führte, durch einen schmalen Hof in ein stilles, fast leeres Haus. Durch einen Vorraum traten sie in ein großes Zimmer mit schmalen, hohen Fenstern, die vom Fußboden bis zur Decke reichten, das Zimmer war in weitem Bogen hinausgebaut. Von allen Seiten überströmte Schönheit den Eintretenden. Das blaue schäumende Meer und sein Rauschen, Skutari leuchtete und seine Zypressenwälder dunkelten, fern der schneebedeckte Olymp, die Prinzeninseln schwammen in Abendsonne, die zerklüftete, mächtige tausendjährige Mauer zog sich in weitem Bogen dem Marmarameer entlang. Auf ihr ruhte auch dieses Haus, und das Meer brandete an ihre gewaltigen Fels- und Trümmersteine.

Zwei Menschen standen ganz versunken und hielten sich an den Händen.

„Sieh," sagte Alexander Dohrn, „was Iskender zusammentrug, um es uns behaglich zu machen."

Polster und Decken und ein paar Tischchen, die ganze Einrichtung, die ein Orientale braucht. Er zeigte ihr die großen Wandschränke und einen schönen Teppich von Munif-Pascha.

Auf einem kleinen Tisch war eine Mahlzeit gerichtet. Ein Teekesselchen, Früchte, ein gebratenes Huhn, Blumen und ein schönes weißes Brot.

Iskender Kabuli trat ein. „Ist es recht so?" fragte er.

„Haben Sie uns das alles hergerichtet?" wollte Sibylle wissen. „Wie geschickt Sie sind."

„Sie werden sehen, daß Sie mich brauchen können", sagte Iskender lächelnd.

„Aber wie kommen Sie dazu? Wie ist das möglich?" fragte Sibylle verwirrt.

„Betrachten Sie mich ganz als Ihren Diener", sagte Iskender. Er machte seinen Salam und empfahl sich.

„Wo bleibt er?" sagte Sibylle.

„Er schläft in einem Zimmer hier im Hause, mein Herz, beunruhige dich über ihn nicht, der hat sich eine Matratze gekauft und sich häuslich eingerichtet."

„Dieser gebildete, vornehme Mensch, wenn er auch recht verschlumpt aussieht! Ist das nicht ungemütlich?"

„Das ist seine Sorge."

Die letzten Strahlen der Abendsonne schienen über das blaue Meer. Glühende Farben brannten, und die Wogen rauschten. Es war, als erzitterte das leichte Holzhaus leise von der Brandung an die Felsenmauer.

Boote mit leuchtenden Segeln glitten vorüber, beladen mit Getreide und Früchten. Ganze Ladungen von Melonen. Mächtige Schiffe segelten, Dampfer zogen ihre dunkeln Rauchfahnen hinter sich her.

Unter den Fenstern eine Veranda, zur Hälfte mit Lorbeerzweigen gegen die Sonne gedeckt.

Hand in Hand traten beide durch eine Glastür hinaus ins Freie.

Auf dem weiten Bogen der Mauer Holzhaus an Holzhaus mit großen Balkonen, die hinaus ins Meer gebaut waren. Lorbeerbäume und Zypressen drängten durch jede Lücke, und Büsche des Granatapfels, mit Früchten beladen.

„Laß uns miteinander gehen", sagte Sibylle.

Dann wandelten sie in der stillen Straße auf und nieder, einer Märchenstraße. Schlafende Häuser, ein weißes, schlankes Minarett, eine mächtige Platane, in deren hohlem Stamm ein Schuster wohnte. Der saß und arbeitete noch. An einem langen Zweig hingen die fertigen Pantöffelchen. Der Wind rauschte in der gewaltigen Krone, und der Schuster hämmerte und klopfte.

An einem verfallenen Haus mit wundervollem, ver-

wildertem Garten gingen sie vorüber, das von Sonne und Wetter fahle Holzwerk sah trübselig aus. Es ist, als quölle der Staub, den Jahre aufgehäuft, aus den Ritzen des Hauses, durch die von der Hitze wie trockenes Papier aufgerollte Holzverkleidung. In einem weiten, dämmerigen Winkel, den das Haus mit einem anderen bildet, die herrlichsten Palmen und Tropenpflanzen. Das Glasdach, das sie überdeckte, zertrümmert; ein alter vergoldeter Kronleuchter hängt an dem Dachgerippe herab. Ein Kamelienbaum hat das Dach überwachsen. Dieser verlassene Treibhausgarten grünt schon manchen milden Winter hindurch. Möwen in Schwärmen umflattern ihn. Er hat sich ungeschützt herrlich entfaltet, während der einstige Besitzer verbannt, verstorben oder verkommen ist. Niemand hat der köstlichen Ecke mehr acht, Tauben und Dohlen nisten darin, ein Gassenjunge hält wohl einmal ein Schläfchen unter den breiten Fächern der Palme; bis ein scharfer Winter der Herrlichkeit ein Ende macht.

Der Mond stieg auf.

Sibylle faßte Alexander Dohrns Hand. „Welche Fremde, — welche Fremde“, sagte sie. „Mir ist's so bang.“

„Du bist bei mir,“ sagte er, „wir sind beieinander.“

Sie gingen noch hinunter an das Meer und setzten sich auf einen der gewaltigen Steintrümmer, die sich von der Mauer durch die Zeit und durch Erdbeben gelöst hatten, und sahen auf die goldene, zitternde Runenschrift, die der Mond auf das bewegte Meer schrieb.

Grell beleuchtete er das Stück Mauer, das ihr leichtes Haus trug.

Sie sahen ein uraltes, geheimnisvolles Bogenfenster gerade unter ihrem Hause und unter diesem Bogenfenster zwei marmorne ineinander verschränkte Hände.

„Sieh“, sagte Sibylle. „Sieh!“

Da hielten sie einander umschlungen und sahen sich in die

Augen, und er küßte sie, wie man das Liebste küßt, das man auf Erden hat.

„Wer mögen die gewesen sein, die ihre Hände unter das uralte Fenster einmeißeln ließen? Vor uralten Zeiten?" fragte Sibylle leise.

„Wir waren es — wir, Sibylle", sagte er bewegt.

Ein Schauer durchbebte sie, die Tränen überwältigten sie. „Wie ist nur alles möglich, du Lieber. Werden wir nicht erwachen?"

Die mondbeschienenen Wellen klangen fast metallisch, wenn sie sich an der Mauer brachen.

Alexander und Sibylle Dohrn gingen durch das Pförtchen zurück in das stille Haus, in das der Mond durch das hohe Bogenfenster schien und das Rauschen des Meeres hineinklang.

Geheimnisvolle Stimmen tauchten auf, starben hin, und wie ein Glockenton klang aus der Ferne das Bellen der gelben, schakalartigen Hunde, die nachts geheimnisvoll durch die Straßen der unermeßlichen Stadt wie Schatten gleiten, durch die Stadt, die wie ein Palast von Marmor und uraltem Zierat strotzend im Mondschein ausgebreitet liegt, zerschellt und zerfallen, mit allerlei Gerümpel ausgeflickt, ein ungeheurer, grünender Trümmerhaufen, der eine Unzahl wohnlicher Ecken birgt und Prunksäle in alter Pracht und heimische Holzhütten. Edler Marmor, köstliche Skulpturarbeit schimmern unter Disteln, Feigengestrüpp und Efeu. Verblaßte edle Teppiche leuchten durch zerfallene Fenster verlassener Moscheen. Daneben marmorschimmernde Moscheen und Minaretts in aller Pracht und Herrlichkeit, und alles überwachsen von Pinien und Zypressen, Platanen und Lorbeer, und die uralte Mauer, die wie ein Felsengürtel am Meer in die Höhe starrt, durchwühlt und durchhorstet, in jedem Felsloche eine Heimstätte, ein Arbeitsnest, in dem Teppiche gewebt und köstliche Geräte getrieben werden oder Zigeunerinnen

Tücher malen und drucken. Keine Mauerfelsenritze, in der nicht Dohlen, Tauben, Falken, Adler nisten.

O du, durch Jahrtausende belebte Stadt, du Stadt aller Religionen, aller Rassen, aller Zeiten, du Heimstätte aller Gebräuche, du vergoldeter Schrein uralter Heiligtümer und Reliquien und Erinnerungen versunkener Zeiten, versunkener Völker, du Wunder aller Städte auf Erden!

Welche Tage im stillen Haus an der Märchenstraße! Aufatmen in Wundern und tausend Zaubern. Des Meeres Rauschen zu jeder Stunde, und zu jeder Stunde Staunen und Entzücken, und Iskender Kabuli diente wie ein Hausgeist. Man wußte nicht, wie die Dinge geschahen. Auf einem Kohlenfeuerchen im Hofe kochte er kleine, zierliche Speisen, das hohe, weite Zimmer fanden sie gefegt, wenn sie nach einem Morgenspaziergang zurückkehrten, den Teetisch gedeckt. Iskender aber selbst kam ihnen wenig nahe, belästigte nie. Abends aber saßen sie mit ihm auf der Terrasse.

„Gering sein und Armut", sagte er am ersten Abend lächelnd, als er sich eine Zigarette anbrannte und Kaffee kochte in dem messingenen türkischen Kännchen, „ist ausruhender für Leib und Seele als Reichtum und Ehre. Ich kenne die Welt. Lassen Sie sich von Ihrem Mann sagen, wer ich einst war, mit dem jüngeren Bruder des russischen Thronfolgers erzogen. Pferde, Equipagen und so weiter. Haben Sie die blinden Bettler an den Moscheen gesehen, haben Sie sie singen hören: ‚Gläubige, ich tat die Augen zu, um die Welt nicht zu sehen. Schließt eure Augen! Hört mich, Gläubige! Besser, du verlierst das Augenlicht, als du siehst die Verlockung der Welt und liebst sie. Ich selbst kann das Angesicht nicht mehr gen Mekka richten, doch nahet sich ein guter Mensch, leitet er mich, daß ich des Heils nicht entbehre. Gläubige, gebt dem Blinden eine Gabe.'

Was meinen Sie, — unter diesen Bettlern sind manche

einst Reiche und Mächtige. Ja, wir verstehen es, die Bürde dieser Erde von uns zu werfen, wir wissen, was Freiheit ist. — Buddha, der Königssohn, den kennen Sie doch; — und so dich dein Auge ärgert, reiße es aus und wirf es von dir, — das predigt Ihr! Wir aber tun es, — wir auch sprachen es aus! Wir sind die Augenherausreißer, — wir sind die Trunkenen ohne Wein, — wir sind die Seher ohne Blick, wir sind die Seligen ohne Seligkeiten, die Gottsucher — und die Weltflieher.

Schande und Armseligkeit: Unterschlupf für Müde, — bei uns ein Asyl —," sagte Iskender Kabuli, sich behaglich zurechthockend. „O Freud! O Schand! O Schand! O Freude! Und denken Sie, man hält unsereinen hier nicht für verrückt. Sie haben gesehen, wie Munif-Pascha zum Beispiel mich empfängt, er weiß, daß am russischen Hof ein junger vornehmer Afghane, wie ich damals war, sich sehr gut steht. — Afghanistan und Rußland! — Er verliert aber auch kein Wort, daß ich mich in alten zerrissenen Kleidern herumtreibe, daß ich bettle, wenn es mir paßt. Lehrer, Diener, alles ist mir recht, bald dies, bald jenes, wie es mir gefällt; aber die Augen sollen mir bleiben! Allah erhalte mir die Augen, so dumm bin ich nicht."

Iskender Kabuli war auf der Post gewesen, — eine Reise vom Hause auf der alten Mauer aus! Er hatte Briefe mitgebracht.

„Ein Brief von zu Hause", sagte Sibylle fast lautlos.

Alexander Dohrn nahm den Brief.

Die Abendsonne strahlte über das blaue Meer. „Komm, wir wollen den Brief miteinander im Freien lesen, komm, mein Herz. Wir wollen gehen. Wir wollen zuerst miteinander reden."

„Laß ihn mich lesen", bat Sibylle.

„Noch nicht."

Sie gingen. Es war zur goldenen Stunde. Alles leuchtete

und atmete in goldenem, mildem Licht. Die Farben glühten tief und groß.

Der Schuster klopfte im Stamme der Platane, deren Riesenstamm hohl, vermodert und ausgebrannt war. Wie er klopft, der Schuster, vor seiner Türe, leuchten die roteu Schuhe in der Abendsonne wie Rubinen. Er hat eine Türe in seinem Stamm, er hat ein Fensterchen, ein Heim, ein heiliges, unbestrittenes Heim. Er ist Herr und Meister.

„Er ist daheim", sagte Sibylle.

„Wir sind beieinander", antwortete ihr eine weiche, gute Stimme. „Du mußt dir klar sein. Wir können jetzt frohe, ruhige Menschen werden, wir können ebenso gehetzte, verzweifelte, zerrissene Menschen sein. In unsere Hände ist die Wahl gelegt. Entscheide."

„Die ich liebe, sind dir fremd", sagte Sibylle.

„Ja", sagte er; „aber Liebe und Zugehörigkeit ist mir nicht fremd. Wie sollte ich dich nicht verstehen. Sei alles, wie es sei. Wir haben jetzt zu wählen: Ruhe oder Unruhe, Genügen oder Ungenügen. Wir haben zu wählen, ob wir in uns selbst ruhen wollen, oder ob wir uns zerreißen lassen wollen, das heißt, wir haben Tod oder Leben zu wählen. Mein Leben wurzelt in deinem Frieden. Willst du mir Leben schenken? Hast du den Mut, den Brief der Deinen ungelesen zu zerreißen? Wir lassen ihn zerrissen ins Meer hinaus fliegen, dir wie ihnen wäre damit wohlgetan. Es ist nie gut, brieflich zu kämpfen, und gibt nur Verwirrung."

„Nein", sagte Sibylle. „Leiden sie, will auch ich leiden, — und sie leiden. — Nun wissen sie alles."

„Du sollst nicht leiden", sagte er. „Du sollst alle Kräfte zu neuem Leben brauchen. Wir müssen kraftvoll sein."

„Dem Leid ist nicht auszuweichen", antwortete sie.

„Doch! Nur wenn du stark bist, bringst du — du! allen Frieden. — Geh' deinen Weg stolz und ruhig."

„Ich will alles wissen."

„Wüßten wir alles, überschauten alles, wer hätte die Kraft zu leben?"

„Lieber", sagte Sibylle. „Deine Art zu leben, ist für dich die rechte."

„Dein und mein Leben?" antwortete er. „Unser Leben! Wer kann da mehr trennen?"

Sie gingen über den nahen Büchermarkt, der unter schönen Feigenbäumen, Pinien, uralten Platanen sich ausbreitet. In kleinen Buden und auf langen Tischen lagen rätselhaft aussehende Bücher in türkischer und arabischer Sprache. In den aufgeschlagenen Buchseiten wehte der Abendwind.

Jetzt traten sie durch das schöngeschwungene Tor einer köstlichen Moschee. Der Vorhof grün beschattet von einer einzigen Platane, die wie eine grüne Kuppel sich wölbt. Bude reiht sich an Bude im grünen Blätterdämmer. Hier bietet man vielgestaltete Näschereien aus, dort Ketten aus Perlen, Bernstein, Zypressenholz, aus gepreßten Rosenblättern, aus Kristall; als Schutz gegen schwere Gedanken lassen die Menschen hier die kühlen Perlen durch die heißen Finger gleiten. Welch ein Duft, fremd und berückend, nach Gewürzen, Ölen und Essenzen, nach arabischem Konfekt, nach getrockneten Rosen und Jasminblättern, nach Räucherwerk.

Blaue Tauben fliegen unter dem alles überwölbenden Dom der herrlichen, silberstämmigen Platane.

Alexander Dohrn kauft Sibylle eine Kette aus kühlen, blauen Perlen. Sie ist so glatt und schimmert in einem träumerischen Blau, es ist gut darauf zu blicken und gut, sie in den Händen zu haben.

„Sie soll gesegnet sein, sie soll dir wohltun", sagte er.

Sibylle fühlte die große Liebe und Sorge in jedem Wort; aber auch die innere Erregung. Er hatte gekämpft, er hatte über seine Natur hinaus gerungen, ein neues Leben zu schaffen. Sie empfand seine Angst: Wird sie stark oder

schwach sein? Wird sie einreißen oder aufbauen? Was wird sie tun?

Als sie aus dem Vorhof wieder durch das herrliche Tor auf den Platz des Büchermarktes traten, war das Licht noch golden, und es schien, als wäre die Luft lebendig geworden und hätte Tausende von Flügeln bekommen. Blaue Tauben kamen zur Moschee heim und umflatterten sie, erwarteten Futter und Ruhe.

Sie wanderten weiter. — Nahe der Moschee ragte ein Zypressenhochwald auf, mitten in der Stadt, von stillen, träumerischen Straßen umgeben mit friedlichen, niedern silbergrauen Hütten und Häusern und immergrünen Gärten, aus denen die reifenden Granatäpfel leuchteten und der Lorbeer stark und herb duftete. Die Sonne ließ die Zypressen tief dunkel, fast grünschwarz und doch durchleuchtet in den Abendhimmel ragen. Tiefes Schweigen. Weiße Grabsteine glänzen. Alte Steine liegen hingesunken und sind von Gestrüpp überwachsen. Auf den Grabsteinen der Frauen der tragende Weinstock, der blühende Rosenbusch, auf denen der Männer der Fes oder Turban.

In den Zypressen rauscht der Wind. Adler fliegen hoch in der Luft. Eine wundervolle Stille und Einsamkeit hier, — von fern geheimnisvolle Töne, Hundegebell wie undeutliches Glockengeläut. Das Rufen der Verkäufer in den Gassen, Musik von allen Enden, — aber leise, nur hin und wieder mit einem Tone auftauchend, dort aus dem Sträßchen schwermütig eine Harfe. Ein Zug kommt geschritten mit monotonem Gesang, voran ein griechischer Geistlicher. Ein offener Sarg wird an den beiden stillen Wanderern vorübergetragen, — ein bleiches, starres Jünglingsgesicht, das dunkle lockige Haar weit aus der Stirn gekämmt, das Gesicht voll Hoheit. Der Meereswind weht über die starren Züge, Rosenblätter flattern auf und fliegen zur Erde. Geheimnisvoll — starr — wissend — ewig schweigend diese schönen Züge.

Sibylle erschauert, faßt die Hand ihres Mannes. „Bleib' bei mir", sagt sie leise. — „Geh' du nicht fort, — verlaß du mich nicht."

Tränen rinnen ihr über die Wangen, und wie ein Schatten, der über sie fällt, ist ihr, als wären die schweren Lider des Toten über Ottomars Augen geschlossen, — dann, als trüge der Tote nacheinander die Züge aller, die sie liebt.

Ein Rosenblatt, das der Wind vom Sarge mit sich führte, legte sich ihr aufs Herz, und das Herz schlägt wild und bang und krank. Sie hält sich schwer auf den Füßen. Sie erbebt und drängt sich eng an ihren Freund an.

„Verlaß mich nicht, bleib' bei mir", flüsterte sie wieder leise. „Ich glaube an dich, — ich kenne dich! Wir wollen wundervoll leben."

„Ja," sagt er, „sei gläubig, glaub' an uns beide. Wenn wir zusammenhalten, ist alles, alles gut — und wird gut. Sei mutig. Komm, ich zeige dir etwas, noch ein paar Schritte."

Mitten in dem starren Hochwald, der die stillen, schimmernden, uralten Grabsteine schirmt, lag ein wunderliches Gerümpel bald vor ihnen, wohl selbst ein Grabmal: ein paar Mauern, eng aneinandergerückt, denen das Dach fehlt, das durch einige verrostete Blechtafeln, eine Matte, eine breitgetretene Gießkanne und ein paar Schindeln ersetzt ist.

Um dies Hüttchen hatte der Besitzer einen Garten angelegt, der Stolz, der Reichtum und die Tat eines armen Menschen.

Ein Stück Land, so groß wie eine Stube, mit einer niedern Mauer umgeben aus jenen Blechkästen gefügt, in denen das kaukasische Petroleum nach Konstantinopel kommt. Die Kästen mit Erde gefüllt und einen auf dem anderen gebaut, doch so, daß jeder ein wenig offen blieb und der Sonne sein Erdreich bot. Da hatte der arme fröhliche Mann Mohn in die Erdritzen gesät, und so war ein Blütenflor aufgegangen. Hunderte von roten und rosa Mohnhäuptern glühten in der

Sonne, und die Blechkästen blitzten. Über einen Teil des Gärtchens waren Reben gezogen, und die blauen Trauben prangten.

„Sieh," sagte Alexander Dohrn, „der hat aus seinem Leben etwas gemacht. Das Schönste trug er zusammen, aus nichts schuf er Wunder. Ein großer Lebenskünstler. Den wollen wir nicht vergessen. Der baute sich sein Paradies."

Mitten in seinem Reich hatte er ein kleines Sandsteinbecken, worin er Wasser hielt. In diesem Teich schwammen zwei Enten, eine weiße und eine bunte. Wo sich ein Platz finden ließ, war ein buntbemalter Pfahl eingerammt, der ein Laternchen, das mit farbigem Öl gefüllt war, trug. In jedes lockere Stückchen Erde war Mohn gesät, der überschwenglich blühte.

In die Mauerritzen seines Kaffeehauses hatte der Kavedschi Sträuße roten Mohns gesteckt.

Niedrige strohgeflochtene Schemel stehen um den kleinen Teich unter dem Rebendach, und ein rundes weißes Marmortischchen, drei Spannen hoch, ist die Krone des Besitztums.

Der aber, der dieses alles sich baute und schmückte, ist ein alter, noch kräftiger Mann in weißem Turban und weißem Haar, mit ehrfurchtgebietendem Barte, einer mächtigen Gestalt mit der Würde eines Herrschers.

Sibylle und ihr Freund sahen miteinander dem Alten zu, wie er auf dem schmalen Weg seines Gärtchens mit winzigen Kaffeetäßchen seine Gäste bediente.

Die Turteltauben in den Zypressen gurrten, die Falken kreisten hoch in der Luft, und über dem Kaved lag würdigste Ruhe und Zufriedenheit.

Alexander Dohrn hielt den Brief aus Sibyllens Vaterhaus in der Hand.

Sie nahmen unter einer mächtigen Zypresse Platz.

„Komm, mein Herz, mein liebes, gutes Herz", sagte er.

Und sie lasen miteinander und hielten sich an den Händen

so fest und innig wie die zwei unzertrennlichen Hände unter dem uralten Bogenfenster in der felsenhaften Mauer.

Sie lasen von schwerem Unheil, schwerem Unglück, das sie gebracht, sie lasen davon, daß ihre Ehe von den Ihren als nicht geschehen betrachtet wurde, sie lasen von dunkler schwerer Sorge um die Tochter, von Leid und Not, und sie lasen, daß Frau Dohrn die Ärmsten bedrängte und ängstigte. — Frau Dohrn!

„Unmöglich," sagte der Mann, „— unmöglich."

Sibylle aber sah die edelsteinharten Augen vor sich — und sagte: „Sie vergibt den Meinen nie, daß sie zurückgewiesen wurde, daß niemand sie verstand."

Sibylle erhob sich, strich sich über die Stirn, verbarg ihr Gesicht in den Händen und blieb so regungslos.

„Sibylle!" rief er erregt.

Sie bewegte sich nicht.

Als sie nach einer Weile die Hände von ihren Augen nahm, blickte sie den Mann, den sie liebte, ruhig an und sagte: „Du sollst dich nicht in mir getäuscht haben. Unser Leben wird ein ruhiges und schönes sein. Wir werden stark sein. Friede wird in uns sein, was auch geschieht."

Da küßte er die Hand seiner Frau — und konnte kaum sprechen vor Erschütterung.

„Sibylle — Sibylle — meine liebe Erde! Du."

Sie gingen miteinander in tiefer Dämmerung durch dunkle Gassen ihrem Heime zu.

Sibylle hielt sich fest an ihm. Das Rauschen des Meeres führte sie beide. Es hatte sich ein starker Wind erhoben. Eine Zeitlang schritten sie drei Frauen nach, die rote Papierlaternen trugen, und so kamen sie vor ihr Tor und wurden von Iskender Kabuli empfangen.

Er zündete ihnen das Licht an. Das Meer brandete, und die Kämme der Wogen leuchteten wie Feuer. Stumm schauten sie durch die offenen, hohen Bogenfenster diesem

großen Schauspiel zu. Ein brennendes, durchglühtes Meer. Die leuchtenden Wellen kamen auf das Haus zu. Sie standen wie in einem Feuermeer.

Iskender nahm das Abendessen heute nicht mit ihnen ein.

Oftmals schon hatte Sibylle das Zartgefühl dieses geheimnisvollen Menschen bewundert. Er kam und ging mitempfindend, ohne daß er ein Wort über die Angelegenheiten seiner Freunde und Dienstherrschaft verlor. Er mochte heute an den Brief denken, den er gebracht, und wollte sie wohl auch dem großen Eindruck überlassen, das leuchtende Meer vor den Fenstern ausgebreitet zu sehn.

Er hatte schon vor Tagen gesagt, daß sie bald etwas Einziges erleben würden. „Dann stehen die Häuser auf der alten Mauer im Zeichen des Zaubers."

Sie rückten den kleinen Tisch mit ihrer Abendmahlzeit ganz an die Fenster. Die Sternenwelten schwebten im dunkeln, klaren, unermeßlichen Raum leuchtend und flimmernd, und unter dem Himmelsglanz der feurige Wellenschaum des unermeßlichen Meeres.

So saß das Paar Hand in Hand.

Unter ihren Fenstern das uralte Bogenfenster des uralten Palastes, der einst hier aufragte mit den marmornen verschränkten liebenden Händen.

Sie standen beide unter der Erschütterung, die der Brief gebracht hatte.

Beiden mochte die stahlharte, zierliche Frau mit den Edelsteinaugen vor der Seele stehen, die Frau, in deren Wesen alle Mächte stritten, die Frau, die nicht von der Natur gebraut war, wie Frauen sonst gebraut werden.

„Was hat sie vor?" fragte Sibylle. „Weshalb quält und ängstigt sie die Meinen und ist mit dir und uns im Einverständnis, hieß alles recht und gut, was du tatest, gab dir Schutz und Sicherheit?

Weshalb handelte sie nicht, als es Zeit war? Weshalb diese unheimliche Verworrenheit?

Du mußt sie kennen. Du bist voll Vertrauen. Was ist zu erwarten?"

„Sie hat Reue", sagte Alexander Dohrn.

„Reue jetzt!"

„Sie wird zu sich kommen", sagte er.

„Wenn sie Erfolg hat im Leben, ja", antwortete Sibylle. „Aber wenn es ihr nicht gelingt, wenn das Leben sie nicht aus der Stille in die Höhe kommen läßt —"

„Wiederhole den Deinen wieder und wieder: Es geschah alles mit Frau Dohrns Einwilligung. Sie sollen sich von Frau Dohrn nicht quälen lassen. Sie sollen das um ihrer Ruhe willen nicht tun. Wir haben nichts zu verstecken und zu verschweigen. Sie sollen uns trauen.

Schreib das und bleibe deinem gesegneten Entschlusse treu, daß du unserem Leben Frieden geben willst."

„Das will ich", sagte Sibylle fest und ehrlich im Ausdruck.

„Dann kann uns nichts geschehen," sagte er, „dann fürchte ich nichts."

Während sie so ernst und ehrlich aus tiefstem Herzen miteinander sprachen, klang draußen von der Straße wunderliches Rufen, und das ferne Hundegebell wurde zu einem dröhnenden, schwingenden, mächtigen Ton.

„Was ist denn? Was ist denn?" fragte Sibylle ängstlich. „Es ist so erregend, so bang!"

„Mir klingt es," sagte er, „als müßte es Feuer sein, erschrick nicht."

„Aber du läufst nicht hin und läßt mich allein", sagte Sibylle angstvoll.

„Nein, nein!" lächelte er. „Wir gehen beide."

„Jangün warr! Es ist Feuer!" sagte Iskender Kabuli, der vor der Haustür stand, — „da, — das rote Licht auf dem Seraskier Turm! Nah bei uns ist das Feuer, in der Blanka."

Dumpfe Kanonenschüsse klangen vom Bosporus her und verhallten rollend auf der weiten, leuchtenden Fläche des Marmarameeres.

„Feuer am Himmel, auf Wasser und auf Erden!" sagte Iskender Kabuli und lehnte behaglich am Türpfosten.

Geheimnisvoll aus der Nacht herauf tönt der Ruf: „Jangün warr! Jangün warr!" Der Ruf kommt näher und näher, zugleich auch aus weitester Ferne; aus jedem Winkel, aus jeder Gasse braust und wälzt sich's über die ganze gewaltige Stadt.

An der Haustür vorüber huscht eine Gestalt im roten Hemd und singt dröhnend, Mark und Bein erschütternd: „Jangün warr!"

Wie ein Gespenst ist sie verschwunden in der Dunkelheit. Die Hunde heulen und winseln; noch sieht man keinen Feuerschein.

„Da!" sagt Iskender Kabuli. Mitten im Gewirr der hölzernen, von der Sonne ausgedörrten Häuser brennt es. Riesige Feuergarben steigen gen Himmel.

„Jangün warr! Jangün warr!" schallt es von allen Seiten. Da kommt etwas von weitem unhörbar die steile Straße herauf. Laternen leuchten, und in ihrem unsichern Schein huschen, fliegen, kaum den Boden berührend, halbnackte Männer, die im Sturmschritt auf ihren Schultern die Feuerspritze tragen; sie werden von acht andern abgelöst, und diese acht wieder von acht andern, ohne daß auch nur einen Moment ihr Laufen und Rennen dadurch unterbrochen würde; lautlos, wie sie gekommen, sind sie verschwunden, schemenartig mit nackten Füßen, hinter ihnen der Troß von Maultieren, mit Wasserschläuchen beladen, und die Wasserträger.

Der Schekerdschi, der Zuckerwarenverkäufer, der überall dabei sein muß, geht zu allerletzt hinterdrein, das schwankende Brett auf dem Kopf tragend, das Zuckerwerk auf diesem

Brett zu einer kleinen Pyramide getürmt, mitten darin ein brennendes Laternchen, so daß alle Zuckerkringel wie Edelsteine glänzten. Alles weicht ihm aus, wie etwa der Feuerspritze selbst.

„Fürchtest du dich," fragte Alexander Dohrn, „wenn wir dem Schekerdschi nachgehen?"

„Nein", sagte Sibylle. Iskender machte sich auch mit auf den Weg.

Welch ein Schauspiel! An dunkeln Gemüsegärten und Feigenbüschen vorüber eine enge, steile Straße, in der das Feuer wütet. Die tapferen Männer klettern wie Affen. Die Neugierigen drängen sich nicht vor, trotzdem nirgends Polizei zu sehen ist. Ruhe herrscht mitten in der Verwirrung. Halbnackte starke Burschen, die aus dem brennenden Haus mit Riesenbündeln geretteter Sachen kommen, rufen unter ihrer Last, unter der sie selbst völlig verschwinden, auf das höflichste, daß man ihnen aus dem Weg gehen solle. Mitten im Rauschen der Flammen, mitten in erstickender Glut geht alles fast liebenswürdig und klar vor sich — und ohne Polizei.

„Sieh nur," sagte Alexander Dohrn zu Sibylle, „welch ein Volk! Und hast du gesehen, wie eben der Schekerdschi dem braven Feuerwehrmann eine kleine Zuckerstange in die Hand drückte und wie vornehm der dankte, trotzdem er keuchte und schnaufte unter seiner Last? Was sieht man hier auf Schritt und Tritt für Liebenswürdigkeit. Wer ahnt das bei uns? Und wie der Schekerdschi sein Tischchen mitten im Gedränge stehen hat, und sie gönnen ihm seinen Verdienst und tun ihm nichts."

Das Feuer lohte und wirbelte und tobte in dem ausgetrockneten Holzwerk. Sie blickten von dem freien Platz aus in die Gasse, in der man vor Qualm und Glut kaum atmen konnte.

In einer winzigen Hütte, die nicht unbedroht vom Feuer war, sahen sie beim Flammenschein im Gärtchen davor eine

kleine Frau stehen in europäischer Kleidung mit einer schreienden Gans im Arm.

Ein großer älterer Mann schleppte, was er schleppen konnte, um sein Hab und Gut zu retten. Das Frauchen hatte mit der Gans zu tun und rief: „Sei ruhig, Engelchen!" und weinte und schluchzte.

„Das ist ja", sagte Iskender Kabuli, „der Nuri mit seiner Mimmifrau."

Wie drollig das aus Iskenders Mund klang! Sibylle mußte lachen.

Iskender aber war im Nu im Gärtchen und half dem Manne, und Alexander Dohrn ebenso. Sibylle ging langsam nach und stand neben der kleinen schluchzenden Frau, die die schreiende Gans in den Armen hielt.

In dem Häuschen sah es wie in einer altmodischen Hutschachtel aus. Das kleine winzige Zimmer war über und über mit einer weißen Tapete mit Rosenknospen tapeziert. Es war ein rührendes Räumchen.

Iskender Kabuli sagte zu Sibylle: „Den beiden müssen Sie heute nacht bei uns Gastfreundschaft gewähren, sonst stirbt die Mimmifrau und ihre Gans vor Angst."

Wie es im Traum geschieht, geschah es hier, so schnell und unvermittelt.

Was das mit Rosenknospen austapezierte saubere Häuschen an rührender Armut barg, schwankte in Bündeln, von ein paar Burschen und Nuri und Iskender getragen durch die Dunkelheit. Alexander Dohrn, Sibylle, die schluchzende Mimmifrau mit der Gans Engelchen zogen hinterdrein. So hatte das Haus auf der alten Mauer neue Einwohner bekommen.

Als Alexander Dohrn und Sibylle ihr feierliches Zimmer mit den hohen Bogenfenstern wieder betraten, rollte das Meer noch immer seine feurigen Wogen dem stillen Hause zu.

Heute, trotz aller Erregung, die der Brief gebracht hatte, senkte sich der Schlaf bald auf die beiden Müden.

Sibylle lag auf ihrem türkischen Bett auf der Erde, eingehüllt in weiche türkische Tücher und Decken, sah noch eine Weile die leuchtenden Wogen auf sich zurollen, hörte schon halb im Traum die Gans Engelchen schnattern und gedachte der Ihren mit einem tiefen, tiefen, wehen Seufzer und sank in schweren Schlaf.

Alexander Dohrn ging jeden Vormittag in das Ministerium und arbeitete mit Munif-Pascha, der große Pläne mit seinem neuen Freunde vorhatte. Fürs erste war für ihn eine Stellung geschaffen worden, die ihn in Munif-Paschas Nähe hielt.

Gute Fortschritte machte er in der türkischen und arabischen Sprache. Munif-Pascha war oft mit ihm im Kloster Akserail zusammen, und Alexander Dohrn war ganz erfüllt von der wundervollen Weltauffassung des Scheichs ül Reis. Er lebte auf. Seine Liebenswürdigkeit war die kindliche Liebenswürdigkeit eines glücklichen Menschen.

„Wie sehr mußt du deiner Mutter gleichen“, sagte Sibylle oft zu ihm. „Wie fremd warst du im Grund in unsern gewohnten Verhältnissen. — Sie hatte dir ihre Sehnsucht vermacht.“

Das Leben in dem Haus auf der alten Mauer, das ursprüngliche freie Dasein behagte ihm.

Sie kauften sich miteinander ihre Fische auf dem kleinen Markt in der Nähe des Hauses, handelten ihr Obst ein.

Mit Iskender Kabuli ließ es sich köstlich plaudern. Er hatte einen großen Blick für alle europäischen Verhältnisse und war mit Leib und Seele Orientale.

Prächtige Hausgenossen hatten sie an Nuri und seiner Mimmifrau und der Gans Engelchen gewonnen. Nuri, zu deutsch Licht, war ein wunderlicher Heiliger. Er erinnerte

Sibylle ein wenig an Cäsar Rauchfuß, ein lachender Riese, ein Mensch voller Geradheit und Ehrlichkeit, dem es seit langen Jahren in der herrlichen Stadt wohl war. Niemand wußte seinen früheren Namen. Er war ein braver Thüringer, und die türkische Sprache blieb ihm ein Buch mit sieben Siegeln; karg hatte er sich durchgearbeitet mit seinen paar türkischen Brocken. Seine grundehrlichen guten Augen aber hatten ihm Freunde gewonnen, die ihm zu einer kleinen Stelle bei der Tabaksregie verholfen hatten. Wie er sich zurechtfand, war allen ein Rätsel. Wie ein Taubstummer. Er war Mohammedaner geworden, liebte die Orientalen, kannte hier alles, wußte alles. Auf der Straße wurde er gegrüßt von jung und alt, die Hunde im Viertel kannten ihn, die Bettler kannten ihn, die Händler kannten ihn, alle Welt kannte ihn, den großen, blonden, stummen, freundlichen Riesen. Jeder hatte Vertrauen zu ihm. Seine kleine, winzige, blonde Frau liebte ihn über alles. Er war ihre Welt in dieser Fremde. Sie war auch eine Thüringerin, und die Gans Engelchen hatte schon vor drei Jahren Weihnachtsbraten sein sollen. Von einem Gânshändler war sie Nuri geschenkt worden. Sie hatte damals beide Beine gebrochen. Nuri aber hatte sie geheilt, statt sie zu schlachten. Sie ging jetzt steif auf beiden Beinen wie auf Krücken, war aber sonst gesund und heiter und zahm und wachsam wie ein Hund.

Die altmodische Hutschachtel mit der Rosenknospentapete war in jener Feuersnacht aufgeflammt. So blieben die Abgebrannten im Haus auf der alten Mauer wohnen. Mit ihren Betten, ihren Sächelchen, die in ihren Augen Heiligtümer von großem Wert waren, hatten sie eins der vielen Zimmer gemütlich ausstaffiert, und sie besaßen einen Petroleumofen, — ein wirkliches Wertstück, nicht nur für sie.

Im Haus am Marmarameer war das Geld seinen Einwohnern sanft durch die Finger geglitten. Viel war es nicht gewesen, was sie besessen hatten. Sie waren damit zu Ende

gekommen. „Auf ganz natürliche Weise“, sagte Alexander Dohrn. Er wollte Munif-Pascha an den Gehalt nicht erinnern.

Nuri sagte auch: „Eine Stellung bekommt man hier bei uns, wenn auch nicht gerade bei Munif-Pascha im Ministerium; aberscht — aberscht — mit der Bezahlung! Da hapert's, — und da is eins auch gar nich lieb Kind, wenn's sich melden tut. Abwarten! — Es kommt schon.“

Nun erzählte er von Beamten in hoher Stellung, die nicht wußten, wovon leben. Er tröstete, daß die Bezahlung schließlich immer käme. „Aber wann, wann, heiliger Strohsack.“

So war der Petroleumofen von Nuri und der Mimmifrau eine große Sache, denn Iskenders Kocherei war für diese Verhältnisse zu kostspielig geworden.

Die Sonnentage, das rauschende und brandende Meer, die Schiffe, die nah am Hause vorüberzogen, die Boote, beladen mit goldenem Getreide, die Delphine, die dicht vor den Fenstern spielten, alles voller Schönheit, solch eine Klarheit und Freudigkeit in der Luft. Niemand nahm es ernst, daß die Geldangelegenheit recht karg zu werden versprach, ja, daß bereits nur noch ein Sümmchen für ganz besondre Fälle vorhanden war.

Iskender Kabuli sagte: „Für die Fahrten ins Ministerium muß Geld da sein. Für das Leben und die Wirtschaft darf nichts mehr angewendet werden. Sie werden sehen, — keine Sorge.“

Es machte sich auch niemand Sorge. Sibylle schrieb an einer Arbeit, und Alexander Dohrn war voller Mut und arbeitete mit Munif.

Am andern Morgen nach diesen Ergebnissen putzte die Mimmifrau ihren Petroleumofen, stellte Wasser auf. Dann setzten sich Nuri, die Mimmifrau, Iskender Kabuli und die Gans Engelchen vor der Haustür auf kleine hölzerne niedere Hocker mit den strohgeflochtenen Sitzen.

Die Verkäufer zogen um diese Stunde vorüber, die Gemüseverkäufer kamen mit ihren Tragkörben, um die ein dicker Kranz von Mohn oder Rosen gewunden war. So herrlich geschmückt und rufend kamen sie daher wie zu einem Fest, unternehmend, schön und stark und voll köstlicher Laune. Nuri winkte sich einen der schönsten heran, und Iskender Kabuli verhandelte mit ihm und sagte, daß die Herrschaft im Konak (im Schloß) für eine Zeitlang kein Geld habe, — daß es aber eine gute Herrschaft sei, — eine Herrschaft, die wohl wisse, daß, was man hier auf Erden nicht bezahle, im Jenseits siebenfach zurückerstatten müsse.

Das fand der gute Bursche einen ganz geordneten Zustand, langte einen viereckigen Holzstab aus seinem Korb, ein Kerbholz, holte unter dem dichten Blumenkranz die frischesten Salatköpfe und Zwiebeln hervor und die süßen Kartoffeln. Nuri machte unbeschreibliche Zeichen und strengte sich gewaltig an, ihm auf gut Thüringisch zu sagen, daß er morgen wiederkommen müsse, daß er froh sein solle, solche Kunden bekommen zu haben. Iskender Kabuli lächelte, und die Gans Engelchen stand gedankenvoll dabei.

Feierlich lehnte man das Kerbholz in den großen Vorraum des leeren Hauses.

So machen es die beiden braven Hausverwalter und Gäste mit dem Fleischer, mit dem Eiermann, mit dem Käsehändler, der seine Käse unter Rosenblättern verborgen hielt, mit dem Wasserträger. Es war ein Handeln und Gestikulieren, ein Beteuern mit tausend Feierlichkeiten vor der Tür, ein Ernst und eine Wichtigkeit sondergleichen.

Die Kerbhölzer mehrten sich und die Rechnungen an der Haustür. Der Milchmann, der mit seiner Ziegenherde vorüberzog, molk einen Topf voll Milch und machte seinen Kreidestrich an die Tür und malte ein Ding, das einem Euter glich, vor seine Striche. Der Jugurtmann, der Sauermilchmann, machte es ebenso, nur malte er vor seinen Strichen

einen Halbkreis, der ein Milchschälchen bedeutete. So trieben sie es jeden Morgen, in aller Gottesfrühe saßen die Braven schon vor der Tür und handelten. Sie handelten auch noch wie die Verzweifelten bei ihrer Borgerei, mit einer Anstrengung sondergleichen, und die Mimmifrau kochte auf ihrem Petroleumofen und kochte gut, es duftete köstlich. So lebte man in ganz geregelten Verhältnissen.

Die Kerbhölzer erhielten mehr und mehr Kerbe, an der Haustür wuchsen die Rechnungen.

Jedes Mahl wurde zum Fest. Jeder schaute im Vorübergehen in den Topf auf dem Petroleumofen, und die Mittagstafel war der Zahl der Gäste nach erweitert worden, zwei leere Weinfäßchen trugen eine ausgehobene Tür, und über diesem Tisch lag ein schönes Tischtuch, das Iskender Kabuli als Geschenk gebracht hatte.

Die Mimmifrau hatte gesegnete Hände, sie wusch und fegte und arbeitete und lachte. Es war ihr gar wohl zumute.

Sibylle arbeitete voller Eifer den ganzen Vormittag. Iskender Kabuli hatte ihr aus einem alten Leierkastendeckel, den er im Bodenraum gefunden, einen Schreibtisch hergestellt.

Iskender, im tiefen Verständnis für den Mißstand im Konak, gab russischen und französischen Unterricht bei den Armeniern, um die Geldumstände seiner Herrschaft aufzubessern.

Nach jeder Stunde brachte er etwas mit heim, ein paar Teller, einige Gläser, Messer und Gabeln, sein Honorar für den Unterricht, eines schönen Tages eine silberne Platte mit vortrefflichen Artischocken in Öl und einen Gruß aus dem nächsten Konak, aus dem Nachbarhaus.

Längst waren die Bewohner des Hauses, das über dem Fenster der liebenden Hände erbaut war, ihren Nachbarn interessant geworden, und die silberne königliche Platte mit dem herrlichen Gericht gab dieser begreiflichen Neugier Ausdruck.

Jeden Tag brachte Iskender jetzt auf dieser Platte ein neues Gericht, jeden Tag erschienen Überraschungen, und es erschienen die Herren dieser Überraschungen selbst und kamen recht oft in nie gestillter Neugier, ein älteres Paar, eine kleine hübsche Tochter und eine Reihe von Söhnen. Machten sie ihren Besuch von der Straßenseite aus, kamen sie in feinsten Toiletten, aus Paris bezogen; erschienen sie aber von der Seeseite, das heißt nahmen sie ihren Weg über die Treppchen, die zu jedem Haus vom Meere aus führten, gewissermaßen inkognito, beliebten die Herren in langen weißen Gewändern aufzutreten, einer Art Hemden, die Damen in Unterrock und Nachtjacke. Marinka, das junge Mädchen, hatte keinen Bund am Rock, hielt ihn immer vorn zusammen und trug nur einen Pantoffel, und es kam auch nie ein zweiter dazu. Sie verstand es aber reizend, mit beiden Füßen in dem einen Pantöffelchen zu stehen.

Diese Familie wohnte in einem köstlichen Haus. Alexander Dohrn und Sibylle wurden manchmal zu ihnen eingeladen. Es war ein Haus von großer Tiefe, Treppen und Treppchen führten auf und nieder. Mitten in der weiten Vorhalle hatten sie einen Ziehbrunnen mit herrlicher uralter Marmorfassung, einen Ziehbrunnen, von dem sie sagten, daß er bis in den Mittelpunkt der Erde führte.

Welche Geheimnisse bargen diese Häuser auf der alten Mauer! Alte byzantinische Keller, schauerliche Gewölbe, an die zu denken ein Grauen war, wenn man in den schönen sonnendurchleuchteten Zimmern stand.

Im Haus über den liebenden Händen erbaut, hingen in den gewaltigen Gewölben tief in der Mauer — und tief unter dem Spiegel des Meeres Ketten mit Handfesseln, ein trauriger Herd stand da, auf dem für Unglückliche gekocht worden war im düstern Raum, Zellen mit verrosteten eisernen Türen und jämmerlichen Resten verrosteter Fesseln.

Nuri hatte Sibylle in jene unterirdischen Höhlen geführt,

in jene verlassenen Gefängnisse fern von Licht und Luft und fühlenden Menschenherzen.

Das leichte Sonnenhaus war über einen Abgrund von Geheimnissen und uraltem Weh gebaut.

Nachts durfte man nicht daran denken, und tagsüber warf die Sonne goldene Schleier über diese Eindrücke.

O diese Sonne! Und dies leuchtende Meer und diese leichte duftende Luft! Wie mit zarten Händen wurden Sorgen und schwere Gedanken von den Herzen genommen.

Sie waren arm und wußten nicht, wie das Leben sich gestalten würde; aber alles floß ihnen zu wie im Traum. Keine bösen Gläubiger, gute vertrauensvolle Menschengesichter und gute ehrliche Hände, die alles, was sie brachten, mit Lächeln brachten, mit großer menschlicher Freundlichkeit, Geduld und Ermutigung.

Wenn Sibylle sagte: „Noch immer nichts“, da lachte so ein guter Kerl mit dem blumenbekränzten Korb auf dem Rücken, riß den Mund auf mit den blitzenden Zähnen und sagte: „Allah segne es dir.“ Wie vornehm waren diese armen Menschen, wie fern davon, im andern Betrug oder Hintergehen zu wittern. Sie lächelten über die stattliche Anzahl der Kerbhölzer, über die langen Milchrechnungen an der Haustür, — welch ein gutes Lächeln!

So standen alle im Hause wie unter Gottes Gnade, als sollte kein Weh an sie herankommen. — Alles Erdenleid schien hier milder.

Wie geschützt sie waren in der Fremde, ohne Geld und wie von Mutterhänden versorgt.

Welch ein Leben zog an ihnen vorüber. Jeder Gang ins Freie fast immer ein Herzenserlebnis; sei es, daß ein Bettler für eine kleine Gabe das Kleid mit Rosenwasser aus einem schöngeformten Kännchen besprengte, sei es, daß er Rosenblätter über die Hand, die ihm etwas gereicht hatte, gleiten ließ.

Ja, auch die freundlichen gelben Hunde des Viertels waren gar erfreulicher und tröstlicher Natur. Gewöhnt, von dem Türken, trotzdem die braven wilden Hunde als unrein galten, gar wohl versorgt zu werden, brachten sie ihre Jungen vertrauensvoll an die Haustür, um sie vorzustellen, für sie zu bitten, sie dem Wohlwollen zu empfehlen. Sie bekamen dann von den Türken für die Kleinen eine grüne Laube aus Zweigen, die der Nachtwächter ihnen zu bauen hatte, und Wasser und Milch.

So eine gute Hündin hatte sich Sibyllen besonders angeschlossen und brachte ihre Kinder, wenn Sibylle abends in der Märchenstraße auf- und abwandelte. Wie von liebevollen, zärtlichen Herzen war sie dann von semmelgelben drolligen Hundekindern umsprungen, — und kaum glaublich, es tat ihr das wohl. Sie wußte, wie man sie verurteilte, was sie den Ihren für Not gebracht.

Und da sprangen die weichen, zärtlichen Tiere um sie her, und die stille, verständige Mutter drückte ihren schlanken Kopf zärtlich an Sibylles Knie.

Überall Trost, überall Zartheit und Weichheit von Mensch und Tier und Luft und Wind und Wasser.

Munif-Pascha besuchte Dohrns öfters in ihrem Haus am Marmarameer. Er kam in seinem eleganten Wagen mit zwei reitenden Kawassen, begleitet von seinen beiden Töchterchen Fidned und Ferdös. Dann tranken sie auf der Terrasse Kaffee, den Iskender Kabuli in dem Messingkännchen auf einer Spiritusflamme bereitete.

Munif brachte köstliche Zigaretten mit und hockte auf dem Strohsesselchen und lachte, daß sie ein Fäßchen als Tisch hatten, und freute sich darüber.

Die Armenier, die ganze armenische Nachbarschaft, guckten durch alle Ritzen und Astlöcher der Bretterwand, die ihre Terrasse von der ihrer Nachbarn schied, und trauten ihren Augen nicht, daß der mächtige, geheimnisvolle Mann Munif,

der Kultusminister, mit dem fremden Paar so ganz vertraut und freundschaftlich stand.

Munif und Dohrns sprachen dann miteinander von dem wundervollen türkischen Volke, von dessen Kraft, Güte und Vornehmheit.

Wenig würde es den Armeniern behagt haben, wenn sie verstanden hätten, mit welchem Zorn und Gram Munif ihrer gedachte und ihres Einflusses auf das edle Volk.

„Aussauger! Verderber! Verführer!" sagte Munif.

Munif kannte sein Volk, liebte es heiß, kannte wie Iskender Kabuli Europa und war seinem verkannten Volke mit der leidenschaftlichen Kraft eines großen Menschen zugetan.

Ferdôs und Fidned spielten nahe der Terrasse zwischen den Steinen und plätscherten im klaren Marmarameerwasser und sahen die drolligen Seepferdchen nahe an sich vorüberziehen und smaragdgrüne durchsichtige Fische, sahen den Delphinen zu, wenn sie Purzelbäume schlugen und Springbrunnen aus ihren Nasen bliesen.

Der Bekdschi, der Nachtwächter, kam herein. Er hatte vor der Tür die Equipage und die berittenen Kawassen gesehen und wollte schauen, was es gäbe. Er machte bescheiden seinen Salam, nahm etwas entfernt vom Fäßchen, um das alle saßen, Platz, schaute mit Ehrfurcht auf Munif-Pascha, schlürfte mit Würde und Grazie seinen Kaffee, den Iskender Kabuli ihm präsentierte, rauchte eine Zigarette, die Munif ihm höflich bot, so höflich wie jedem anderen, nicht kordial oder herablassend. Der Bekdschi wiederum war vornehm und gelassen, nicht einen Hauch verlegen. Er sprach bescheiden und ruhig seine paar Worte. Ein freies, schönes, menschliches Betragen.

„Sie sind bei mir verklatscht worden", sagte Munif lächelnd zu Alexander Dohrn. „Man hat Sie mit Ihrer Frau Arm in Arm gehen sehen."

„Exzellenz sind selbst mit meiner Frau Arm in Arm gegangen", antwortete Alexander Dohrn lachend.

„Ich? — Das war ja in Pera," sagte Munif, „da kann man alle europäischen Dummheiten machen."

Munif war ihnen beiden wirklich zugetan und wollte sie in seiner Nähe behalten. Für Alexander Dohrn hatte er eine Stellung geschaffen, die diesen weite Einblicke tun ließ.

Munif sah es gern, wenn Sibylle ihren Mann im Bab-ali, im Palast der Hohen Pforte, abholte, dann durfte sie in den Empfangsstunden neben Munif am Schreibtisch sitzen.

Es wurde ihr ein Täßchen Kaffee serviert, und sie sah und hörte zu, wie Munif seine Bittsteller und Beamten empfing.

Was für Gestalten zogen in dem hohen schönen Raum an Munifs Schreibtisch vorüber: Alte würdige Türken und Türkinnen erschienen, mit denen Munif väterlich gütig sprach, Witwen mit ihren Söhnchen, denen sie irgend einen Vorteil erbitten wollten, alte vornehme Scheichs, die wie Erzväter aus dem Alten Testament einhergeschritten kamen, ein Abgesandter vom Mahdi, ein brauner, intelligent aussehender Mann im grauseidenen Halat, einen mächtigen Zopf um den Kopf gewunden, ein Gelehrter aus dem dunkelsten Afrika, so wunderlich das klingt, der auch stundenlang mit an Munifs Schreibtisch saß mit einem ganzen Pack Büchern, sich besonders für Statistik interessierte und große Pläne hatte und alle möglichen und unmöglichen Fragen von Dohrn beantwortet wissen wollte.

Griechinnen in eleganten Toiletten kamen, gepudert und geschminkt. Und Munif machte, zu Sibylle gewendet, immer seine Bemerkungen. „Wieviel Pfund Mehl hat die aufs Gesicht?" fragte er lächelnd. Oder er hatte mit einer solchen eleganten Dame auf das höflichste Griechisch und Französisch gesprochen und sie nicht von der Unmöglichkeit der Erfüllung ihres Wunsches überzeugt und bog sich dann

zu Sibylle und sagte: „Die Geschichte dauert mir zu lange. Ich werde Türkisch mit ihr reden: Allmas Efendim — allmas," kam es im tiefen Brustton von seinen Lippen, und die Griechin war im selben Augenblick vollkommen überzeugt und empfahl sich.

Einer von der französischen Botschaft kam, der sich beklagte, die türkische Zensur habe eine Sendung französischer Schulbücher ruiniert, in denen gestanden habe, Mohammed sei ein falscher Prophet. Man habe diese Stelle förmlich herausgekratzt.

„Schafskopf", sagte Munif auf deutsch vor sich hin. „Wundert Sie das so außerordentlich? Was sagen Sie über die Frechheit dieses Esels?" fragte er Sibylle laut auf deutsch.

„Das müssen wir hier höflich ertragen, — das — und noch mehr. Die Gesandtschaften stecken unserm Volk wie Pflöcke im Fleisch. Wir haben unter anderem den Herren kürzlich bewilligen müssen, daß irgend einem Kerl die Erlaubnis gegeben wurde, ein Café chantant neben eine Moschee zu bauen. Altes Gesetz bei uns verlangt, daß hundert Schritt von einer Moschee nicht einmal eins von unseren unschuldigen Kaveds eingerichtet werden darf, und die Geduld, die von uns, Gott sei's geklagt, gefordert wird, — stinkt zum Himmel."

Während dieses kräftigen Ausspruchs Munifs saß der französische Attaché elegant und unbeweglich ihm gegenüber. Munif sprach über ihn, wie man etwa über ein Tier in dessen Gegenwart spricht.

Eisig wurde Bescheid gegeben. Munif aber war bleich bis in die Lippen.

So erlebte Sibylle die wunderlichsten Dinge von allen Seiten.

Sie schrieb an einem kleinen Werk, in das sie die ganze Ergriffenheit ihrer Seele ausströmen ließ, und nannte es „Im frischen Wasser".

Ja, es war ein frisches, quellendes Wasser, was sie hier

umgab, — ein Überströmtsein, eine Seligkeit. Ein neues, köstliches Menschentum breitete sich vor ihr aus. Liebenswürdigkeiten, Zartheiten, Schönheiten, die sie wie aus einer anderen Welt berührten, — und es war eine andere Welt mit anderen Gesetzen und Gewohnheiten. Ihr ganzes Herz war erfüllt von dieser schönen, sanften, zarten Welt. Das Leben hatte hier Formen angenommen, die entzücken mußten.

Die Ramasannächte kamen, von denen Alexanders Mutter ihrem Sohn erzählt hatte, die Ramasannächte mit ihren Lichterkränzen um die Minaretts, die über der unermeßlichen Stadt wie Sternenreifen schwebten. Jedes der schlanken Minaretts leuchtete in der Dunkelheit wie ein Christbaum über die auf den Hügeln ausgebreiteten Häuser.

Der klare, ausgestirnte Himmel strahlte im Wasser wieder, die Hügel mit ihren Tausenden von erleuchteten Fenstern funkelten wie Wasser und Himmel. Nirgends tote Dunkelheit. Überall schienen leuchtende Welten zu tanzen. Und das Rufen der Gebete aus den Lichtkränzen des Minaretts heraus, welch eine Schönheit, welche Bewegung und Erschütterung der Seele!

Und in den Straßen, in den stillen Straßen am Marmarameer, zwischen den hölzernen Häusern, den tiefdunkeln Zypressenwäldern welch ein Leben, welche Traumgestalten!

Alexander Dohrn und Sibylle gingen nachts oft miteinander, und es war, als wanderten sie durch Träume.

Vor den Häusern niedere Tischchen mit Blumensträußen, an denen die Familien saßen und nach den langen Fastentagen ihre Mahlzeiten festlich einnahmen. Der Schuster unter der Platane hockte vor seinem blumengeschmückten Tisch allein und verzehrte sein Abendbrot, in den Gärten saßen Frauen um ausgebreitete bunte Tücher, auf denen ihr Nachtmahl stand, und tafelten, und wie Vogelgezwitscher klang ihr Lachen.

Mädchenkinder in weißen Sternenschleiern gingen in ganzen Ketten Hand in Hand mit ihren Laternchen durch die nächtlichen Straßen. Kein frecher Blick störte ihre süße Kindlichkeit. Welche Sonnenaugen strahlten da, welch unergründlich fremde Schönheit wandelte da! Reiter auf herrlichen arabischen Pferden ritten durch die stillen Straßen, verschleierte Frauen lachten miteinander. Vornehmheit und stille Heiterkeit überall. Bettler und Krüppel, die Spieluhren auf dem Herzen unter dem Kleid verborgen trugen und sich zu den Vorübergehenden leise hinneigten, um diese hören zu lassen, daß sie spielende und singende Herzen in der Brust trugen.

Und Alexander und Sibylle begegneten all den Gestalten, die in den sehnsüchtigen Erzählungen seiner Mutter sich bewegt hatten, ja sie sahen auch das Bübchen, das unter einer uralten Platane sich wie eine Wiege neigte und alten würdigen Männern aus dem Koran vorlas. Sie sahen es auf seinem kleinen Teppich sitzen. Sein Laternchen beleuchtete das fromme, volle Gesicht mit den großen, tiefen Augen. Sein weißes Mützchen umschloß rein die muttergeliebte, bräunliche, freie Stirn, und neben ihm lag das Zuckerwerk im roten Bündelchen, in das ein alter, würdiger Mann ihm einen Kringel steckte.

Voll Zärtlichkeit hörten sie dem lieben Kinde zu.

„Da sitzt du", sagte Sibylle bewegt zu ihrem Mann. „Wie deine Mutter dich einst gewollt hatte. So träumte sie dich. — Wunderlich, wie ich die Seele deiner Mutter in mir fühle. — Sie ist endlich wieder hier.

Ganz, ganz still soll unser Leben werden — einzig schön. — Was wir erlebten, und wie wir's erlebten, trennt von andern Menschen.

Ich habe dir geschrieben, unsere Liebe würde wie ein Heiligtum sein, dem unerhörte Opfer gebracht wurden, und ich fürchte mich vor solch einem Heiligtum. — Nun ist's geschehen, und es soll schön und gut werden."

Sibyllen rannen die Tränen über die Wangen.

„Es ist schon wundervoll," sagte er, „und die Opfer werden aufhören Opfer zu sein."

Eigen war es Sibylle hier oft zumute, als hätte sie alles schon einmal erlebt, die Sommeraugen der Menschen, die Düfte und Laute, die ganze Fremdartigkeit um sie her.

Als sie durch das eiserne Tor in das mächtige dämmerige Kirchengewölbe des Misr Tschardschi trat, des Gewürzbasars, — da wußte sie es.

Der betäubende, berauschende Duft umfing sie, der seit Jahrhunderten, ja wohl Jahrtausenden hier aufsteigt. Aus den hochgestapelten Warenhaufen strömt er, die in den tiefen, dunkeln, geheimnisvollen Verkaufsräumen liegen, in die man durch vergoldete geschnitzte Tür- und Fensteröffnungen sieht, von deren Gewölben verstaubte Schiffsmodelle, verstaubte, getrocknete Meerungeheuer herabhängen, und die sich auf beiden Seiten des mächtigen Raumes hinziehen wie Beichtstühle.

Stille Verkäufer sitzen von den aufsteigenden Düften fast eingeschläfert. Nachtigallen und Lerchen schlagen und schmettern aus der stark duftenden Dunkelheit heraus ekstatisch in ihren engen, einsamen Käfigen.

Draußen vor dem zweiten eisernen, gewaltigen Basartore breitet sich der Blumenmarkt aus. Süße, zarte, lebendige, feuchte Blütendüfte dringen in die trocknen, strengen Gerüche. Draußen Rosen die Fülle.

Schafherden werden durch den hohen, träumerischen Raum getrieben. Goldene Sonnen sind ihnen auf den Rücken gemalt, blaue Ketten um den Hals gelegt, und ihre Hörner sind vergoldet.

Welche Festlichkeit! Welche Lebensfreude! Geheimnisvolle, betäubende köstliche Gerüche sonniger Welten, Nachtigallen- und Lerchenschlag, goldstrotzende Schnitzereien, hohe Gewölbe, vergoldete, perlengeschmückte Herden und Rosen-

duft. — Vor Sibyllens Seele stand Lewins Sabbatvorabendtisch und die Gewürzbüchse der Seligkeiten des Lebens, an der die dunkeläugige Frau Lewin sie hatte riechen lassen.

Ja, die geheimnisvollen Düfte, die geheimnisvollen Schönheiten hier hatte sie vorerlebt, als sie als Goj den Juden die Lichter anzündete.

Schwere Erkrankung Alexander Dohrns war die Ursache, daß sie das Paradies, in das sie sich geflüchtet, verließen und alle Pläne und alle Möglichkeiten, Gewißheiten und Erfüllungen.

Munif-Pascha hatte gesagt: „Ich komme zu Ihnen — ich komme zu Ihnen!"

Eins der mächtigen Schiffe mit der langen dunkeln Rauchfahne, wie sie so oft vorübergezogen waren, führte sie am Haus, das über den liebenden Händen erbaut war, vorbei.

Sibylle stand mit ihrem noch nicht genesenen Manne und schaute wehen Herzens auf das geliebte Haus, sah Tücherwinken und hörte die Gans Engelchen in der Ferne auf der Mauer schnattern.

Es war, als ließen Sibylle und ihr Gefährte Weichheit, Zartheit und Schönheit zurück, zarter Seelen Heimat.

Das gewaltige Schiff strebte dem harten Leben zu, — keine Märchenstraßen mehr, keine Verkäufer und Schenker in einer Person, die voll Frohlocken und Dank waren, als endlich ihr Vertrauen belohnt wurde. Alexander Dohrn hatte seinen Gehalt bekommen, und Sibyllens Arbeit war von einer Zeitschrift angenommen, und Eigenbrodts hatten schweren Herzens ihrem Kinde Hilfe geschickt.

Wie aus weichen Händen wurden sie entlassen, wie aus einem warmen Stübchen traten sie hinaus in die Kälte. — Paradiesaustreibung.

Sie wußten es selbst nicht, welch eine Heimat sie verließen, ein Traumland, ein Land der Unschuld für sie, ein Land

unaussprechlicher Seligkeiten, ein Land des Schutzes und des Friedens, — ein geliebtes Land.

Verwirrten Herzens, verwirrten Schicksals waren sie hier wie von Mutterarmen umfangen, in Reinheit untergetaucht und in Schönheit.

„Auf Nimmerwiedersehn — auf Nimmerwiedersehn", flüsterte Sibylle erschüttert leise vor sich hin.

Die Gnade Gottes, die ihnen hier geworden, kehrte wohl nicht zurück.

Sibylle glaubte an keine Rückkehr.

Jahre der Krankheit, Jahre unaussprechlicher Lebensekstasen, Lebensermattungen und Aufraffungen.

Wenn Sibylle an diese Zeiten zurückdachte, sah sie sich durch dunkle Straßen abends gehen, beflügelten Schrittes mit einer Blume heimkehrend, mit irgendeiner kleinen Freude für ihren Kranken. Mit bebendem Herzen großstädtische Fremde durcheilend, nach dem einen Lichtpunkt ihrer Seele zustrebend, dem all ihr Fühlen, ihr Hoffen, ihr Leben galt, dem einzig leuchtenden Stern auf Erden.

Sie war ganz zu Liebe geworden, ganz erdentrückt, ganz zu Bangen, ganz zu heißem Verlangen, ihn, an den sie glaubte, hier auf Erden zu behalten.

Sie wollte ihn sich erkämpfen trotz aller Krankheit. Sie wollte im Lichte seiner Seele leben. Nur sie kannte ihn. Sie nur wußte, wer er war, niemand kannte ihn, niemand sonst verstand ihn. Ihr Glaube aber an ihn war unerschütterlich.

Sie lebten ein schmerzvoll süßes Leben mitten in Krankheit und Armut, eine wundervolle Zeit voll süßer, starker Geistigkeit, eine bange, selige Zeit, in der die Herzen reiften, die Seelen sich entfalteten.

Sie empfand im Geiste dunkle Stunden, in denen sie sich einsam, krank und matt an seinem Grabe stehen sah, nie-

mand war bei ihr; selbst krank und matt, sah sie sich stumm die Arme ausbreiten, als wollte sie laut rufen: Seht meine Einsamkeit! Seht meinen felsenfesten Glauben an ihn! Ich allein kenne ihn.

Solche Bilder erschütterten sie zu jener Zeit oft.

Damals begann Alexander Dohrn seiner Arbeit, von der er einst geträumt, sich hinzugeben, ein Weltbild zu schaffen, wie er es schaute, ohne Verlangen nach Erfolg, sich leidenschaftlich stark seinem Erkennen ganz zuneigend.

Sie gingen abends miteinander im Zimmer auf und nieder, — weltvergessen.

Sie verstand ihn. Ihre Seele frohlockte, und sie lebten wundervolle Stunden.

„Tausend Jahre ging ich so mit dir", sagte Sibylle.

Welch eine Zeit! — Das Wesen der Welt lag wie eine wundervolle Offenbarung vor ihrer beider Augen. Er sprach oft hinreißend, gab mit jedem Wort ihr sein innerstes Wesen, sein eigenstes Schauen.

Am Tage arbeiteten sie beide. Sibylle war es, wenn sie an ihre Kunst dachte, als hätte sie einen Garten voll lauter geliebter Blumen und Früchte.

Sie dachte und schrieb, wie man Blumen pflegt, voll Liebe und Freude und Hoffnung.

Ja, sie hatte ganz das Gefühl einer schönen Tätigkeit im Freien, in der Sonne, Gartenfreude.

Er tischlerte, was er von je her mit viel Kunst getan, wenn er nicht geistig arbeitete, und verkaufte seiner Hände Werk und freute sich an jedem schönen Stück, das vollendet war.

Sie verhielten sich beide ganz, ganz ruhig der Welt gegenüber, ganz frei.

Ein paar gute Freunde fanden sich, wirkliche gute, getreue Freunde, köstliche Naturen. Gott behütete sie vor den Allerweltsmenschen, die nicht zu ihnen gehörten.

Ihre Freunde kamen wie Gottesgeschenke. — Alles still — ganz still.

Draußen war das Leben, das sie nichts anging.

„Unser Kloster Akserail im Märchensträßchen", sagte Sibylle oft. „So ist's bei uns, — so schön und still, — und solche gute Menschen gehen bei uns ein und aus."

Sie hatte noch niemanden der Ihrigen wiedergesehen. Die liebe Frau Mutter war im hohen Alter still entschlafen. — Die Tränen waren geflossen, die Sehnsucht hatte das Herz wie im Tauwind zerfließen lassen.

Es war alles Weh gelitten. Gute Briefe gingen wieder hin und her, — Friede begann zu blühen, Wunden begannen zu heilen.

Eigenbrodts sanftes, verschleiertes Leben klang in Sibylle wider, — keine Hast, kein allzu heißes Verlangen. — Geduld.

Von Frau Dohrn kamen in diesen Jahren wunderliche Briefe. Sie ging ihren Weg. Sie wollte auf ihre Weise erreichen.

Niemand aber wußte recht eigentlich, was sie tat und wollte. Es kamen Briefe voll Verlangen, sie wünschte Alexander und Sibylle wieder zu begegnen. Sie lud sie ein zu kommen, sie kündigte ihr Kommen an. Sie wollte pflegen und helfen.

Mit Entsetzen wies Sibylle jede solche Möglichkeit von sich ab.

„Tod oder Leben", sagte sie zu Alexander Dohrn. — „Mich oder sie."

Frau Dohrn schrieb an Alexander. „Ein Engel mit feurigem Schwert steht vor meinem Paradies." Sie flehte, sie kommen zu lassen.

„Tod oder Leben", sagte Sibylle unerschütterlich. „Ich oder sie."

Frau Dohrn kam nicht, und man begegnete einander nicht; — aber aus ihren Briefen stieg etwas auf wie eine dunkle Wolke.

Angstvoll sah Sibylle diese Briefe kommen. Es geht ihr nicht gut, dachte Sibylle. Ihre Seele fand nicht, was sie verlangte.

Eine dunkle, unbestimmte Angst lebte in Sibylle.

Sibylle wurde Mutter. An einem Märzenmorgen, in Dunkelheit, war der Tod an ihr vorübergegangen, und sie erwachte aus schwerer Narkose. — Dämmerung. Das Fenster stand offen, — und o Wunder: im engen Stadtgärtchen vor dem Hause, mitten im Häusergewirr, sangen die Amseln ihr süßes Lied vom Tod zum Leben, von Winternacht zu Frühjahrshoffnung. Amseln, viele, viele Amseln. Der dröhnende, anschwellende Amselgesang zerriß die tiefe Dämmerung.

Welche Schauer! Welch weiche, dämmerige Luft, — welch mattes Bewußtsein, und zwischen den Amselstimmen — ein Stimmchen, — fern — nah — unbegreiflich, — aller Geheimnisse voll. — Ihr Kind! — Eine Welt, die auf Liebe wartete, — eine schon ganz von Liebe umflossene, umhüllte Welt.

Und nun welch ein Leben. Wohin mit all dem Leben! Ihr Herz weit genug für alle Liebe, ihre Kraft zu schwach.

Aber sie ging wie auf Wolken. Welche Seligkeiten! — Das Kind, — die Liebe zu dem, den sie liebte, zu seiner Arbeit, seiner Art zu sein, ihre eigne Arbeit!

Welch ein Überreichtum!

Es war ihr oft, als müßte sie sich durch blühende, dichte Zweige und Bäume mühevoll den Weg bahnen.

Die alte wundervolle Kraft kam wieder über sie, der nichts zuviel war; und doch, — sie hatte schwer, schwer gelebt von früher Jugend an, allzu schwer.

Sie trug auch jetzt schwer. — Sie liebte zu tief. Sie liebte auch ihre Kunst zu tief.

Und Alexander Dohrn blieb Alexander Dohrn, der Mensch, den man lieben mußte, um ihn begreifen zu können, der Mensch, für den es Zeit und Welt nicht gab, der in sich lebt, für sich, für sein Werk, der jahrelang ringen konnte um die makellose Reinheit eines Ausdrucks, eines Schauens, der sich nie genug tat, der nie hervortrat, dem alles, was man über ihn dachte und sprach, gleichgültig war, der sein Geld mit Tischlerei verdiente wie ein Handwerker, der im Fes ging und in einem ungewöhnlichen Mantel daheim, weil es ihn fror und er so sich behaglich fühlte, der die Menschen an sich herankommen ließ, ganz noch wie früher, so wie ein Kind Frösche fängt und sie wieder gleichgültig springen läßt, wenn die Art Frosch nicht unter ihnen war, die es suchte.

„Verstehfrösche", sagte Sibylle und lächelte schmerzlich, daß er diese so leicht zu finden glaubte.

Ja, es war ihr oft bitter weh zumute, wenn solch ein unnützer Frosch, der in ihrem wunderschönen, für die Welt verschlossenen Reich dumm dagesessen hatte, bös davonhüpfte und für Alexander Dohrn ein feindseliger Frosch wurde.

Ja, Alexander Dohrn verstand es noch immer, sich Feinde zu machen, trotzdem Sibylle die Hände über ihn breitete, um ihn zu schützen.

Was ihr ein Weh war, berührte ihn gar nicht. Er ging über das Geröll des Lebens hin, wie einer, der die ganze Welt besitzt, und auch wie einer, der nichts besitzt. Beides kann die gleiche Freiheit der Seele geben. — Sibylle mußte oft an Iskender Kabuli denken. Der war derselbe, ob er ihnen diente oder bei Munif als Bruder des Scheichs von Afghanistan geehrt wurde. Ihren Gefährten Alexander Dohrn hätte sie sich auch als Bettler und Weltüberwinder an der Tür einer Moschee vorstellen können.

Als sein Werk aber fortschritt, fanden sich Versteher, treue, gesegnete Versteher.

Es kam die Zeit, da Sibylle nicht mehr allein stand in ihrem Wissen und Glauben.

Es kamen schöne Zeiten!

„Ja," sagte Sibylle jetzt oft, „wir haben wirklich unser Kloster Akserail!"

Wahrhafte Wisser und Versteher gingen aus und ein. Alexander Dohrn arbeitete sein Werk mitten unter Menschen, die für die Art seines Denkens begeistert eintraten.

Welche Abende und Stunden!

Weltvergessene Menschen saßen in Alexander Dohrns stillem Arbeitszimmer und hörten, was er ihnen vortrug, mutige junge Männer, die mit Begeisterung ihm folgten, die kein Vorteil hergeführt hatte, nur die Kraft und der Zauber von Alexander Dohrns Art zu schauen und zu sprechen. Sie liebten ihn, — sie gaben ihm in seinem schönen großen Arbeitszimmer Feste, in denen sich ihre jugendliche, lebendige Verehrung stark und schön aussprach.

„Und würdest du nichts erleben als diese Stunden," sagte Sibylle zu ihm, „— welch glücklicher Mensch bist du. Wer erlebte Ähnliches? Nicht berühmt bist du, nicht reich, ein wunderlicher Mensch, den wenige kennen. — Aber diese wenigen! — Was bist du denen! Was gibst du ihnen! Du erlebst so Reines, so Köstliches."

Sibylle war nun ein erlöster Mensch. Sie hatte auch ihre Mutter wieder gesprochen und war ihr ans Herz gesunken, und hatte ihren Vater gesehn und die Schwestern, und hatte mit Vater und Mutter rührende Tage erlebt, die zu den stummen, großen Seligkeiten des Lebens zählen, Tage, die unermeßlich im Empfinden waren, in denen Liebe und Seelenreinheit und Größe und Reife die Herzen erfüllte.

In jener Zeit, als Sibyllens Lebensreichtum schwer auf ihr ruhte, als ihre Liebesekstasen für ihre Liebsten, ihre Kunst

und ihre süße, gute Häuslichkeit, in der sie wie ein Kind sparte und sorgte, ihre Kräfte verzehrten und von neuem belebten, kam ein Brief von Lilly, dem wandernden, einsamen Frauchen, das sich hingegeben hatte wie Nahrung, und an das Sibylle oft in diesen Jahren mit viel Sorgen gedacht hatte.

Sibylle las: „Isebies, meine Isebies — Du, an der ich nicht zweifle.

Ich bin Dir nahe!

Kennst Du die Abtei Schäftlarn an der Isar?

Wie nah ich Dir bin!

Eine Stunde kaum trennt mich von Dir.

Es ist tiefe Dämmerung. Ich komme eben zurück in das alte Klosterwirtshaus, in ein ödes Zimmer, in dem die Wirtin ein Holzfeuerchen angebrannt hat.

Ich hieß es ihr nicht.

Es brennt wie ein lebendiges Herz im totenstillen Raum.

Draußen stürmt der Frühling.

Regenströme. — Ich höre den Sturm in den ächzenden Baumkronen.

Grenzenlose Einsamkeit. Stundenlang ging ich in Einsamkeit und Regen den Weg auf und nieder unter hohen Buchenstämmen; über eine goldblühende Wiese blickst du hin.

Fern rauscht die Isar, — und lockt und lockt, — die einzige Stimme, die lockt.

Alles schweigt sonst —. Alles ging unter. Ich selbst.

Es ging ein Wesen ohne Seele, ohne Liebe, ohne Treue, ohne Hoffnung, ohne Pflicht, ganz durchnäßt den stillen Weg auf und nieder bis zur Ermattung, — ganz todbereit.

Wie soll man leben, Isebies, wenn nichts mehr Leben bringt? Sage — sage!

Wir brennen wie die Flammen und erlöschen wie die Flammen.

Verlorene Liebe ist Tod — Tod, den wir bewußt fühlen, — Tod, den wir erleben, — gnadloses Geschick. — Nicht Schlaf, nicht ewige Ruhe!

Ach, Isebies! Tod wach erleben! Tod trinken und essen, Tod ein- und ausatmen!

Denke! Denke!

Wer sucht dann nicht nach dem lieben, guten Tod, den Tod, in dem man in der Erde ruht wie das Kind im Mutterleib? — Ach, man fällt dem zu wie ein Müder.

Ich liebte einen Menschen über alles auf Erden, und der fühlt keine Liebe, keine Zugehörigkeit mehr für mich! — Verließ mich ganz. Ein Strom geht von meinem Herzen zu Deinem.

Und ahnst Du, was es heißt, Liebe durch Liebe vergessen wollen, — sich so trösten wollen? Welch ein Weh! — Welch eine Unsagbarkeit! — Ich habe auch das getrunken und gegessen. Der aber solches tut, der isset und trinket sich selber das Gericht, die Hostie der Vergänglichkeit hat er auf der Zunge gespürt.

Die ganze Seele ist ihm zerschmolzen, — jede Hoffnung, — jeder Glaube, — jede Stärke, jede Vergangenheit, jede Zukunft, jede Gegenwart.

Unsinn, Hohn, Lächerlichkeit ist das brennende Opfer seiner Seele und seines Leibes geworden, — ein sehr schlechter Spaß.

Isebies, Isebies! Dieser Weg unter den knospenden Buchen, in denen der Frühling stürmt, der Blick auf die goldblühende Wiese, — das Rauschen und Locken der Isar!

Viele Golgathawege gibt es.

Diesen aber kenne ich.

Leb' wohl — leb' wohl!"

Als wiederum Dämmerung einbrach, ging Isebies Sibylle fliegenden Schrittes den Golgathaweg, der auf die goldblühende Wiese blickt.

Im alten Wirtshaus hatte sie das wandernde Frauchen nicht gefunden.

In Ängsten suchte sie nach ihr. Todesbang.

Sturm und Regen fuhren noch immer in Stößen und Wellen über die knospenden Frühlingsbäume hin.

Sie rief. Die Isar rauschte.

Einsamkeit — Tiefe Regeneinsamkeit — Keine Seele — Kein Menschenlaut.

Da,—an einer tropfenden Buche ein braunes Bündel, etwas Zusammengekauertes — ein Reh — ein Tuch. Was war es?

Der Regen troff nieder.

Sibyllen schlug das Herz.

So hatte sie einst nachts auf dem Ettersberg in Sturm und Regen als Kind gewartet in Gespenstergrauen — und war sich selbst gleichsam entgegengekommen.

Ein leichtes Bewegen, ein Zucken im regennassen Bündel, das mit dem braunen Waldboden eins war.

Sibylle flog darauf zu.

Lebensfremde, entrückte Augen schauten auf sie, — tote Augen, Augen, in denen alles erstorben war.

Vom spitzen Kapuzchen rieselte der Regen und tropfte auf das starre Gesicht und rieselte über die Wangen als Tränen, die die Augen nicht mehr weinen konnten.

Vom Regen durchnäßt ein stummes Stück hilfloser Erde.

Sibylle beugte sich nieder, legte stumm den Arm um den nassen, vom Wasser schweren Mantel, fühlte bebende Schultern. Kälte durchrann sie.

Ach, auf dieses arme Stück Leben war der Regen stundenlang herabgetroffen, hatte es wie in den Boden hineingewaschen, gleichgemacht wie im Tode mit der stillen Erde.

Kein Wort, keine Silbe wurde laut.

Ohne zu reden nahm Sibylle das arme Geschöpf, hob es und führte es, und es ging mit ihr ohne Willen, — ließ sich vom guten Tod hinwegführen in Unbekanntes hinein.

In der alten düstern Stube brannte Feuer im Ofen. Sibylle nahm die nassen Kleider des armen Mütterchens, des armen zertretenen und zermarterten Herzens, das seine Liebe verloren hatte und in die Irre wie ein entsetzter Vogel geflattert war. Sie trocknete das brennende Haar, die Herzensflammen, wie Lilly es genannt und bettete das wandernde Weibchen wie eine Mutter ihr Kind; alles lautlos, ohne Zuspruch, ohne Frage.

Und unter ihren Händen schlief die arme Seele ein, schlief, als wäre sie gestorben, Frieden auf den zermarterten Zügen; ihr Atem aber ging, als hätte man sie gepeitscht, schreckvoll, unruhig, ruckweise.

Isebies Sibylle war ganz Erbarmen, saß am Bette des Lieblings ihrer Kindheit, und ihr eignes Leben zog an ihr vorüber wie mit schwerem, vollem Flügelschlag.

War sie das selbst, was sie im Geiste sah? Ihr eignes Ich? Ihre eigne, tiefe, schwere Liebe? Ihr geliebtes Kind? Ihre so geliebte Kunst?

Alles wollte ihre ganze Seele zu sich.

War sie so stark?

Welch eine mächtige Flamme brannte in ihr. — Welch heiße Zaubergebete lebten in ihr!

Meine Erde nannte ihr Mann sie. Ja, und war sie nicht seine Erde? Nachts betete sie: Gib seiner Arbeit Kraft. Gib seiner heiligen Arbeit Leben und Vollendung. Laß ihn das schaffen, was er schaffen muß. Gib ihm Segen. Gib ihm Erfüllung. Und dies Gebet trug die große schöpferische Liebeskraft ihrer Seele zu ihm hin und umhüllte ihn damit.

Dies Gebet allein war eines ganzen Lebens Kraft und Wollen.

Wer lebte noch so wie sie, — so über sich selbst hinaus, — so viele große, starke Leben?

Schlaflose Nächte kannte sie wohl, Nächte, die nicht dunkel, nicht lang genug, nicht still genug waren, um die starken

Gewalten ihres Willens, ihrer Liebe, ihrer Arbeit einzuschläfern.

Ja, anders lebte sie wie andere Menschen, — anders. Fremd war sie den Menschen. — Wer ermaß ihre Liebe? — Niemand. Keine Seele auf Erden, — und wer ermaß ihre Dankbarkeit für den, der sie teilnehmen ließ an seinem Wesen, seiner tiefsten Erkenntnis?

Da sah sie auf das zerbrochene, süßschlafende Geschöpf, das unruhig neben ihr atmete.

Zerbrochen ist einer Seele Kraft, nehmt ihr die Liebe; nehmt ihr das heilige Einssein mit dem andern, — und die Welt liegt in Scherben.

Und sie kniete nieder vor dem leidensbebenden Geschöpf wie vor einem Altar der heiligsten Schmerzen und betete um Behütung, um gnädige Vorsehung, um Erbarmen.

Sie betete um die Behütung eines großen Heiligtums.

Die arme todmatte Seele schlief und schlief Nacht und Tag.

Es war, als söge sie den Schlaf aus der liebenden Seele, die um sie besorgt war.

Das leuchtende Haar belebte sich gleichsam wieder im tiefen Schlaf und stand wieder wie in Herzensflammen um das schöne Gesicht.

Als wiederum Dämmerung anbrach, kam Ottomar. Sibylle hatte ihn gerufen. Sie hatte das Zimmer mit einem Blumenstrauß geschmückt, hatte den Tisch gedeckt, leise, wie eine Mutter es nur kann, so leise, mit so viel Wünschen es behaglich und schön zu machen, daß es fast heimatlich wurde.

Als Ottomar eintrat, sah er Sibylle neben der schlafenden Lilly sitzen.

Ströme des Lebens, wie fließt ihr von Herzen zu Herzen! Wäret ihr sichtbar auf Erden, welche Wunder, welche Gewalten würden wir sehen!

Reifer Menschen große, tiefe Liebe und Zuneigung sprang wie eine Sonne hinter dunkeln Bergen auf, reifer Menschen große Liebe und Zueinandergehörigkeit, die durch keine Erfüllung irdisch vergänglich und wandelbar geworden war.

Beider Augen trafen einander so rein und hell und stark. Hand lag in Hand.

So treffen wir wohl unsere Geliebten in fernen Welten wieder, — wortlos, ohne Fragen, ohne Wunsch, geläutert durch große, schwere Leben, die über uns hingingen.

Lilly erwachte. „Ach, ihr seid da!" sagte sie mit einer rührenden, staunenden Stimme. „Wo kommt ihr her?"

Dann blickte sie sich um und sah die Blumen und sah den freundlich gedeckten Tisch.

Und Ottomar beugte sich über ihr Bett und sagte leise: „Deine Kinder, Lilly, hab' ich mir geholt. Ich wollte sie nicht droben bei Rauchfußens lassen. Nicht noch einmal sollten zwei Kinder wie wir dort aufwachsen!"

„Ihr — ihr, seid da! — Ihr!" wiederholte Lilly immer wieder, und Sibylle umschlang sie.

„Laßt mich aufstehen", sagte Lilly, „und bei euch sein. Kommt in wenigen Minuten und fürchtet euch nicht vor mir. — Hast du immer bei mir gesessen, Isebies?"

„Ja, Lilly."

„Dann habe ich im Schlaf deine Liebe getrunken. Geht — kommt dann bald wieder."

Ihrer ersten Jugend Zauber war wie einst auf die drei Getreuen gesunken.

Sie saßen miteinander bei zwei Lichtern um den Tisch im alten Zimmer des Klosterwirtshauses. Jeder seines Lebens Schönheit und Schwere tragend.

Das flackernde Flämmchen, das seine Liebesnahrung verloren und hatte verlöschen wollen, flammte zart auf.

Nahrung floß ihm zu.

Sie retteten sich alle drei in ihre erste Jugend hinein, faßten darin wieder Wurzel, und als sie im alten Erdreich von neuem heimisch waren, fanden sie Kraft, von andern Vergangenheiten zu reden, und sie verstanden einander in jedem Wort, in jeder Andeutung. Sie wuchsen einander zu, flossen ineinander über und sprachen wie mit feurigen Zungen ihres Lebens Beichte, jeder erfüllt vom andern, jeder erfüllt auch von sich selbst. Wie ein Geheimnis, das kein Hauch berührt, schwebten vergangene Opfer und Leiden zwischen Ottomar und Sibylle.

In Ottomars Worten und Blicken lag überwundener Kampf, eine wundervolle Ruhe und Kraft, etwas Unerschütterliches, dem das Leben an Dauer nicht genügte.

Ottomar lebte in Schönwetters stillem Haus, hatte des teuern Mannes Wirkungskreis inne. Sibylle und er gedachten miteinander der heimgegangenen Freunde.

Und Ottomar sagte: „Ich bin ein froher Mann, da zu stehen, wo ich stehe. Ich habe dir einmal gesagt: Ich freue mich, mit Sterbenden zu reden; und welche wundervolle Freude ist es in unserer öden, naseweisen Zeit, den Menschen zu sagen: Ihr kommt von Gott, und ihr geht zu Gott.

Eure Seele soll nach Gott, eurer Heimat, dürsten und schreien wie die Lungen und Poren des Ertrinkenden nach Luft.

Und sie dürsten und schreien nach Gott wie die Lunge des Ertrinkenden nach Luft, — nach Gott, ihrem Ursprung, auch wenn euer grobes Bewußtsein nichts davon ahnt, ihr von Gott Versprengten und Zerstobenen. Ihr glaubt nach Nahrung zu schreien, — und ihr nährt euch von dem Einen, dem all Einen; ihr schreit nach Liebe, — ihr schreit nach Bosheit und Lastern wie die Lunge des Ertrinkenden nach Luft; ihr freßt und sauft — und verlangt und verlangt in endlosem, nie gestilltem Verlangen.

Aber nur ein Verlangen in zahllosen Gestalten gibt es

auf Erden — alles andere Trug —: Verlangen nach eurem Ursprung Gott; nur ein Schrei, eine Glut nach Wiedereinswerdung —: mit Gott! Alles Verlangen ist Gottverlangen in ewig wechselnder Gestalt."

„Ottomar!" rief Sibylle erregt, „welche Gleichheit, welches Einssein in dem, was du und Alexander wollt! Du sagst das, was die tiefste Seele seines Werkes ist, was er in allen Formen und Gestalten zu durchglühen sucht mit aller Kunst des Ausdrucks, in jeder Auflösung der Gegensätze. Er fand die eherne Form für diesen Gedanken."

Ottomar antwortete schwer: „Wenn er das will und schaffen muß, und wenn er die eherne Form dazu findet, die mir nicht gegeben ist, — sind wir quitt miteinander, — er und ich.

Ich gab dich ihm. — Ich liebte dich. Ich ließ dich ihm.

Ermiß du es, was ich tat. Die Tat geschah, — das Leid ist gelitten.

Aber es ist gut, daß ich weiß, weshalb sie geschah. Du siehst, Sibylle, die grüne Laus hat ihr Schicksal gehabt. Es ist alles geschehen, wie es geschehen mußte, — und überwunden.

Ich bin ein freier, ruhiger, glücklicher Mann.

Schön ist die Stunde, in der wir drei uns hier wiederfanden." Er reichte Lilly und Sibylle seine Hände. „Wir wollen zueinander halten. Mein Leben ist reich; Lilly wird bei mir gesunden. Sie wird mit mir Gutes, Frohes, Lebendiges tun. Für die ist gesorgt.

Wir, du und ich, Sibylle, leben beide ein schönes, starkes Leben. Nicht allzuviele können das von sich sagen. Gott segne dich."

Sibyllens Leben trug Früchte und Blüten. Es war eine wundervolle Lebenszeit. Ihre Kunst trug auch Früchte und Blüten.

Schönes, Tiefbewegendes erlebte sie in diesen gesegneten Jahren. Sie lernte ihre Mutter kennen, so wunderlich das klingt, die zierliche Marie Sibylle Eigenbrodt, die im geliebten Haus unter den hohen Bäumen Zurückgebliebene, die ihren teuren Lebensgefährten verloren hatte.

Ja, sie lernte diese wortlose, klugernste und doch so kindlich heitere Frau jetzt erst kennen, deren Leben sie getrunken hatte, von der sie ein Teil Leibes und der Seele war, die aus dem Exzellenzengarten stammte, aus dem zentifolienfarbnen Haus, in dem man so gut schweigen und so tief lieben konnte, die zarte Frau, die eine andere jetzt war, als sie es zur Zeit ihrer Ehe gewesen. Nicht anders in ihrem Sein, aber in den Äußerungen ihres Wesens; die nur für die Ihrigen gelebt, lebte nun für sich selbst, so schwer es ihr wurde.

Wenn Sibylle ruhige Tage und Wochen bei der Mutter in deren sonnigem Haus wieder daheim war, schien es ihr, daß jeder Winkel im Hause leuchtete wie die klare Seele eines geläuterten, reifen Menschen, als verbreitete sich das helle Wesen ihrer Mutter mehr noch wie sonst über ihre Umgebung. Sibylle, die Mutter, spielte am Abend, wenn sie miteinander allein waren, ihrer Tochter vor. Sie, die einst ihr schönes Können geheim gehalten hatte wie ein Gebet.

Da saß die kleine stille Frau vor ihrem Instrument im Halbdunkel allein.

Sibylle sah durch die Tür die helleuchtende Statue des Mediceers, den Michelangelo für das Grabmal des großen Fürstenhauses geschaffen hatte, den ernsten, gerüsteten Jüngling, der im tiefen Schweigen und Sinnen gebeugt sitzt.

Schweigen hat kein Künstler auf Erden so ernst und geheimnisvoll zum Ausdruck gebracht wie Michelangelo in der Gebärde dieses wundervollen Jünglings.

Es war das Kunstwerk, das Sibylle, die Mutter, von je am meisten geliebt hatte.

Schweigen — Schweigen — Schweigen.

Sibylle hörte oft tieferschauernd aus dem stillen, dämmerigen Raum das Spiel ihrer Mutter, Offenbarungen ihres Wesens, zarte, wehmütige Töne, tief traurige und suchende, kindliche Heiterkeiten einer Seele, die in der Kindheit sich erdenwohl gefühlt hatte, und wundervoll schwebende, erdentrückte Klänge, die Sibyllens Herz erschütterten.

Sie hörte große, ganz verschwiegene Kunst, die nie im Leben gesucht hatte sich bemerkbar zu machen, eine rührend-einsame Kunst, die der zarten, stillen Frau so natürlich und selbstverständlich war wie die andern Eigenschaften ihres Wesens.

Diese Stunden brachten Sibylle und die Mutter einander nahe, wie keine Worte es je vermocht hätten, und in der Freude und Bewunderung ihrer Tochter fühlte Sibylle, die Mutter, eine süße lebendige Befriedigung, etwas so Lebensvolles, das sie wohltätig durchdrang, und das sie nicht erhofft hatte.

Ja, es war eine starke, schöne Zeit für Sibylle, auf der Höhe des Lebens, wohltätige Jahre. Es gab Früchte und Blüten und Arbeit die Fülle, — Ernte und Saat.

Eine Seele aber war keine frohen Wege gegangen, hatte sich nicht entwickelt wie die andern zu reifem Frieden, und diese Seele mit ihren großen, friedlosen Kräften stand lange wie ein Gewitter am Himmel der Ruhiggewordenen, der in sich Frohen und Reichen.

Das Dasein hatte Elise Dohrn die Erfüllungen ihrer Natur, die sie heiß erstrebte, nicht gebracht. Erfolg war ihr fern geblieben. Sie hatte das stille Leben einer Unbemerkten geführt, hatte ihre Kinder tapfer erzogen, war aber voll Lebenshunger geblieben, voll Reue, voll Enttäuschung.

So geschah es, daß sie, alles vergessend und überschreitend, was einst durch sie selbst geschah, daß sie die Ehe Alexander Dohrns und Sibyllens nach langen Jahren des Bestehens als ungültig vor Gericht erklärte und Klage führte.

Ein Gewitterausbruch — ein Donnerschlag. — Vernichtung hatte sie ausschicken wollen.

Aber die stille Welt, die bedroht wurde, war stark und heiter und ganz erfüllt von großen lebendigen Kräften.

Es kamen wohl Qualen und Quälendes, es kam viel unwillkommene Arbeit. Man mußte sich rechtfertigen.

Aber beide, Alexander und Sibylle, sagten: „Gottlob, daß kein Leben bedroht ist, gottlob, daß das Unglück nicht in anderer Form eintrat."

Niemand verlor den Mut. Ja, in dieser Zeit schien es, als wäre beider Lebensarbeit doppelt gesegnet; die Freunde waren noch einmal so warm und treu, — und ihrer beider geistige Zusammengehörigkeit wuchs.

Sibylle hatte recht, ihr Haus glich dem Kloster Akserail, in das Munif Alexander Dohrn und Sibylle einst nach ihrer Trauung geschickt hatte, wohl um ihnen zu zeigen, daß es auf Erden heilige Stätten gibt, in die die Unruhe, der Zwiespalt, die Qual der Welt nicht eindringt.

Als Sibylle gezwungen war, ihr Leben dem Richter darzulegen, tat sie es mit bebendem Herzen, wanderte geistig, als wäre der Jüngste Tag angebrochen, durch ihr ganzes Dasein, Jahr für Jahr durchmaß sie das ganze schwere, schöne, reiche Leben.

Feierlich und ernst war es ihr zumute. Welche Fülle des Lebens!

Geheimnisvoll, — geheimnisvoll lagen die Jahre vor ihrem Schauen wie schaffende Meister, die an der Seele gewoben und gewirkt haben. Schmerzen waren zu Freuden geworden, Vergangenheiten hatten Gegenwart gewirkt, vergossene Tränen waren zu Reichtümern geworden. Geheimnisvoll schön war alles, was sie betrachtete, bedeutungsvoll, hindeutend auf größere Entwicklungen über die Welt hinaus, — und welch starkes Leben barg ihre Seele!

Auf sie blickten, als sie bebenden Herzens sprach, ein Paar trübe graue Augen, die sie vergessen mußte, um reden zu können, die einst gefunkelt hatten wie Feldherrn-Edelsteinaugen, die über sie unerhörte Macht besessen hatten, Augen, die sich ihr eingebrannt hatten wie verzehrendes Feuer, in denen das unruhige, heiße Verlangen der Welt einst gefunkelt, Augen, aus denen eine starke, heiße Seele geschaut hatte, der irgendein Salz, irgendeine Essenz nicht beigemischt worden war, arme Augen, die jetzt voll Haß blickten, die vernichten wollten, und eine Seele, die sich freiwillig dem großen Martyrium beugte, hier Hörerin zu sein und Miterleberin. Hatte diese Seele alles vergessen, hatte es sich ihr im Laufe der Jahre umgestaltet?

Noch hatte sie keinen Frieden gefunden, diese arme Herrscherseele ohne Reich.

Die dunkeln, schweren Wolken zogen vorüber, der erschütternde Prozeß war gewonnen.

Die Saaten des Lebens standen unbeschädigt, die vollen Bäume trugen ihr Laub, die Luft war rein und stark.

Die Seelen hatten auf Erden sühnen dürfen für Leid, das sie gebracht, und trugen die Gnade froh.

Alle hatten treu zusammengehalten. Welch ein tiefes Aufatmen, welch reine Freude aneinander!

Das Leben spielt auf den Seelen wie auf Harfen.

Es kristallisiert sich um einen jeden eine Welt. Mitten darin steckt er. Wie in einem Gefängnis fühlt sich die Seele manchmal.

Alle im Hause standen im Frieden. Die Lebenssorgen waren fortgetaut, allmählich, unmerklich, so wie der Winter vergeht.

Eine Sehnsucht aber stieg in Sibylle auf, die Sehnsucht nach neuen Stimmen.

Wohltätiger, klarer wie die Stimme ihres Gefährten, die aus dessen Werk wie aus seiner tiefsten Seele zu ihr drang, konnte keine zweite Stimme zu ihr dringen.

Für Alexander Dohrn war Sibylle die gute Erde geblieben, wie er sie noch immer nannte. Ja, sie war das Erdreich für ihn und sein Werk. Aber wie er die Wandlung unserer Erde in tiefer Lebensversunkenheit oft kaum wahrnahm, so geschah es auch hier: Für Alexander Dohrn war Sibylle die Isebies geblieben, die Isebies, die ihm gehörte. Die Wandlungen der Seele, die in ihr sich vollzogen hatten, mochten ihm wohl fremd sein. Sehnte sich Sibylle nach einem neuen Wiederklang ihrer selbst?

Niemand lockte sie; auch niemand, den sie sich hätte vorstellen können. Aus der Menschenwelt kamen diese Stimmen, nach denen sie sich sehnte, nicht.

Aber da mit einemmal wußte sie, wonach sie sich Sehnsucht trug, — danach, was wir alle scheinbar haben, was wir scheinbar kennen. — Sie sehnte sich nach der Natur, — nach ihrem Erbteil, — nach einem Stückchen Erde. Wir, die wir selber Erde sind, in Erde ruhen werden, wir sollen ihr auch im Leben am Herzen liegen, je müder wir sind, je lieber, je mehr wir von allem wissen, je sehnsüchtiger. Wir haben alle diese eine Heimat.

Sibylle wollte nicht über ihre Heimat nur hingereist sein. Sie wollte sie besitzen.

Und so geschah es, daß Sibylle sich bemühte, ein Stückchen Erde zu finden, das sie lieben konnte. Sie wandte sich dahin und dorthin, und wenn sie die Beschreibung irgendeines Besitzes las, dachte sie: Wie schön muß das sein! Aber wenn sie sich aufgemacht hatte, um es anzuschauen, kam sie enttäuscht zurück. Nein, was sie wünschte, fand sie nirgends. Nie fand sie ein wirklich gewachsenes liebes Haus, das sich jemand einst gebaut hatte in aller Unschuld und Seligkeit und in Liebe zu dem Fleckchen Erde, auf dem es stand.

So vergingen Jahr und Tag, und wenn sie etwas zu Herzen Sprechendes sah, so gehörte es schon jemandem, der es behalten wollte.

Ein Tag kam, da wanderte Sibylle auf einer Landstraße, die sich durch das allerschönste Frühlingsland zog, einem unbekannten Ziele zu.

Hohe Linden zu beiden Seiten des Weges, Wiesen ganz mit Blumen durchwirkt, ein stiller See, in der Ferne Gebirgszüge, feuchte Weichheit der Luft, Hügel und Buchen, die von ihren zarten, noch nicht vollkommen entfalteten grünen Blätterschmetterlingen schon ganz überflogen waren; und Sibylle trug einen Schlüssel in der Tasche, den Schlüssel hielt sie manchmal in der Hand, wie liebkosend, den Schlüssel zur Heimat, zur Lebenszuflucht, zum Stückchen Erde. Sie hatte ihn in der Stadt bekommen von jemand, der sich seines Landhauses entäußern wollte.

Sibyllens Stimmung war eine ganz selige. Jede Biegung des Weges zeigte ihr ein seelengeliebtes Land, ein Stück Natur mit weit offenen Armen und jetzt, bei dieser Wegeswindung, war es, als ob es die Arme schloß und das sehnsüchtige Menschenherz eng an sich heranzöge, so heimisch, so

heimlich, dann auf einem Hügel, ganz waldumrauscht, Wasserblinken durch die Zweige, verstecktes, sanftes Gehen, dann wieder Schauen auf große Weite, Berge und See, dann wieder ein Eingehülltsein, Träumen, Schauen, Aufwachen, Einschlummern, ein wundervoller Wechsel, und das kleine Dörfchen versteckt unter blühenden Bäumen auf der Höhe des Hügels.

Und nun! — Welches mag die Heimat sein? — Zu welcher Türe wird der Schlüssel passen? Sie ging jetzt ein wenig abwärts auf einem Wiesenpfad und stand vor der Erfüllung ihrer Sehnsucht. — So sah diese Sehnsucht aus! Wenn es dieses wäre!

Unter zwei mächtigen noch lichten Walnußbäumen lag erhöht auf einem sanften grünen Wall ihre Heimat, ein weißes stilles Haus mit grünen Fensterläden, überwachsen von frühlingszartem Blattgefieder, von hohen Buchen und Tannen umgeben. Im Garten blühten die Obstbäume, und durch den Wald leuchtete der See. Zu beiden Seiten der Treppe, die zu dem kleinen Haus heraufführte, blühten große Glydrabüsche, und die zarten rosa Herzen bewegten sich im Windhauch.

Sibylle ging zaghaft die Stufen hinauf.

Es war eine ganze Woge von Zartheit und Weichheit und Grünheit, die über dem weißen Haus zusammenschlug: das durchleuchtete Buchenlaub, das noch körperlos wie grüner Nebel die Zweige umgab, die goldenen jungen Nußblätter, der Abendsonnenglanz, das Licht auf dem blühenden Rasen; Himmelschlüssel und die blauen Edelsteinflämmchen des Enzian.

Alle tausend und abertausend Ecken der Welt, hier waren sie überwunden. Ein seidenes Nest!

Sibylle wurde Besitzerin vom seidenen Nest und hatte es von einem großen, hart schauenden Weibe erworben, die es offenbar gern aus der Hand gab. Es mochte ein Leben lang zu weich für das Weib gewesen sein, es gehörte nicht zu ihr. Sie hatte wohl die Sehnsucht nach Ecken in ihrer Natur und wollte deshalb in die Stadt ziehen.

Im Grunde ihres Herzens hatte Sibylle das seidene Nest für den Gefährten, für sich und ihn erworben, sie hoffte, daß es ihn locken, daß seine einstige große Liebe zur Natur ihm keine Ruhe lassen würde.

Der trockene harte Schatten, das Weib, blieb noch im Haus, bis ihre Angelegenheiten geordnet waren. Solange Sibylle das liebliche Heim für sich und die Ihrigen herrichtete, hatte sie bei allem, was sie tat, eine Zuschauerin.

Der Schatten kochte seine wohlduftende Suppe. Der Schatten tat alles wie ein gotisches Königsbild, steif und eckig, sorgte auf das ausgiebigste für sich. Sibylle hatte den Eindruck, als wenn der Schatten sich selbst mit Ehrerbietung diente. Er tat alles, was ihm bekömmlich, und war den ganzen Tag deshalb auf den Beinen, um sich wohl zu tun.

Ohne anzuklopfen trat er ein. Wenn ihm das, was Sibylle im Hause tat, nicht gefiel, schärfte Schadenfreude die gotischen Züge, und wenn es doch etwas wurde und gelang, traten Tränen in die Trockenheit, und der Schatten lief ins Dorf und klagte, daß er das Häusel so billig weggegeben.

Er las auch in der Bibel, damit seine ewige Seligkeit nicht zu kurz käme, der Schatten kochte Kaffee und trank ihn in der Küche, den Kopf zur Wand gekehrt, die Arme breit gestützt wie eine Mauer. Er saß da wie ein Bollwerk und schützte sich gegen das Verlangen der Welt.

Sibylle aber war dem Schatten unendlich dankbar, daß er das seidene Nest so wohl behütet hatte, während er sich selbst vorzüglich diente.

Sie aber hatte ihr Stückchen Erde gefunden. Mitten in der Arbeit des Einräumens lief sie hinaus und blickte auf ihre Waldbäume und trank die Luft und streichelte einen glatten Buchenstamm und sah in den Sonnenschein, der auf Maienblättern lag, und legte sich ins Gras, vergrub ihr Gesicht in einem Büschel Primeln und schaute ganz versunken in die duftigen Wolken der blühenden Bäume, wußte gar nicht, wie sie ganz eins mit dem werden konnte, was sie umgab, mit dem Stück Erde, das ihr gehörte.

Mit welcher Freude sah Sibylle, wenn ihr großer Junge Samstags herauskam voller Neugier und Seligkeit, daß auch der sich verkroch und einhüllte in das, was sonst nur der Ort der Lebenshandlung ist, das, was uns stumm zu umgeben pflegt.

Aber hier sprach alles, rauschte zu Herzen, wenn in den Bäumen der Wind strich. Die blühenden Bäume und die angesetzten jungen Früchte wurden zum innigen tiefen Erlebnis.

Sibylle war froh, als eines schönen Morgens ein Ochsengespann vor dem Hause hielt und der trockene Schatten anhub, sein Lager abzubrechen.

Er hatte schon all seinen Besitz in eine kleine Scheuer geschafft und dort zur Abreise vorbereitet.

Alles, was zu ihm gehörte, war wert, geheiligt, behütet und aufs äußerste gepflegt zu werden. Die Tische und Stühle und Betten reisten ab wie dicke in Pelze gehüllte Bürgermeister und Standespersonen.

Wie weich war das seidene Nest, als der harte Schatten auf der Ochsenfuhre stumm davongefahren war.

Jede Stunde brachte eine neue Glückseligkeit, jedes Aus-der-Türe-Treten war ein Bad der Seele. Und wenn sie hinter dem Hause den Weg zwischen den hohen stillen Tannen ging, und der See heraufschimmerte, und der Abhang mit den jungen Buchen leuchtete, und die alten mächtigen Buchen

ihre Zweige reckten und sich die glatten silbernen Stämme streicheln ließen, — dann kam eine Ruhe des Herzens über sie wie noch nie im Leben.

Isebies Sibylle wußte genau, weshalb das Nest ein seidenes Nest war. Die Natur nahm sie so leise auf wie eine Mutter, die nichts will und nichts gibt als Ruhe.

Als Sibylle ihren Mann in das seidene Nest führte, war ihre Seele bewegt, als vollzöge sich die heiligste Handlung ihres Lebens.

Alexander Dohrn hatte seit Jahren in seinem schönen Arbeitsraum gelebt, dort floß durch ein breites hohes Bogenfenster die Sonne in Strömen ein, und der Blick schweifte über Baumwipfel. Dieser Raum war seine Welt geworden, kein Verlangen mehr hatte ihn aus dieser stillen Klause getrieben. Hier lebte er in seinem Werk, hier empfing er seine Schüler und Freunde, hier war er so ganz daheim bei sich, der Welt entrückt.

Und nun hatte Sibylle ihn hinausgelockt in die weiche säuselnde Junipracht, in ein stilles, köstliches Nest, das sein eigen war. Sie führte ihn mit Tränen in den Augen, und er ließ sich staunend führen.

Was für ein stiller Denker war er geworden, wie schien er so ganz versunken, dem großen Ziele seines Lebens hingegeben, — und wie erwachte er zur Freude an der Schönheit, der Zärtlichkeit und Weichheit der eben entfalteten Sommernatur.

„Siehst du auch alles um uns her? Sind wir dir nicht fremd? — Kennst du auch mich?“ sagte Sibylle, ihre Stimme bebte.

Sie sah in der lebendigen sommerlichen Umgebung, gleichsam zum ersten Male, sein so ganz vergeistigtes schönes Gesicht. Er schien ihr trotz seiner Freude erdenfern, — ihr selbst sehr fern.

Es war ihr, als führte sie einen verklärten Menschen durch ihr zärtliches Sommerreich; — und wie sich in seinen Zügen die kindliche starke Freude des Besitzes, die staunende Überraschung ausbreitete, wurde es ihr weh ums Herz. Sie wußte es sich selbst nicht zu deuten.

Er ist in seine heiligen Jahre eingetreten, fühlte sie in namenlosem Erdenweh und faßte seine Hand: „Ach, kennst du mich denn auch, — fühlst du mich?“ fragte sie wieder bang. „Du kommst mir oft so fern vor.“

Da strich er ihr über die Wange und sagte lächelnd: „Herrlich schön ist es hier, — und mir ists, als kenne ich dich, meine liebe gute Erde, du! — Aber: wie ein Strom Ufer von Ufer trennt, so trennt sinnliche Anschauung Seele von Seele; und wie du von Ufer zu Ufer auf unsicher schwankender Fähre gelangst, so gelangt Seele zu Seele durch blind suchende Sinne.

Sinnliches Schauen ist der Blindheit als wahrem Schauen vergleichbar. — Du erinnerst dich?“

„Ja,“ sagte Sibylle, „ich weiß es. — Schmerzvoll fern ist man einander hier auf Erden, trotz aller Nähe.“

„Ja,“ sagte er, „man sieht einander nicht. Man ahnt einander kaum, — aber man ist zufrieden, — so will es das Leben. — Später — später — vielleicht —, das höchste Erkennen will errungen sein.“

Sie sah, wie er liebevoll mit der Hand über ein Tännchen strich, das die zarten hellen Triebe wie ein weiches Gewand über die harten Zweige und Nadeln gebreitet hatte.

„Aber,“ fragte Sibylle, „unsere so gar liebe Erscheinung hier, Haus und Wald, tut dir auch wohl?“

„Unbeschreiblich“, sagte er und drückte die Hand seiner Frau. „Unbeschreiblich.“

Und von nun an sah Sibylle ihn gar oft in stillem Beschauen durch die jungen Tannen streichen, sah ihn in seinen Mantel gehüllt in staunender Hingenommenheit stehen.

Und als der Herbst kam, sollten sie Wunder erleben. Es war, als wüßte das Stückchen Erde, daß es die Freude, die Lebensruhe zweier Menschenherzen geworden sei. Gegen den blauen Herbsthimmel hoben sich die Zweige voll rotleuchtender Äpfel ab. Es glühte täglich mehr von sonnenfarbener, goldgelber, rotbäckiger Pracht. Die Pflaumen, hellblau angelaufen; die Birnen fielen wie goldene Tropfen ins Gras, und die beiden mächtigen Nußbäume trugen schwer.

Sibylle hörte, wie zwei Bauernbuben sagten: „Die Nüsse lachen jetzt schon." Womit sie das Herauslugen der Nüsse aus den zersprengten braunen Schalen meinten.

Wenn man ruhig auf dem sanften südlichen Abhang des Obstgartens sich ausstreckte, war es, als hörte und fühlte man das wohlige Reifen überall, und die schwere Fülle zog die Zweige zur Erde herab. Sibylle mußte stützen, damit die Äste nicht brachen, und bei dem leisesten Wind fielen von den obersten Wipfeln Früchte, so überreif, so farbensatt, glühend wie Lebensfreude.

Alexander Dohrn fühlte die gestillte Sehnsucht der Frau und lächelte, wie sie die Blicke nicht von ihren Bäumen wenden konnte, wie sie nur schaute und schaute und sich bückte und immer etwas Köstliches und noch Köstlicheres fand. Der große liebe Junge war außer Rand und Band, und die Schönheit wurde immer strahlender, immer unglaublicher. In den leuchtenden Obstgarten hinein schauten die goldenen Buchen über die Tannen. Es war, als könnte die Natur sich nicht genug tun an Herrlichkeit. Weg und Steg blühten golden. — Die Bäume breiteten purpurne und goldene Teppiche unter sich. Die Wiesen sahen doppelt so grün und saftig wie früher aus; — und dann ging es an ein Pflücken und Schleppen der köstlichen Äpfel und Früchte, und war ein Reichtum sondergleichen.

Der Wind fuhr in die Nußbäume, und ein Bauernbursch

half ihm nach; da kam ein Hagelwetter von Nüssen, wie ein Gewittersturm. Das prasselte und schlug auf und tanzte und sprang. Hände waren nicht genug da, zu bergen und aufzuhäufen. Man hatte keine Gefäße, keine Körbe, um alles zu fassen. An so etwas hatte niemand gedacht. Abends war Sibylle todmüde, nur vom Nehmen, vom Händeaufhalten, vom Aufheben all der königlichen Gaben der Bäume.

Was hatte die Natur ihr alles schon geschenkt, von den Maiblumen an, die sich wie weiße, duftende Schleier unter den helleuchtenden Buchen ausbreiteten und den süßesten Opfergeruch ausströmten. Eine Gabe löste die andere. Sibylle stand immer wie reich beglückt, und nie brauchte man beschämt zu sein.

Ihr Mann hielt sich nicht wie sie an die überreiche Ernte, an die sonnendurchglühten Früchte der geduldigen, schwer tragenden Bäume.

Er ging in seiner Wildnis umher, sammelte von schlanken Gräsern und Waldstauden, die er liebte, den Samen und säte ihn an kahlen dürftigen Stellen aus, nicht wie ein Mensch, der seinen Garten bestellt und das Erdreich lockert und vorbereitet: wie die Natur es tut, überreich, verschwenderisch und im Vertrauen, daß der treue Erdboden die Schätze wohl bewahren werde.

„Den ganzen Sommer," sagte er, „den ganzen Herbst trug ich Samen, ganze Taschen voll, und säte aus. Wenig, wenig wird aufgehen, nach altem heiligen Gesetz."

Das alles ging Sibyllen zu Herzen. Aus ihrer großen Erntefreude heraus sah sie den Gefährten seine stillen Wege gehen in dem alten grauen Mantel gehüllt, einem König oder Bettler vergleichbar.

Ja, das hatte sie immer empfunden: — König und Bettler zugleich.

Und er hatte nie die Hand nach reicher Ernte ausgestreckt, — nie, solang sie ihn kannte. Wie er in seiner Wildnis wohlig ging und den Samen der Waldgräser auf dürftige Stellen säte, so war er immer in seiner freien Geistesnatur gegangen und hatte die prangenden Gärten und deren Menschen mit einem leichten Interesse nur vorübergehend betrachtet.

Er aber gehörte in Gottes Natur und liebte nur diese mit heiliger Liebe, selbst ein Teil von ihr. Wenn er in einer Seele das Verlangen zum Wesentlichen, die Unterscheidung von wesentlich und unwesentlich erkannte, so mochte diese Seele im übrigen beschaffen sein, wie sie wollte, — er gab sich ihr hin.

Ungeduldig war Sibylle oft geworden, wenn sie sah, daß er eine Kargheit überschüttete mit Reichtum und der Gnade seiner Seele.

Und waren nicht dennoch, und weil er sich hingab, um Alexander Dohrn Freunde gewachsen, wie aus Gottes freier Natur heraus, im tiefsten Erkennen wurzelnd, Freunde, die sein Werk ganz in ihm erkannten und ihn in seinem Werk, die ihm und dem Wesentlichen des Daseins tief zugeneigt waren? War ihm nicht auch Ottomar Rauchfuß ganz zugefallen, dieser Lebendige, Wahrhaftige, dieser Gute und Getreue, der mit einer lieben Frau und mit Lilly in Pfarrer Schönwetters geheiligtem Hause und Garten seines Amtes waltete? Auch dieser hatte Alexander Dohrn ganz erkannt, ihn und das Werk, an das Sibyllens Gefährte immer von neuem die Hand legte, ohne sich je genug daran zu tun.

Der Wechsel der Schönheiten des seidenen Nestes ging auch in der Stadt durch Sibyllens Seele, auch wenn sie nicht in der Seelenheimat war. Bald dachte sie daran, wie aus den braunen Zweigen die grüne Zartheit gequollen war, die wie eine Liebkosung über die Starrheit hinsank, dann kam

der schwere volle Sommer ihr in den Sinn und die Farbenfluten und der Früchte-Rausch. — Und nun sollte der Winter kommen, — die unterirdische Verklärtheit.

Eine tiefe Befriedigung empfand sie, daß ihr Gefährte mit ihr alle ersehnte Schönheit genossen und den Frieden der Seele, den die Natur gibt. Ihr war, als verbände sie dies alles inniger mit ihm.

Eine schmerzhafte Nähe und Ferne lag oft auf dieser ihrer Liebe zu ihm. Worte hätte sie finden mögen, ihn so ganz zu sich zu ziehen, — ihm zu sagen: Weißt du es denn, wie ich dich geliebt habe, zitternder Liebe voll, — weißt du es denn, wie ich dich erkannt habe, als niemand dich erkannte, wie meine ganze Seele von dir erfüllt war und erfüllt ist, — wie ich in Schmerzen gebebt habe, wenn sie dich mißverstanden? Welche Einsamkeiten schlugen über mir zusammen, wenn ich fühlte, daß du einsam warst. Ach, einmal wollte ich, du könntest in meine Seele ganz sehen.

Und daß du nun alt bist! — Und daß meine Seele dunkel ist — und ins Dunkle schaut und nichts für dich sieht! — Um deinetwillen möcht' ich an wundervolle undenkbare Wandlungen der Seele über den Tod hinaus glauben. — Ich möchte dich so wohl geborgen wissen, hier und in Ewigkeit.

Solche Empfindungen gingen tausendfach durch Sibyllens Seele, und sie fühlte: Weit ist er dir voraus, was dich bedrängt, bedrängt ihn nicht. Fern sind die Menschen einander in aller Liebe, — fern und fremd, tastend wie im Dunkeln fühlt man des Geliebten Nähe und sein Leben nur hin und wieder im Vorübergleiten warm und gewiß.

Und so kam der Winter, die unirdische Verklärtheit, — der die Seelen so ferne stehen, die warmen, bangen Sommerseelen.

Winterschatten sanken über das Leben, tiefe gewaltige Schatten. Das Haus steht nicht im nährenden lebendigen Sonnenlicht. Es ist, als entwiche Kraft, und als drängte sich an Stelle dieser heimischen guten Kraft Feindliches und Zehrendes ein.

Sibylle schreibt an Ottomar:

„Ich gedenke Eurer, — Deiner und Deiner Frau, Lillys und aller, die sich in Eurem Hause regen.

Wir sind wieder daheim. Sag' mir, was ist's, was mich so bedrängt? Du kennst ihn und mich, Du bist so ganz sein Freund geworden, — Du kennst unser Leben, — Du kennst und weißt alles.

Sein Werk ist vollendet. Es soll bald die Reise aus der lebendigen Stille antreten. — Ob das ihn bedrückt?

Schön und köstlich war alles, was mit dem höchsten Inhalt seines und meines Lebens zusammenhing. Gesegnete Menschen und Versteher wie Du machten die Stille, die um das wachsende Werk lag, zur höchsten Lebendigkeit. Alles ist bereit; es soll herausgegeben werden. Er zögert — und zögert — und zögert.

Ich habe geglaubt, er müßte sich froh und erleichtert fühlen, seine Lebensarbeit abzuschließen.

Fremd gestimmt kehrt er aus der Weite, aus der großen Natur zurück in seinen einst so geliebten Arbeitsraum. Er fand sich nicht im alten Behagen. — Es wurde ihm schwer, sich wieder einzuleben. — Ich fühle in ihm etwas unbestimmt Suchendes.

Seine Arbeit liegt abgeschlossen neben ihm. Er kann in ihr nicht mehr ganz untertauchen. Als hätte er eine Heimat verloren, ist es, einen Aufenthalt seiner Seele.

Du fehlst uns jetzt sehr und noch manche lebendige Freunde, die uns jahrelang nahe waren, und die das Schicksal von uns rief.

Statt Euch allen sind jetzt zehrende Kargheiten aufgetaucht, Menschen, die aus dem Ungewissen kommen, die er zu beleben sucht mit seinem Reichtum. — Mir ist's, als wären es Schemen.

Er kommt mir so arm vor, — so müde, — Du weißt mein schmerzvolles Bild: König und Bettler. — Ich fühl' ihn jetzt wie auf der Bettlerseite angekommen.

Sibylle."

Ottomar an Sibylle:

„Ich komme, Sibylle. — Fürchte keine Schatten. — Gib Dich den Dingen ohne Furcht hin. — Ihr habt nichts zu fürchten. — Ich sehe nur Klarheit um Euch. Trau meinem Blick und sieh keine Schemen. Er hat aus manchem Schemen ein Menschengebilde geschaffen. Laß ihn gewähren.

Eure Freunde wuchsen an ihm. Ich wuchs an ihm. Viele wurden sich bewußt durch ihn und durch die Kraft Deines Glaubens an ihn.

Ich komme jetzt zu Euch. Ich fühle, Du riefst mich. Ich sage Dir eins: Halte Deine Seele rein von Furcht.

Ottomar."

Ottomar Rauchfuß war in das Haus eingetreten, — in das Haus seiner alten Freunde, das jetzt nicht in der nährenden Sonne stand.

Nichts lag im Grunde vor, — eine Versunkenheit Alexander Dohrns, eine Zeit schweren Schauens und Empfindens, wie sie schon manches Mal durchlebt worden war, — eine Zeit der Ebbe, wie jedes Leben sie kennt.

Ottomar Rauchfuß machte es sich heimisch bei seinen Freunden. Alexander Dohrn schien aufzuleben.

Sie lasen miteinander den Schluß des Werkes, den Ottomar noch nicht kannte. Von Sibylle taute die Furcht

ab, die Schemen verloren ihre Bedeutung. Behagen schlich sich matt wieder ein und ein zartes Vergessen der aufgetauchten Schatten.

Da, mit einemmal, versank Sibyllens Gefährte in einen dunkeln schweren Kampf Leibes und der Seele. Schmerzen traten auf, Unruhen; düsteres drückendes Empfinden umhüllte ihn mit Unzugänglichkeit für die, die ihn liebten.

Er stand in einer Ferne, der Sibylle sich nicht nähern konnte, in einer fürchterlichen, lichtlosen Einsamkeit sondergleichen. Kein Wort traf seine Seele, kein Eindruck von außen berührte ihn.

Ottomar Rauchfuß war von tiefer Ruhe, die Sibyllen wie ein ungelöstes Geheimnis erschien. Seine Augen, die sie so wohl seit ihrer Kindheit kannte, die ihr immer tiefer wie anderer Menschen Augen erschienen waren, bekamen einen sichern, großen Blick. Seine Art, mit dem Freund zu reden, war ganz sich ihm hingebend, von einer Hingebung in jedem Wort, in jeder Gebärde, wie sie selten ein Mensch auf dieser Erde gegeben und empfangen.

Unser aller Heiland Jesus Christus hatte, ringend in der Menschheit höchster Seelennot, in seiner grenzenlosen Einsamkeit, als der Engel raunend ihm den Leidenskelch bot, — keines Menschen Seele, die bei ihm war.

Seine Jünger schliefen.

Sibylle aber sah, wie ihres Gefährten Seele von einer andern in Ehrfurcht und großer Liebe ganz umschlossen wurde.

Bang saß sie nachts am Bette ihres Mannes, auf dem er angekleidet ruhte, in seinen Mantel gehüllt.

Mit ihren Händen strich sie seit Nächten stundenlang über ihn hin und sagte hin und wieder: „Meine ganze Seele umfängt dich. — Nichts Quälendes soll dir nahn, — nichts, was du mit offenen Armen nicht empfingst. Meine Liebe zu dir ist stärker als alles auf Erden. — Sie ist immer mit

dir gegangen. Sie ist auch jetzt übermächtig, übermenschlich in mir. Sie schützt dich." —

Ottomar Rauchfuß war wiederholt an das Bett getreten, — so auch jetzt. — Und er wendete sich zu Sibylle und sagte: „Laß uns allein."

Eine leise Stimme: — „Aber du kommst wieder — —"

Die Freunde schwiegen miteinander.

Ringen einer stolzen, herben Seele, die sich nicht geben kann, — doch geben will, — geben muß, — die im ungeheuren Entschluß, — im Kampf der Auflösung, — sich in Freundesseele schutzsuchend bergen möchte. Nach Ausdruck ringend — Schamhaft —: „Schmerzlich empfinde ich, daß ich sterbend bin."

Alles verstehend, die unaussprechliche irdische Not der Seele erkennend, die unbewegte Tiefe der Seele wissend, wurde der Freund ganz helfender Wille, die Verwirrung der Auflösung, die Erdenschwere fortzuheben vom Ewigkeitswillen, dem höchsten Drange dieses Gottsuchers.

Ottomar trat zu Sibylle in das Arbeitszimmer. — „Er ist ruhig und will schlafen, — du möchtest dich auch schlafen legen."

Ottomar bot Sibyllen einen Stuhl und legte schweigend das wundersame Bild einer Mutter Gottes, von einem altdeutschen Meister gemalt, vor sie hin.

„Sieh es dir an", sagte er und blieb hinter ihrem Stuhle stehen und blickte mit ihr auf das Blatt.

Nachdem eine Zeit verstrichen war, sagte er und deutete auf das Bild: „Hier erst verstand ich, was es bedeutet: Krönung der Maria.

Die zwei schwebenden Engel über ihr tragen die wundervolle Krone des höchsten Menschenleides.

Schwer tragen die Engel, — denn die Krone soll eine Menschenseele krönen.

Kein Gott und kein Engel kann Menschenleid tragen, — darum der tiefe Sinn der Menschwerdung.

Maria fühlt die Last der Krone über sich schweben. Die Krone strahlt Leid aus.

Erschauernd neigt sie ihr Haupt von ihrem Sohne ab. — Sie ist aus Liebe wissend.

Das wundervolle Gewand ist wie in Herzblut getaucht. — Es leuchtet im tiefen Rot — Herzleid der Menschheit.

Ihre Gestalt hebt sich in schwerer Trauer ab von dem blühenden Garten der Welt, auf goldenem Grunde. Sie hört nicht mehr das Singen der bunten Vögel in ihrer Leidversunkenheit.

Und doch ist diese schwere Schicksalslast höchste Himmelskrönung.

Du wirst Wundervolles erleben", sagte Ottomar leise. „Fürchte die Krone nicht. Deine Seele sei frei von Furcht.

Der, den du dein ganzes Leben lang liebtest, dem du dientest, wird sterben.

Schon ist er weit von uns entfernt im Weltenschritt.

Ich aber weiß, du wirst, ehe er deinem Blick entschwindet, Wunder schauen."

„Weshalb sterben?" fragte Sibylle hart und tonlos. — „Weshalb das? — Was willst du?"

„Doch ist es so," antwortete Ottomar; „— auch dein Sohn weiß es, — und soll ich dir sagen, was er mir antwortete, als ich ihn vorbereitete?"

Sibylle schaute auf.

„Seine Arbeit ist fertig; sie zu verbreiten ist seine Aufgabe vielleicht nicht. Ich denke mir, daß seine Seele das nicht nötig hat."

„Das sagte mein Kind?“ fragte Sibylle leise. „Er weiß das Furchtbare, — bevor ich es wußte?“

„Nicht das Furchtbare“, antwortete Ottomar abwehrend.

Er führte Sibylle wortlos in ihr Schlafzimmer. „Jetzt ruhe, du wirst gerufen.“

Und Sibylle ruhte betäubt, in tiefem Erschauern. Sie gehorchte der großen einfachen Seele des Freundes ihrer Kindheit, gehorchte ihm, wie sie ihm als Kind gehorcht hatte.

Sie ließ die Leidensfurcht nicht in ihre Seele ein.

Tief in der Nacht kam Ottomar und holte Sibylle zu ihrem Manne, — und sie fand einen verklärten, seligen Menschen, der sie mit fremder Stimme selig empfing.

Er hielt schon Ottomars Hand und suchte nach der Sibyllens und strömte über von Zärtlichkeit und Dank in jeder Bewegung.

„Das All—eine, — Eine nimmt mich auf —“ Erdenfern klang seine Stimme, als er dies langsam aussprach. Einen Augenblick schlug er die Augen auf. Da sah Sibylle sie mächtig erstrahlen. Sie erschauerte. Das war nicht mehr der in sich verschlossene, sich verhüllende Alexander Dohrn, der in seinen Gefühlsäußerungen oft so karg war. Seine glühende schrankenlose, unverhüllte Seele hatte die Erdenschwere durchbrochen.

Die Lider sanken wieder über den offenbarenden Blick.

„Meine liebe gute Erde, die du bist“, begann er langsam. „Entsinnst du dich, — vor Jahren — Jahren — Jahren — schrieb ich dir: Sei gläubig, glaube an unsere Liebe! — Nun glaube! — Glaube an meine unsterbliche Seele. Geh mit mir.“

„Bleibe“, — sagte Sibylle ganz leise in der Glut ihrer armen verlangenden Seele.

Er aber hatte es gehört. Sie spürte, wie er ihre Hand drückte.

„Ich lebe gern und ich sterbe gern", kam es einfach in voller Gelassenheit von seinen Lippen.

Erschüttert sah sie auf sein friedvolles geliebtes Gesicht, auf die geschlossenen Augen, die den großen freien Blick bargen.

„Wie es auch sei:" — flüsterte sie bebend — „ich finde dich wieder."

„Höchste Selbstverständlichkeit!" antwortete er laut und stark und mächtig.

Tiefes, langes Schweigen.

Ottomar sagte: „Laß uns aus deinem Werke lesen, aus der Erfüllung deines Wesens", und er schlug auf und las:

„Empfindend bist du Seele, empfunden Leib; beseelter Körper, verkörperte Seele. Sinnliche Gestalt ist seelische Gestaltung, leibliche Zeugung — seelische Über ... zeugung. — Gottabgewandt: Welt, — weltabgewandt: Gottheit. Alles, was dir als Wirklichkeit erscheint, — welche Namen es auch trage, — ist Seele, von Seele in dir sinnlich erfaßt. Seele, — alles andere Sinnenmitgift. Alle Gestaltung Seele, alle Gebilde in die Sinne fallende Erscheinung. — Sinnbild der Seele: — Seele im Bannkreis der Sinne — Seele in irdischer Umhüllung, — in Sinnenwelt versunkene Gottheit.

Nur für irdische Augen ist diese Welt; seelisch durchschaut versinkt die Erscheinungswelt deinen Sinnen; nur für seelisches Schauen ist Erlösung — Verklärung der Welt — der Seele Seligkeit."

So las Ottomar ruhig, deutlich, inneren Wissens und Schauens voll, machte große Pausen und las wieder unbeschreiblich ringende Worte, die das Wesen der Welt, das

Wesen des Verlangens, das Wesen der Einswerdung, die Rückkehr zum Ursprung, durchdrangen; er las Worte, mit denen Sibyllens Gefährte jahrelang gerungen, die er heldenhaft gezwungen hatte, seine Erkenntnis zu tragen.

Er hatte sie mit seiner Glut des Erkennens schwer beladen, daß sie im mächtigen Schritte dem Ziele zugingen, wie Worte ihrem gebräuchlichen Wesen nach nicht zu gehen vermögen.

„Du kannst ruhig sein, lieber Freund, für dein Werk sorgen wir", sagte Ottomar.

„Ich bin ganz ruhig", antwortete der Sterbende freundlich. „Das Werk ist fertig, — ich gehe."

Als Alexander Dohrn ruhte, traten Ottomar und Sibylle in das Arbeitszimmer, und Ottomar stützte Sibylle, denn sie schwankte, auch beladen, wie jene Worte, von Unaussprechlichem.

„Sibylle," sagte Ottomar, „wenn ich alles bedenke, wie hat er sein Leben gezimmert, anders wie alle andern. Wie treu war er sich selbst! In seinen Mantel gehüllt, wie ein Ritter in seiner Rüstung, liegt er im eigen gezimmerten Bett. Es ist der eigen geschaffene Mantel, das eigen gezimmerte Bett, eigen gezimmert die ganze Lebensburg — und schön!

Von der Welt schied er sich und lebte, wie keiner lebt. — Von seinem eigenen Werke wird er in ein neues Leben geleitet. Seine eigenen Worte führen ihn. Und sein Werk läßt er ohne Verlangen und Sorge zurück.

Sein Sterben ist nicht wie das Sterben anderer Menschen, wie sein Leben nicht wie das Leben anderer Menschen war. Über alles hinaus lebte er sich zum Höchsten hin, zum höchsten Ziel der Menschheit, — der glühendste Gottsucher, der reinste Verlanger.

Auch sein Werk war nicht das letzte, auch seine Liebe nicht, keine Schuld und kein Verdienst verwirrte ihn. Wie über Geröll ging er über menschliche Dinge, — auch zuletzt noch

über sein Werk hin; mit einem Willen sondergleichen drang er in die Ewigkeit wie ein Keil ein. Er wollte unzerstörbar leben, deshalb stirbt er."

„Ja! ja! ja!" schluchzte Sibylle auf.

Und sie erlebte Unaussprechliches.

Es war, als konnte die Seele Alexander Dohrns sich noch nicht entschließen, diese Welt zu verlassen, ehe sie nicht ganz zu Liebe geworden war, ehe sie sich nicht ganz seiner Gefährtin offenbart hatte. Die Zärtlichkeit und Liebe eines Lebens, das an nichts mehr gebunden war, sank auf sie herab.

„Fühlst du, wie ich dich erkenne? Wie du mein bist und ich dein?"

Und die Blindheit der Sinne sank. Sie erkannten einander, Seele zu Seele, über das Leben hinaus, wie schon entrückt den blindsuchenden Sinnen. Ein Sichschauen sondergleichen. Mit ihm wurde sie ganz Seele, weltabgewandt: Gottheit.

Mit ihm löste sie sich vom irdischen Leben, mit ihm ging sie, wie sie einst mit ihm gegangen war, fort aus allem vertrauten Leben, hinaus in die Fremde. Er gab ihr die Krone des Lebens. Alle Sehnsucht war gestillt. Alles Suchen befriedigt.

Seinen Freund Ottomar sah der Sterbende an, Glück und Dank in den Augen.

„Wie angenehm ist es," sagte er und hielt die Frau und den Freund an der Hand, „wenn Gott einem wohl will."

Daß mein Vater sterbend uns so selig macht, das ist des Sterbens wert. Bei uns sind hohe Festtage", sagte der junge Sohn in diesen Tagen zu seiner Mutter.

Sie feierten miteinander wundervolle Stunden, — hohe Festtage.

Niemand wußte, waren es Stunden, waren es Tage. In keinem Herzen regte sich Angst oder Trauer. Überirdische Heiterkeit lag über alle ausgebreitet. — Zeitlosigkeit, — Gefühl der Ewigkeit. Sie folgten dem Sterbenden in das Undenkbare, und Ottomar Rauchfuß wiederum trug die abscheidende Seele wie auf Flügeln.

Wahrlich, dieser schlief nicht wie die Jünger des Herrn.

Keine Krankheit quälte, und die Dienste, die man dem schwachen Körper erwies, kümmerlich an sich, trugen den Charakter heiliger, Seelen verbindender Handlungen.

„Ottomar," sagte Sibylle bebend, als ihr Gefährte schlummerte, „ich fühle mich wie schuldbewußt, ich fürchte mich, wieder erdenschwer zu werden. Rein und frei ist er wie ein Überirdischer und war es immer, nur ich verstand ihn oft nicht. Ich wußte nicht, wie fern er mir war."

„Kein Schuldgefühl, — keine Reue!" sagte Ottomar fast heftig. „Tue das nicht, das ist alles unbeschreiblich unnötig. Kennst du die Bilder von Christophorus, der das heilige Kind durch den Strom trägt, durch den Lebensstrom? Er trägt es getreulich, und es wird schwerer wie die Welt, — er unterliegt fast. Solche Kinder, deren Reich nicht von dieser Welt ist, tragen sich schwer. — Erlöser tragen sich schwer.

Er liegt so leicht und rein auf seinem Bett, — sei auch du rein und leicht. Er zieht seelengewiß von dieser Erde in seine Heimat. Zieh ganz mit ihm. — Er ist deine Ewigkeit. Er schließt dir die Pforte auf. Du liebtest in ihm deine Ewigkeit, durch manche Not und manche Beschwerde, — und nun leuchtet sie dir!

Gott schenkt uns solche Abbilder der Ewigkeit in unserer großen Liebe, da wir das Ewige selbst nicht lieben können. Und wenn solch ein geliebtes Stück Ewigkeit scheidet, schauen wir die leuchtende Bahn und wissen den Weg und wissen das Ziel. Und das Ewigkeitstor öffnet sich, ihn einzulassen, und

durch die Spalte dringt für uns das Licht des Ursprungs."

Die schwere Leidenskrone der Menschheit, die, von Engeln ehrfürchtig getragen, auf die Seele herabschwebt, hatte sich auf Sibyllens Haupt gesenkt als Krone des Lebens; beseligend war diese heilige Leidenskrönung, diese Heiligung des ganzen Lebens und des Todes, — diese Heiligung aller Schuld des Lebens, diese große Liebesheiligung.

Tiefe Nacht. — Sibylle wacht am Bette ihres Mannes. Ottomar steht neben ihr. Er legt ihr die Hand leicht auf die Schulter und sagt: „Höre!"

Sanft wogt der Atem ihres Mannes, leicht und zart, — dann versinkt der Atem wie im unendlichen Raum. — Fabelhafte Stille tritt ein, als stiege die Ewigkeit leise — leise — leise empor, — eine Stille sondergleichen, ein Friede sondergleichen. — Und der mühelose sanfte Atem setzt wieder ein und hebt die Stille der Ewigkeit wieder auf. — Neun leichte Atemzüge, — und wieder eine Zeit, an neun Atemzüge lang, ohne Atem, — und wieder der sanfte Atem der Welt, einer Insel gleich, auftauchend aus dem Meer der ewigen Stille, das auch diese letzten Inseln sanft überfluten wird.

So, gleich einem ungeheuren Rhythmus, folgte Lebensodem auf Ewigkeitsstille in friedvollem Wechsel.

Und diesem Rhythmus lauschte nun Sibylle betäubt, erstarrten Herzens, — verstehend.

Wie einer ungeheuren Offenbarung lauscht sie ihm.

So schreitet ihr Leid auf sie zu, so wogt es heran in Ebbe und Flut — wie ein Meer ,— und sie fühlt ihn versinken, in einer ewigen friedvollen Tiefe, — steigen in ewig stille Höhe, — von ihr geschieden.

Ein leiser Ruf: „Erde — liebe Erde —!" Und sie ist nah bei ihm, — noch einmal nah bei ihm, — und er lächelt sie

an, sucht ihre Hand, — ein Blick fällt auf sie, strahlend von innerem erdenentrücktem Wissen und voller Liebe zu ihr.

So lächelte er nie, so ganz in Glück und Frieden.

Und Sibylle stimmt ein in die Seligkeit ihres Gefährten. Sie bleibt nicht zurück. Sie hält Schritt mit ihm. Ihre große Liebe gibt ihr die Gewalt dazu, — ihre Seele jubelt still mit ihm.

„Ja," flüstert sie, ihr Haupt nahe dem seinen, als er schwach und fern in seinen Kissen liegt, „fröhlich wollen wir sein, — fröhlich wie nie, — so aus allerinnerstem Sein fröhlich."

„Ja", antwortete er mühsam und drückt ihr die Hand, die er in der seinen hält. — Fern schon war ihm menschlicher Ausdruck; aber über sein Gesicht ging ein wundervolles Leuchten, — und er rief laut ihr als Antwort, wie ein freudiger Mensch ruft auf Bergeshöhe: „Ho! Ho! Ho!" Stark rief er und überselig. Sibyllen aber war es, als zerrisse ihr das Herz vor Weh von oben bis unten, wie der Vorhang im Tempel zerriß.

Nach diesem Ruf öffnete er noch einmal den Mund zum Reden, — fand nur noch einmal den Ausdruck seines Menschentums.

„Morgen kommt das große Glück!" sagte er, Wissens voll. — — Und es kam.

Wie ein zartes, schönes Gehäuse ließ die freie Seele ihre Schale zurück.

Leicht und zierlich lag sein Haupt auf den Kissen, ohne Schwere, — leuchtend im Frieden, den die wissende Seele ihrem vergänglichen Bilde aufgedrückt hatte.

Ganz nun vom Tod umfangen, stand Sibylle doch im höchsten Reichtum des Lebens, geliebt, wie mit Liebe überschüttet, seligen Glaubens voll an die Ewigkeit der abgeschiedenen Seele, von neuen Lebensgluten durchdrungen, mit neuem Lebenswissen.

So war er ihre große Liebe gewesen und ihr Erlöser geworden. Mit ihrem lieben Kinde blieb sie zurück, wie beschenkt, wie erquickt, emporgehoben inmitten allen Wehs und aller Sehnsucht, bebend voll Hingebung und Einswerdung und Dankbarkeit, daß der Gefährte das Sterben ihr so wundervoll gelehrt.

Köstliches Leben, das zu solchem Ziele geführt. Wollte Gott vielen Menschen, die durch das schwere Dasein gehen, durch Schuld und Not, Mißverstehen und Verwirrung, durch Liebe und große Freude, solch höchstes Lebensziel bescheren.

So bietet Isebies Sibylle eine Handvoll Wasser aus dem unerschöpflichen Meere ihres Lebens und aus dem Meere ihres Leides und aus dem Meere ihrer Liebe und ihrer Seligkeiten, das bis hinauf in die Ewigkeit rauscht.

Inhalt der Bände

Band I

Ratsmädelgeschichten

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Band 2

Band 3

Band 4

Das Haus zur Flamm', Roman

Glory glory halleluja! Novelle

Es hat wohl nicht sein sollen!
Nach einer Aufzeichnung aus dem XVI. Jahrhundert

Herzenswahn

Band 5

Halbtier, Roman

In frischem Wasser, Roman

Band 6

Isebies, Die Geschichte eines Lebens

Ullstein & Co

Berlin SW 68

SIGNATURE	ISS'D	RET'D
R. W. Rodman	1932	
922 W. Huron		